The Library

of the

CLAREMONT

SCHOOL OF THEOLOGY

1325 North College Avenue
Claremont, CA 91711-3199
1/800-626-7820

M. Huldreich Zwingli's

sämmtliche Schriften

im Auszuge.

Ein Denkmal

der Evangelisch-reformirten Kirche

beim Eintritt

in ihr viertes Jahrhundert.

Zürich,
in der Geßnerischen Buchhandlung.
1819.

ULRICH ZWINGLI.
Gebch. 1484. Gest. 1531.

BK
346
.A2
1819
Abt 1
Bd. 1

M. Huldreich Zwingli's sämmtliche Schriften

im Auszuge.

Herausgegeben
von
Leonhard Usteri,
Professor am Carolinum,
und
Salomon Vögelin,
Prediger an der Waisenkirche.

Ersten Bandes erste Abtheilung.

Zürich,
in der Geßnerischen Buchhandlung.
1819.

Seiner Hochwürden

dem Herrn

Johann Jakob Heß,

Doctor der Theologie

und Antistes der Zürcherischen Kirche,

dem

siebenzehnten Amtsnachfolger

Huldreich Zwingli's

ehrfurchtvoll

gewiedmet.

Hochwürdiger!

Innigstverehrter!

Wenn es der dritten Jubelfeyer der Züricherischen Kirche, auf die wir eben jetzt uns bereiten, zur Auszeichnung dient, daß der unsterbliche Reformator vollkommener als bei keinem der beiden frühern Sekularfesten gerade in seiner eigenthümlichsten Geistes- und Charaktergröße begriffen, und auch von unpartheyischen Gliedern der Lutherischen Schwesterkirche geschätzt wird: so gereicht es dieser Feyer nicht minder zur hohen Zierde, daß dieselbe gerade in die Tage fällt, in denen Sie bald vier und zwanzig Jahre zum Segen unserer Kirche an Zwingli's Stelle stehen, Sie — in unabläßiger Schriftforschung und tiefer Schriftkenntniß, in unerschütterlichem Festhalten an der Bibel als Gottes Wort, und in hoher Glaubenszuversicht Zwingli so ähnlich; Sie — durch Ihre zahlreichen Schriften seit funfzig Jahren weit umher segenvoll wirkend, wie seit Jahrhunderten keiner von Zwingli's Nachfolgern; bei Tausenden, die sich Ihre dankbaren Schüler nennen, das Verständniß der heiligen Bücher und die fromme Ehrfurcht für dieselben befördernd, und darum nicht nur unser Aller, sondern auch des Auslandes ungetheilte Verehrung genießend. —

Erlauben Sie denn, daß wir — als Ausdruck unserer innigsten Freude Sie, hochwürdiger, innigstverehrter Greis! in diesem seltenen, denkwürdigen Zeitpunkte an der Spitze unserer Geistlichkeit zu sehen, und unter Ihrer Führung das frohe Sekularfest unserer Kirche begehen zu können — die gegenwärtige Schrift, durch welche auch Wir unserm Zwingli ein Denkmahl seines Geistes und Herzens setzen zu müssen glaubten, Ihnen zu einer, wie wir hoffen, nicht unwillkommenen Jubelgabe darreichen.

Möge die nahe, nach einer Reihe so verhängnißvoller Jahre für Vaterland und Kirche doppelt erwünschte Feyer, die auch Ihnen so theure Herzensangelegenheit ist, den Abend Ihres Gott und der Kirche geweihten Lebens herrlich verklären; und möge Ihnen noch dießseit des Grabes zu Theil werden, die erfreulichen Folgen dieses, eine neue geistige und religiöse Anregung wirkenden, Jubelfestes zu erblicken; diese nämlich, daß die Lehrer unserer Kirche mit Zwingli's freiem Wahrheitssinne und frommen Glauben die reine, aus den Quellen selbst geschöpfte, Evangelium's lehre von Neuem verkündigen, und unser Volk dieselbe auf's Neue als sein köstlichstes Kleinod schätze, bewahre, und zu seinem Heile zu benutzen strebe!

Mit ehrfurchtsvoller Hochachtung

Zürich,
den 21ten Wintermonat
1818.

Die Verfasser.

Vorbericht.

Schon im Jahr 1767. äußerte ſich der ungenannte Herausgeber der trefflichen Schrift (von Felix Heß): „Prüfung der philoſophiſchen und moraliſchen Predigten“ — wahrſcheinlich der ehrwürdige Spalding ſelbſt — in einer Anmerkung (S. 122.) nach Anführung einer Stelle aus Zwingli's Werken (Opp. T. II. p. 559.) folgender Maßen: „Ich habe dieſe Stelle auch in der Abſicht angeführt, um meinen Landsleuten den Lehrer einer Schweſterkirche in der Schweiz bekannt zu machen, der in Anſehung ſeiner Einſichten, ſeiner theologiſchen Einfalt, ſeines Geſchmacks, ſeiner Klugheit, ſeiner nachdrücklichen Schutzreden für die Freiheit zu denken, und am meiſten in Anſehung ſeiner Frömmigkeit und Rechtſchaffenheit, die man allenthalben bei ihm antrifft, nicht genug geſchätzt werden kann. Seine Tochter, die Schweizeriſch reformirte Kirche, ſollte ſeinem Andenken mehr Ehre erweiſen, und uns durch eine neue Auflage ſeiner Schriften den Gebrauch derſelben erleichtern.“

Wenn dieser ehrenvolle Aufruf damals fruchtlos verhallete, und um so mehr verhallen mußte, da es nur ein nebenbei geäußerter Wunsch eines Ungenannten Einzelnen war, und überdieß bald hernach der theologische Zeitgeist eine Richtung zu nehmen anfing, die einem solchen Unternehmen nichts weniger als günstig seyn konnte: so sollte dieß doch keineswegs abermals der Fall seyn, da jetzt, fünfzig Jahre später, eine merkwürdige, ergreifende Epoche selbst diesen Aufruf laut und dringend an uns wiederholt. Es hatte im vorigen Jahre die protestantische Kirche in Deutschland die Sekularfeyer der Lutherischen Reformation mit allgemeiner Bewegung der Gemüther und freudiger Begeisterung begangen. Eine Menge von Schriften erschien, in welchen Luther und sein Werk gefeyert ward. Nicht nur zahlreiche Biographien des großen Mannes traten an's Licht; auch seine deutschen Schriften, obwohl längst bekannt und verbreitet, wurden im Auszuge, einige vollständig, neu herausgegeben zu verschiedenen Zwecken. Nun stand in Jahresfrist die Sekularfeyer der Reformation unserer Kirche bevor. Welche Mahnung an uns Schweizer, in der Feyer dieses segenvollen Ereignisses nicht hinter unsern deutschen Brüdern zurückzubleiben, und zu diesem Ende namentlich auch den Geist und die Verdienste unsers Reformators uns selbst und Andern aus seinem Leben und seinen Schriften von Neuem bekannt zu machen! Zumal da es hier einem eben so großen, vielleicht noch größern Heroen jener Zeit galt, dessen Leben, und noch mehr dessen Schriften, selbst seinen eigenen Landsleuten und Glaubensgenossen, besonders aber dem protestantischen Deutschland bisher allzuwenig bekannt waren, so daß es ihn häufig noch mit Calvin verwechselte. Wodurch konnte aber dieser Mahnung der Zeit besser entsprochen, und un-

serm herrlichen Zwingli ein ehrenvolleres und seiner würdigeres Denkmahl gestiftet werden, als durch die Bemühung, den Inhalt seiner Schriften — dieses schönsten Vermächtnisses seines Geistes und Herzens — aus dem Staube der Vergessenheit hervorzuziehen, und allen Freunden der Reformation in angemessener Form zur Kenntniß und zum Genusse darzureichen? Ein Wunsch, mit welchem uns selbst Freunde und Verehrer Zwingli's in Deutschland entgegen kamen. — Zu diesem Unternehmen fühlte ich mich um so mehr hingezogen, nicht nur durch die innige Verehrung, die ich längst diesem um mein Vaterland unsterblich verdienten Manne weihte, und die mich schon früher bewogen hatte, mich mit seinem Leben und Wirken genauer bekannt zu machen; sondern auch durch den Vortheil, hier in meiner Vaterstadt, die wahrscheinlich allein im Besitz einer vollständigen Sammlung der Schriften Zwingli's sich befindet, dieselben, so wie alle übrigen zur Kenntniß der Geschichte der Reformation unentbehrlichen Originalquellen, mit Leichtigkeit benutzen zu können; hauptsächlich aber durch meine Gesundheitslage, die mir die zu einem solchen Unternehmen unumgänglich nöthige Muße leider! in einem Grade gewährt, wie kaum einem andern meiner Amtsbrüder. Ich verband mich daher mit meinem hochgeschätzten Freunde, Herrn Professor L. Usteri, der durch seinen trefflichen historisch-literarischen Anhang zu Zwingli's Leben von J. C. Heß*) sich auch dem auswärtigen Publikum als vertrauten Kenner der Zwinglischen Schriften rühmlich beurkundet hat, — um durch seinen einsichtvollen Rath

*) Mit welchem gegenwärtiges Werk nun zum Theil in genauer Verbindung steht, so daß es gewissermaßen auch als eine Fortsetzung von jenem angesehen werden kann, und so beide zusammen ein Ganzes ausmachen.

und seine theilnehmende Unterstützung das Werk desto glücklicher zu Stande zu bringen, von dessen Zweck, Plan und näherer Einrichtung ich dem Leser hier eine umständlichere Rechenschaft geben zu müssen glaube.

Indem wir Zwingli als Mensch, als christlichen Theologen, und als Bürger eines Freistaats aus seinen sämmtlichen Schriften darzustellen wünschten, schien es uns für diesen Zweck allervorderst wesentlich wichtig, unsere Schrift mit einem in streng chronologischer Ordnung und rein historisch abgefaßten Lebenslauf Zwingli's zu eröffnen. Denn wenn wir auch auf irgend eine der bisherigen Biographien des Reformators hätten verweisen können, die — unserm Endzweck völlig entsprechend — den ganzen Gang des Thaten- und Schicksalreichen Lebens Zwingli's in getreuer und durch keine Reflexionen unterbrochener Aufeinanderfolge der Begebenheiten darstellte (was doch keineswegs der Fall ist), so würden wir dennoch dem Leser einen Dienst zu erweisen geglaubt haben, wenn er, unabhängig von allen anderweitigen Hülfsmitteln, gerade hier das rein Geschichtliche finden würde, welches zum Verständniß der — auch sein inneres Leben uns aufschließenden — Schriften Zwingli's erfordert wird. Darum entschlossen wir uns, eine Jahrtafel für die Lebensgeschichte Zwingli's, in Beziehung auf seine Schriften dem Hauptinhalte seiner Schriften selbst als Einleitung vorangehen zu lassen. In Folge dessen studirten wir nicht nur die Quellen, aus welchen die beiden verdienstvollen Biographen Zwingli's — Rüscheler und Heß — schöpften, von Neuem mit möglichster Sorgfalt, sondern wir benutzten auch alle andern sich uns darbietenden Hülfsmittel, unter welchen wir, neben der von dem sel. Hrn. Pfarrer Ludwig Wirz umgearbeiteten, und

nun von Herrn Pfarrer Melchior Kirchhofer in Stein am Rhein trefflich fortgesetzten helvetischen Kirchengeschichte von J. J. Hottinger, und der mit der unsrigen gleichzeitig erscheinenden geistvollen und gehaltreichen Schrift Herrn Pfarrers M. Schuler zu Bötzberg, Cantons Aargau: Huldreich Zwingli. Geschichte seiner Bildung zum Reformator des Vaterlandes, vorzüglich den in der reichen Simmler'schen Manuscripten-Sammlung enthaltenen ausgedehnten Briefwechsel Zwingli's nebst andern Aktenstücken rechnen. Durch dieses erneuerte Quellenstudium hatten wir die Absicht, die bereits bekannten Data nochmals zu verifiziren, dieselben allfällig zu berichtigen und zu ergänzen; hauptsächlich aber unsern Angaben die schärfste chronologische Genauigkeit zu verschaffen, so daß wir nöthigenfalls für jeden von uns erwähnten Umstand, jedes aufgeführte chronologische Datum die von uns selbst nachgesehene Quelle angeben könnten. Mit dieser Jahrtafel, welche dem Leser zugleich zeigen sollte, bei welcher Veranlassung und in welcher Reihenfolge Zwingli jede einzelne seiner zahlreichen Schriften verfertigte und herausgab, wollten wir ein vollständiges, aus chronologischer in systematische Ordnung übergetragenes Verzeichniß dieser Schriften verbinden, um dieselben dem Leser auch so vor Augen zu legen, wie sie nach ihrem allgemeinern und spezillern Inhalte auf einander folgen, und sich an einander anschließen.

Nun erst schien es uns zweckmäßig, die Hauptsache oder den Inhalt jener Schriften selbst folgen zu lassen. Dieß konnte, wenn auch nicht durch eine neue Ausgabe der sämmtlichen Schriften Zwingli's, wenigstens der deutschen, doch durch einen chronologisch fortgehenden Auszug aus denselben

geschehen. Eine Idee, welche Herr Diaconus Lommler in Erfurt befolgte in seinem Werke: Luther's deutsche Schriften theils vollständig, theils in Auszügen herausgegeben. 8. Gotha. 1816. 3 Bände. — Es hätte nun vielleicht die wirkliche Seltenheit der Originalausgaben Zwingli's, und selbst der nach seinem Tode von seinen sämmtlichen Werken veranstalteten frühern und spätern Folioausgabe einen solchen ganz oder zum Theil erneuerten Abdruck derselben, weit mehr noch als der Lutherischen, rechtfertigen können. Allein wenn wir den Geist und Charakter Zwingli's, seine Grundsätze und Ansichten über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit, nicht bloß zur Kenntniß der Gelehrten bringen, sondern auch den gebildetern Lesern unserer Zeit auf eine für sie anziehende Weise darlegen wollten: so mußten wir die ursprüngliche Form dieser Schriften durchaus beseitigen; denn dieselbe war einzig auf das Bedürfniß der damaligen Umstände berechnet, ermüdend zugleich durch die häufigen Wiederholungen, welche freilich von so schnell auf einander folgenden Gelegenheitsschriften unzertrennlich, ja vielmehr bei der Neuheit und Wichtigkeit der aufgestellten Lehrmeinungen ganz an ihrer Stelle waren. Dieß bestimmte uns daher, uns auf einen, in jeder Beziehung vollständigen, Auszug zu beschränken; jedoch so, daß wir nicht jede einzelne Schrift chronologischer Ordnung nach excerpirten, sondern vielmehr aus allen Schriften Zwingli's je das Köstlichste, was in seiner aus Vernunft und Schrift geschöpften praktischen Religionslehre über jeden Gegenstand zu finden wäre, heraushöben, mit einander in Verbindung setzten, und so den gesammten Vorrath der von ihm nach Zeit und Umständen bearbeiteten Lehrmaterien in ein Ganzes zusammen ordneten. Dieser Vorrath sollte sich sofort in drei Hauptmas-

sen theilen, welche unter den Titeln: Religion, Kirche und Staat eben so viele Hauptabschnitte unsers Werkes bilden würden, und von denen dann der erste wieder in die beiden Unterabtheilungen der Religion überhaupt, und der christlichen Offenbarungslehre insbesondere sich auflöste, wie die diesem Vorberichte beigefügte vorläufige Uebersicht des ganzen Werkes näher zeigt.

Dadurch ward allerdings, was wir uns nicht verbergen konnten, unsere Arbeit um so viel schwieriger und mühsamer. Denn so mußte nun das Zusammengehörende und unter Einen Titel Fallende aus den verschiedenen, oft sehr entlegenen Stellungen herbeigesucht; es mußte unter den vielen Parallelstellen, von denen nicht selten jede ihr Vorzügliches hatte, eine prüfende, nicht immer leichte, Auswahl getroffen; es mußte endlich der gedoppelte Fehler verhütet werden, einerseits durch allzukurze und fragmentarische Stücke das Eigenthümliche der Zwingli'schen Darstellungsmanier zu verstecken; und anderseits durch gedehnte und ermüdende Wiederholungen die Aufnahme des zu vollständiger Kenntniß der Zwingli'schen Ansichten und Lehrmeinungen wesentlich Nothwendigen uns selbst zu erschweren. — Ein weiterer Gegenstand, der unsere sorgfältige Berücksichtigung erforderte, war die Sprache. Aus dem vorstehenden Schriftenverzeichnisse ist zu ersehen, daß von den sämmtlichen, unter 81 Numern aufgeführten Schriften Zwingli's nur 40 ursprünglich deutsch, 41 aber in lateinischer Sprache geschrieben sind. Es mußten also, unserm Zwecke gemäß, alle Auszüge aus den lateinischen Originalschriften in deutscher Uebersetzung gegeben werden. Es sind zwar einige derselben besonders von Leo Jud übersetzt worden; allein diese Uebersetzung ist doch größtentheils so weitschweifig und ungelenk, daß dem Leser von dem

Geist und Kraft der Urschrift zu viel verloren gegangen wäre, wenn wir diese unbedingt beibehalten hätten. Alles wurde daher, freilich auch mit Zuräthezieh ung und Benutzung jener ältern Uebersetzung, von Neuem in unsere Sprache übergetragen, und dabei die Eigenthümlichkeit des Originals so sorgfältig berücksichtigt, als es geschehen konnte, ohne allzu steif oder dunkel zu werden. In den Auszügen aus den deutschen Schriften wurden, wie billig, Zwingli's eigene Worte gegeben, und, um ja nicht das Alterthümliche der Sprache und die oft darin liegende Energie zu verwischen, nur die für heutige Leser größtentheils störende Orthographie abgeändert, und die obsoleten und zum Theil unrichtigen Constructionen des, zumal für Deutsche, schwer verständlichen Zwingli'schen Stils in richtigere verwandelt, einzelne, wenn gleich veraltete Wörter dagegen beibehalten, und durch beigefügte Erklärungen deutlich gemacht. Um aber überhaupt jeden competenten Richter in den Stand zu setzen, sich bei allfälligem Zweifel von der Richtigkeit unserer Angaben selbst zu überzeugen, glaubten wir die ausgehobenen Stellen gerade so genau nach Seite und Blatt citiren zu müssen, als es wirklich geschehen ist.

Durch diese Genauigkeit sowohl, als durch Vermeidung einer bloßen und zum Theil willkührlichen Zusammenstellung Zwingli'scher Sentenzen oder einzelner unter gewisse allgemeine Titel gebrachter aphoristischer Sätze sollte sich unser systematisch angelegte Auszug aus den Werken unsers Reformators von so mancher andern Anthologie aus Luther's Schriften unterscheiden. Ueber jede Lehrmaterie sollte, von ihren ersten Elementen an bis auf den Punkt, wohin sie uns führen sollte, keines ihrer Mittelglieder unbeachtet bleiben; so wie wir

auch durch kürzere Abschnitte oder Paragraphen mit bezeichnenden Ueberschriften dem Leser die Uebersicht des Ideenganges und der vollständigen Theorie Zwingli's über jeden von ihm einer genauern Prüfung unterworfenen Gegenstand zu erleichtern suchten: wobei wir uns die von Hrn. D. Bretschneider in Gotha verfertigte Chrestomathie aus Luthers Werken (Luther an unsere Zeit ꝛc. gr. 8. Erfurt 1817) zum Muster nahmen. So wünschten wir durch planmäßige Behandlung des Ganzen und Einzelnen diesem Auszuge den Werth eines Lehr- und Handbuches zu geben, welches das Anziehende hätte, daß es aus lauter solchen Theilen bestände, die den Werken Zwingli's unmittelbar entschöpft wären, und so der Reformator selbst lehrend zu uns spräche. Ob nun eine solche das Ganze umfassende systematische Darstellung aller seiner auf Vernunft, Schrift und Erfahrung gegründeter Lehrmeinungen dem Bedürfnisse unserer Zeit immer noch angemessen sey? diese Frage wird erst nach Vollendung des ganzen, aus zwei Bänden bestehenden und in vier Abtheilungen zu liefernden Werkes, nachdem sich Alles wird überschauen lassen, befriedigend beantwortet werden können. Sehr würden wir uns freuen, wenn dieselbe bejahend ausfiele, und wir es also nicht zu bereuen hätten, Hand an diese Arbeit gelegt zu haben, die billig von Zürich, dem Mittelpunkte der Wirksamkeit Zwingli's, ausgehen mußte, und unsers Bedünkens, auch nur hier am füglichsten zu Stande gebracht werden konnte.

Wenn übrigens, wie wir nicht zweifeln dürfen, sowohl die freundliche Schrift des Herrn Prediger Heinr. Müller zu Wolmirsleben: „Ulrich Zwingli. Ein Denkmal.“ (8. Quedlinb. und Leipz. 1819) als vorzüglich auch die „Kurze Geschichte der Bildung der reformirten Kirche und ihres Lehrbegriffs“ von

Hrn. Diaconus J. Fr. Möller in Erfurt, im zweiten Jahrgange des beliebten Reformationsalmanachs (Erfurt b. Keiser 1819) sich eines verdienten Beifalls erfreuen, und zu gerechter Würdigung Zwingli's mitwirken wird: so sollte dieß für die Aufnahme der ausführlichen Geschichte derselben als eine günstige Vorbedeutung angesehen werden dürfen. Denn was der achtungswürdige Verfasser jenes Aufsatzes in Beziehung auf Zwingli's Schrift: „Von wahrer und falscher Religion“ bemerkt, aus welcher er einige Proben gibt, das läßt sich, ohne Zweifel mit gleichem Rechte, auf einen den Gesammtinhalt Zwinglischer Schriften umfassenden, und jenen kurzen Abriß seiner Schrifttheologie gleichsam commentirenden Auszug anwenden: „Gewiß — heißt es S. 65 — gewiß sind es nicht allein die abweichenden Meinungen, welche er dem herrschenden Lehrbegriffe entgegen setzt, die eine Auszeichnung verdienen; die ganze Dogmatik des Mannes bietet dem Denker und Frommen ein reiches Erntefeld, und an dem Lichtfunken dieses freien Geistes wird dem Betrachter manche schlummernde Kraft warm und groß.“ —

Möge zu einer solchen Erwärmung und Erhöhung der edelsten, religiösen und moralischen Kräfte die nahe Feyer des Andenkens an unsern Reformator und sein segenreiches Werk; möge dazu etwas wenigstens auch dieß Denkmal beitragen, welches wir demselben auf das dritte Sekularfest seiner Kirche aus seinen eigenen Schriften setzen! Mit diesem Wunsche bieten wir hier dem verehrten Leser eine erste Abtheilung unserer Schrift zur freundlichen Aufnahme dar. Sie enthält jedoch nur die erste Hälfte des ersten Hauptabschnittes. Gerne hätten wir auch die zweite zugleich mitgegeben, und so den ersten Hauptabschnitt — Religion — vollständig dargelegt: Aber mehr als diese

erste Abtheilung vor dem Jubelfeste zu liefern, war weder uns noch der Verlagshandlung möglich. Die zweite, welche die christliche Offenbarungslehre in sich begreift, soll aber, so Gott Leben und Gesundheit schenkt und befestigt, nächstens (spätestens zur Ostermesse) erscheinen, und der zweite und letzte Band mit seinen beiden Abtheilungen, dann so schnell wie möglich, nachfolgen.

Zürich, den 21. Wintermonat
1818.

Salomon Vögelin.

Vorläufige

Uebersicht des ganzen Werkes,

Jahrtafel für die Lebensgeschichte Zwingli's.
Verzeichniß seiner sämmtlichen Schriften, nach ihrem Inhalte.

Erster Hauptabschnitt.

Religion.

A. Religion überhaupt.

I. Begriff, Wesen und Werth der Religion.
II. Gott.
III. Die Schöpfung.
IV. Die Vorsehung.
V. Die Vorherbestimmung oder Erwählung.
VI. Der Mensch.
VII. Das göttliche Gesetz.
VIII. Die Sünde.

B. Christliche Offenbarungslehre insbesondere.

I. Die Offenbarungen Gottes.
II. Das Evangelium.
III. Christus.
IV. Das Verdienst der Heiligen.

V. Das eigene Verdienſt.
VI. Der Glaube.
VII. Die Rechtfertigung durch den Glauben.
VIII. Die guten Werke.
IX. Die evangeliſche Gottesverehrung.
X. Die ſelbſt erwählte Gottesdienſtlichkeit.
XI. Die chriſtliche Freiheit.
XII. Die Zukunft nach dem Tode.

Zweiter Hauptabſchnitt.

Kirche.

I. Bedeutung und Werth der Sacramente.
II. Die Heil. Taufe.
III. Das Heil. Nachtmahl.
IV. Die übrigen Sacramente der römiſchen Kirche.
V. Weſen und Umfang der Kirche.
VI. Der Pabſt und die Conzilien.
VII. Das Wort Gottes in heiliger Schrift.
VIII. Der rechte Gebrauch der Heil. Schrift.
IX. Die Schriftauslegung.
X. Der Lehrſtand.
XI. Das Amt der Schlüſſel.
XII. Der äußere Gottesdienſt.
XIII. Die Sectirer.

Dritter Hauptabſchnitt.

Staat.

I. Die Staatsverfaſſungen.
II. Einfluß des Chriſtenthums auf das Staatswohl.
III. Die Obrigkeit.
IV. Die Bürger.
V. Die göttliche und menſchliche Gerechtigkeit.
VI. Die Aufruhren.
VII. Der Eid.
VIII. Die Abgaben.
IX. Die fremden Kriegsdienſte.
X. Die Penſionen.
XI. Der Adel.
XII. Die Bildung der Jugend.
XIII. Der Jugendſpiegel.

Anhang.

Charackteriſtik Zwingli's aus ſeinen eigenen Schriften zuſammengetragen.

Inhaltsverzeichniß

dieſer

Erſten Abtheilung des erſten Bandes.

Jahrtafel für die Lebensgeſchichte Huldreich Zwingli's.

Seite.

Erſter Abſchnitt: Zwingli's Jugendjahre . . 3
Zweiter Abſchnitt: Seine Vorbereitung zum Reformator 11
Dritter Abſchnitt: Sein Wirken als Reformator . 19

Verzeichniß ſämmtlicher Schriften Zwingli's nach ihrem Inhalte.

I. Allgemeinere Schriften 94
II. Spezellere Schriften 103
III. Exegetiſche Schriften 107

Zwingli's sämmtliche Schriften im Auszuge.

Erster Hauptabschnitt.

Religion.

A. Religion überhaupt.

		Seite.
I.	Begriff, Wesen und Werth der Religion .	111
II.	Gott	120
III.	Die Schöpfung	146
IV.	Die Vorsehung	156
V.	Die Vorherbestimmung oder Erwählung .	187
VI.	Der Mensch	203
VII.	Das göttliche Gesetz	230
VIII.	Die Sünde	240

Jahrtafel

für

die Lebensgeſchichte

Huldreich Zwingli's

mit Beziehung auf ſeine Schriften.

Erster Abschnitt.

Zwingli's Jugendjahre

von seiner Geburt bis zum Antritte des Pfarramtes in Glarus.

Vom Jahr 1484. bis 1506.

Der erste Tag dieses Jahres wird gemeiniglich und mit Recht als Huldreich Zwingli's Geburtstag angenommen*). Wildhaus, eines der höchsten Bergdörfer in der ehemaligen Grafschaft Toggenburg, war sein Geburtsort, seine Eltern Huldreich Zwingli, der Ammann (vorderste Beamte) des Dorfes, und Margaretha geb. Meilin, (oder, nach Andern, Bruggmann), beide von altem und geehrtem Geschlechte. Sein väterlicher Oheim war Bartholomäus Zwingli, erster Pfarrer in Wildhaus bis 1487. und von da Pfarrer und Dekan in Wesen am Wallenstadtersee; sein mütterlicher Oheim, Joh. Meili, Abt des Klosters Fischingen, von 1510—1523. Huld- 1484

*) Dieses Jahr gibt nämlich Bullinger, der Geschichtsforscher, in seiner handschriftlichen Reformationsgeschichte, als Zwingli's Geburtsjahr an, während dagegen Oswald Myconius, sein vertrautester Freund, in seinem Nekrolog vom Jahr 1532. ihn „ungefähr um das Jahr 1487." läßt geboren werden. Allein für die erstere Angabe entscheidet Zwingli selbst in einer Stelle seines Commentar's von wahrer und falscher Religion, wo er, in Vertheidigung seiner Lehre vom Abendmahl, seines Alters aufs bestimmteste gedenkt, und so, daß man mit der größten Zuversicht

reich, der dritte von acht Söhnen seines Vaters*), verrieth schon frühe große Anlagen, ward daher von seinen Eltern den

annehmen kann, er werde es, wenn irgendwo, gewiß hier mit den Jahren desselben recht genau genommen haben. Dort erklärt er nämlich, (Siehe den historisch-literarischen Anhang zu J. C. Heß Lebensgeschichte Zwinglis. No. 40. S. 485) wenn er im 40sten Jahr seines Alters, in welchem er die „Auslegung und Begründung seiner Schlußreden" schrieb (1524.), mit seiner Meinung hierüber noch zurückhaltender gewesen sey, als jetzt im 42sten, in welchem er diesen Commentar schreibe (1526.), so habe er dieß einzig gethan, weil er damals geglaubt den Zeitumständen nachgeben zu müssen. Was nun dießfalls von ihm zurückgenommen werde, das wolle er nicht auf Rechnung seiner geänderten Meinung, sondern nur der veränderten Zeitumstände gesetzt wissen. Beym Niederschreiben dieser Worte war sich Zwingli seines Alters gewiß allzudeutlich bewußt, als daß man annehmen könnte, er habe sich hier von einem Irrthum beschleichen lassen. Mag er darum auch immerhin in seiner Schrift No. 58. §. 32. nicht bloß dem D. Faber, der (1478. geboren) wirklich alter war als er; sondern selbst dem D. Eck, welcher am 13. Nov. 1486. soll geboren worden seyn, den Rang im Alter gelassen haben, in den Worten: „Sonst weist du wohl, obgleich du und Eck, nach den Jahren älter sind als ich, wie viel du älter seyst im rechten ehrsamen Alter, von dem Weish. C. 4 steht!" so ist doch — dessen nicht zu gedenken, daß er nach dieser Berechnung schon als ein Knabe von 12 höchstens 13 Jahren nach Wien müßte gekommen seyn — weit eher anzunehmen, Zwingli habe sich in dem für ihn so gleichgültigen Punkt wie Eckens Geburtsjahr war, geirrt, als darin, daß er, in Folge seines Geburtsjahres 1484. jetzt (1526.) im 42sten Jahr seines Lebens diesen seinen Commentar schreibe.

*) Die sieben Brüder Zwingli's hiessen: Heinrich, Klaus, (von welchen unsre jetzt noch lebenden Zwingli herstammen) Hans, Wolfgang, Bartholomä, Jakob und

Studien und der Kirche bestimmt, und dem Oheim zu Wesen zur Erziehung und Ausbildung übergeben. Unter dieser väterlichen Pflege entwickelte sich der hoffnungsvolle und geliebte Knabe so schnell, daß er schon

in seinem zehnten Jahre nach Basel gebracht werden konnte, wo 1494
er dem Unterrichte des eben so gelehrten als sanften M. Gregorius Binzli, Lehrer an der dortigen St. Theodorschule*) anvertraut wurde. Hier übertraf er in Kurzem alle seine Mitschüler, und zeichnete sich noch überdieß durch sein seltenes Talent für jede Art von Musik aus. Bald fand der bescheidene Lehrer seinen Unterricht nicht mehr hinreichend für den Geist und die Talente Zwingli's, und rieth daher dem Vater, ihn jetzt nach Bern zu einem Manne von seltener Gelehrsamkeit und Sprachkunde, zu dem berühmten M. Heinrich Lupulus oder Wölflin**) zu senden.

Hier beschäftigte sich Zwingli unter der Anleitung dieses 1497
vortrefflichen Lehrers hauptsächlich mit der klassischen Littera-

---

Andreas; wovon die einen die Landwirthschaft zu Hause trieben, die andern sich dem Reislaufen ergaben. Die beyden jüngsten, den Wissenschaften sich widmenden Brüder, Jakob und Andreas, starben frühzeitig, der erstere als Mönch im Schottenkloster zu Wien 1517, der letztere 19. Nov. 1520. im Vaterlande an der Pest. Auch hatte Zwingli noch eine Schwester, Anna, welche Leonard Tremp, nachherigen Spitalmeister und Mitglied des Rathes in Bern, einen sehr edeln Mann und eifrigen Freund des Evangeliums heurathete. Daß übrigens Huldreich der dritte Sohn seines Vaters war, (und nicht der sechste, wie sonst gewöhnlich, aber ohne Beweis, angenommen wird) ergibt sich aus einem noch vorhandenen Stammbaum der Zwinglischen Familie.

*) Wahrscheinlich Landsmann, Bekannter und Freund des Dekan Bartholomäus Zwingli, und sein Nachfolger auf der Pfarre Wesen.

**) Der seinen Schüler noch überlebte, und ihm auch einige Epitaphien setzte.

tur, bildete an ihr seinen Geschmack, übte sich in eigenen Aufsätzen, und lernte auch selbst Gedichte verfertigen und beurtheilen. Besonders aber erregte er durch seine vorzügliche Anlage sowohl als Liebe zur Musik die Aufmerksamkeit der Dominikanermönche in Bern, die nichts unversucht ließen, um ihn für ihren Orden und ihr Kloster zu gewinnen. Sobald aber Vater und Oheim davon Nachricht erhielten, so eilten sie, ihn den Händen dieser sich späterhin (1509.) so verworfen zeigenden Mönche zu entziehen, und sandten ihn, nach Verfluß von nicht vollen zwey Jahren, die er zu Bern zugebracht hatte, auf die hohe Schule zu Wien, wo er nun Philosophie studiren sollte*).

1499 Hier machte er, unter seinem latinisirten Geschlechtsnamen Cogentius, einen, nach damaligen Begriffen, vollständigen Cursus in der Philosophie, war aber auch zugleich unabläßig darauf bedacht, sich in seinen humanistischen Studien immer mehr zu vervollkommnen. Höchst wichtig, wie für seine weitere Ausbildung, so für sein ganzes künftiges Leben, war seine mit einigen ebenfalls in Wien sich den Studien widmenden vielversprechenden Jünglingen seines Vaterlandes jetzt geschlossene, und zum Theil auch bis auf seinen Tod durch Corre, sponden; mit ihnen unterhaltene Freundschaft. Die vorzüglichsten derselben waren Heinrich Lorit aus Mollis, von seinem Vaterlande Glarus, Glareanus genannt. Joachim von Watt oder Vadianus, nachmahliger Bürgermeister zu St. Gallen; die Brüder (Conrad und Leopold) Grebel aus Zürich. Hier machte er auch die erste Bekanntschaft mit Eck und Faber, die in der Folge seine erbittertesten Feinde wurden.

---

*) Daß wirklich das Jahr 1499. als das Jahr seiner Ortsveränderung von Bern nach Wien (und damit auch zugleich das Jahr 1497. als der bestimmteste Zeitpunkt seiner Versetzung von Basel nach Bern) anzunehmen sey, bestätigt Zwinglis eigene Aeußerung in seiner Schrift über die Gevatterschaft ꝛc. (N°. 39) „daß er jetzt (1525.) bald in 26 Jahren gen Bern nie gekommen sey."

Von Wien kehrte er nach zwey Jahren wieder nach 1502
Hause, begab sich aber, nach kurzem Aufenthalte daselbst, zum zweyten Mahle nach Basel, um seine Kenntnisse noch mehr zu erweitern. Hier ward er, ein achtzehnjähriger Jüngling, Hülfslehrer an der St. Martinsschule im Sprachunterrichte, setzte das Studium der alten Klassiker fort, legte sich nun aber vorzüglich, vereint mit seinem Herzensfreunde Leo Jud von Rappersweier im Elsaß, auf das Studium der Theologie. Sein Lehrer war hier vornehmlich Thomas Wittenbach aus Biel, der zwar erst gegen das Ende des Jahres 1505. von Tübingen nach Basel gekommen war*). Er war es, der in Zwingli nicht nur eine unauslöschliche Liebe für das Studium der Griechen weckte, sondern ihn hauptsächlich zu richtiger Schriftauslegung und auf die Bahn reinerer christlicher Erkenntniß führte, indem er mehrere rein evangelische Lehrsätze seinen Zuhörern vortrug, namentlich den päbstlichen Ablaß als nichtig bestritt, und dagegen den Tod und das Leiden Christi als das einzig zulängliche Lösegeld für unsere Sünden erklärte. Nicht nur gedenkt Zwingli selbst dieses seines Lehrers in zwey Stellen seiner Schriften (Siehe historisch-literar. Anhang N°. 10. S. 370. und N°. 77. S. 594.) wiewohl nur beyläufig, doch mit großer Achtung und Dankbarkeit, sondern es äußerte sich ganz besonders Leo Jud in seiner Vorrede zu Zwingli's Anmerkungen über das N. T. 1539.**) gegen den Rath und die Bürgerschaft der Stadt Biel über denselben sol-

*) Nach dem Einschreibungsbuch der Theologen in Basel trat er den 26. Nov. 1505. sein theologisches Professorat an der dortigen Universität an.

**) Diese erschienen nach Zwingli's Tode unter folgendem Titel: Huldreich Zwingli's Anmerkungen über die evangelische Geschichte Jesu Christi nach Matthäus, Marcus, Lucas und Johannes; ferner über die Briefe Pauli an die Römer, Corinther, Philipper, Colosser, Thessalonicher und Hebräer — den Brief Jakobi und den 1sten Brief Johannes; herausgegeben von Leo Jud und Caspar Großmann. Fol. Zürich, 1539. (N°. 73–81).

gender Maßen: „Aus Eurer Mitte ging jener berühmte D. „Thomas Wittenbach hervor, ein Mann, der in allen Fächern „der Wissenschaften ungemein bewandert, und wegen seiner „vielseitigen Gelehrsamkeit die Bewunderung und das Erstaunen aller, auch der gelehrtesten Männer jenes Jahrhunderts „war, und gleichsam für einen Phönix galt. Ihm hatten „Zwingli und ich, die wir zu gleicher Zeit, ungefähr um das „Jahr 1505. zu Basel studirten, unsere Bildung zu danken; „und zwar nicht nur in den Sprachen und schönen Wissenschaften, deren ausgezeichneter Kenner er war, sondern „auch in der Wahrheit der heiligen Schrift. Denn wie dieser Mann, neben einer ungemeinen Beredsamkeit, einen „durchdringenden Verstand besaß, so sah und ahnete er auch „vieles vorher, was erst später von Andern öffentlich ausgesprochen wurde, z. B. den päbstlichen Ablaß betreffend, „und Anders, womit der römische Pabst die thörichte Welt „nun schon mehrere hundert Jahre betrogen hatte. Er war „die Quelle, aus welcher wir alles geschöpft haben, was wir „von gründlicher Gelehrsamkeit besitzen; ihm sind wir alles „dieses schuldig. Durch ihn wurden die ersten Samenkörner „der wahren Religion in Zwingli's Brust gepflanzt, und er „vollends angespornt, mit gänzlicher Beyseitsetzung der sophistischen Thorheiten, die heilige Schrift zu lesen". (Siehe hist. liter. Anhang S. 668).

1506 nahm Zwingli unter dem Decanat des Doktors beider Rechte, Joh. Mornach, die philosophische Magisterwürde an, und erhielt nicht lange nachher von der Gemeinde Glarus den Ruf zum Nachfolger des verstorbenen Joh. Stucki an ihre Pfarrstelle, um welche sich auch ein vornehmer Züricher, Heinrich Göldli, gestützt auf einen Römischen Bestallungsbrief, eifrig beworben hatte. Zwingli nahm diesen Ruf an, ließ sich vom Bischof zu Constanz zum Priester weihen, hielt dann zu Rapperschweil seine erste Predigt, und auf Michaelis in seinem Geburtsorte Wildhaus seine erste Messe, worauf er sich ungesäumt nach Glarus begab *).

*) Auch die Aeußerung Zwingli's selbst in seiner Schrift N°. 39. daß er zur Zeit jenes berüchtigten Ketzerischen

Zweyter Abschnitt.

Zwingli's Vorbereitung zum Reformator durch sein inneres und äußeres Berufsleben zu Glarus und Einsiedeln.

Vom Jahr 1506. bis Ende 1518.

Im letzten Viertel dieses Jahres begann also Zwingli seine 1506
Laufbahn als öffentlicher Lehrer des Evangeliums in dem Hauptflecken des Cantons, der nach demselben den Namen Glarus führt, und als Seelsorger der größten Pfarrgemeinde, indem sie damahls beynahe den Drittheil des Landes umfaßte. Hier widmete sich Zwingli, im Gefühl dessen, was er alles bedürfe, um seinem Berufe ganz genug zu thun, von neuem den klassischen sowohl als theologischen Studien. Ihn beschäftigten vorzüglich die römischen Geschichtschreiber, Cicero der Redner, und Valerius Maximus, welchen er als eine brauchbare Beispielsammlung ganz

---

Handels in Bern 1509. schon zwey oder drey Jahre Kilchherr zu Glarus gewesen, gibt der Angabe Bullingers Gewicht, daß der Amtsantritt Zwingli's zu Glarus in das letzte Viertheil des Jahres 1506. zu setzen sey; so wie uns auch die Bemerkung Zwingli's im 25sten Capitel seiner Erläuterungen des Jeremias, daß diese (die im Jahr 1528. von ihm geschrieben wurden) in das 23ste Jahr seines Predigtamtes fallen, ungefähr auf eben dieß Resultat führt. — Daß übrigens die Zeitbestimmungen dieser ersten Periode des Lebens Zwingli's nicht mit größerer Genauigkeit angegeben werden können, wird wohl den nachdenkenden Leser so wenig als die Sparsamkeit ihrer einzelnen Thatsachen befremden.

auswendig lernte. Jetzt ging er auch zur Erlernung der griechischen Sprache über, ward, ungeachtet der geringen Hülfsmittel, die ihm hiefür zu Gebote standen, mit ihr in Kurzem vertraut, und gewann sie so lieb, daß er schon 1513. sich äußerte, nichts vermöge ihn mehr vom Studium derselben abzuziehen. Er las neben den vornehmsten griechischen Dichtern auch den Plutarch und Thucydides, den Plato, Aristoteles und besonders fleißig den Lucian, zu welchem er auch einen Kommentar schrieb. Das wichtigste Studium aber war ihm das der heil. Schrift, die er nun in ihrer Grundsprache las, und die er hauptsächlich durch sie selbst — dunkle Stellen aus klaren erhellend — zu erklären suchte; wobey er sich aber auch mit den besten Auslegern bekannt machte, und zu diesem Ende die griechischen und lateinischen Kirchenväter las, deren Anmerkungen, besonders aber die des Erasmus*), er an den Rand seines griechischen Textes oder zur Vulgata schrieb. Er scheute sich aber auch nicht die Schriften der sogenannten Irrlehrer zu lesen und zu prüfen, um auch bei ihnen die Samenkörner der Wahrheit aufzuspüren und zu sammeln. So gab er den Schriften des Fürsten Johannes Pikus von Mirandola, und besonders dessen 900 Propositionen, ob sie gleich von der Kirche für ketzerisch waren erklärt worden, vielen Beifall, welchen er auch nicht verhehlte, mochte er immerhin von seinen Amtsbrüdern darüber gehasset und verdächtigt werden, denen es ebenfalls sehr mißfiel, daß er in seinen Vorträgen an das Volk die Wunder der Heiligen, die Reliquienverehrung, das Wallfahrten u. s. w. so gar nicht pries.

Daneben machte sich Zwingli um die gelehrte Bildung einer großen Schaar von Jünglingen aus den edelsten Geschlechtern seines Vaterlandes sehr verdient. In der damals zu Glarus gestifteten lateinischen Schule ertheilte er ihnen die Anfangsgründe des wissenschaftlichen, besonders des

*) Mit welchem Zwingli schon im Jahr 1514. in einen Briefwechsel trat, und den er im Frühjahr 1515. selbst in Basel besuchte.

Sprachunterrichtes, und beförderte dieselben dann zu Fortsetzung ihrer Studien und zu ihrer vollendeten Ausbildung theils nach Wien zu seinem Freunde, dem berühmten Vadian, theils nach Basel und Paris zu Glarean. Unter diesen Jünglingen waren es (nebst seinen beiden eigenen Brüdern, Jakob und Andreas) vornämlich Valentin Tschudi, sein Nachfolger im Pfarramte zu Glarus, Jakob Heer sein Pfarrhelfer, die drey Brüder Ludwig, Peter und Aegidius Tschudi, (letzterer der berühmte Geschichtschreiber) Wilhelm Nesen, Balthasar Elmer, Fridolin und Philipp Brunner und Andere, die mit der zärtlichsten Liebe und Dankbarkeit an ihrem Lehrer hingen, wie ihre noch vorhandenen Briefe an ihn rührend bezeugen, in allen ihren Angelegenheiten Rath und Trost bei ihm suchten, und auch in spätern Jahren, selbst bei abweichenden Ansichten, ihm ihre Freundschaft bewahrten.

In Zwingli's Amtsjahre zu Glarus fielen auch die italienischen Feldzüge der Schweizer. Um die Franzosen aus Italien zu vertreiben, und den jungen Herzog Maximilian Sforza in sein väterliches Erbe Mayland einzusetzen, hatte sich Papst Julius II. durch Vermittlung des Kardinals Matthäus Schinner, seines Legaten in der Schweiz, mit den Eidgenossen verbündet, und rief nun nach der unglücklichen Ravenner-Schlacht die Eidgenossen mit Anwendung aller ihm zu Gebote stehenden Mittel zu Hülfe. Zwanzigtausend Schweizer brachen jetzt durch Bündten nach Italien auf, worunter auch die Glarner. Ihnen folgte Zwingli, weil jedesmahl der Pfarrer des Hauptorts das Landesbanner als Feldprieſter begleiten mußte. Die Franzosen wurden nun von den Eidgenossen überall zurückgedrängt, Pavia erobert, und das Herzogthum Mayland eingenommen. In Folge dieſes für den Papst und die Schweizer so glücklich beendigten Pavierfeldzuges wurde Zwingli*) von dem päbſt-

1510

1512 April

Jun.

*) Der denſelben als Augenzeuge ſeinem Freund Vadian von Glarus unterm 5. Oct. 1512. in lateiniſcher Sprache, beſchrieb in ſeiner erſten Schrift, betitelt: Nachricht von

lichen Nuntius, Kardinal Schinner*) sehr ehrenvoll be-
Dec. handelt, und beauftragt die Geschenke des Pabstes an seine
29. Landsleute zu vertheilen. Später begab sich nun eine
Schweizergesandtschaft nach Mayland, um den jungen Herzog
Sforza vollends in sein väterliches Erbe einzusetzen und ihm
1513 die Schlüssel der Stadt zu übergeben. Im folgenden Jahre
sandte Ludwig XII. ein neues Heer nach Italien, um das
verlorne Herzogthum wieder zu erobern. Auch die Schweizer,
und unter diesen besonders die Glarner, zogen also wieder
Jan. über die Alpen, zum Schutze des neuen Herzogs; und so ge-
6. schah die Schlacht bey Novarra, in welcher sie, wiewohl
mit großem Verluste, abermahls den Sieg davon trugen.
War nun Zwingli ebenfalls ein Augenzeuge dieses großen
Sieges, so mußte er das Glarnercontingent jetzt zum Drit-
tenmahl nach Italien begleiten, um auch Zeuge einer
großen Niederlage zu seyn, die seine Landsleute traf. Je mehr
1515 Franz I. Ludwigs XII. Thronfolger in Frankreich, allen Kräften
aufbot sich des verlornen Italiens wieder zu bemächtigen,
desto mehr suchten Pabst Leo X. und Kaiser Maximilian I. den
Herzog zu unterstützen, und ihm die Schweizer treu zu erhalten.
Sie zogen wirklich zur Vertheidigung des Herzogs wider
die Franzosen, wurden aber zum Rückzuge bewogen. Es
kam jetzt zwischen Franz I. und einigen Anführern der Schwei-
zertruppen ein Friedensschluß zu Galera zu Stande, in
Folge dessen die Truppen der mehrern Kantone zur Heimkehr
aufbrachen, nur die Truppen von Uri, Schwyz, Unterwal-
Sept den und Glarus blieben auf dem Kriegsschauplatze, zogen sich
8. aber auf Mouza zurück. In dieser Stadt war es, wo

---

den Begebenheiten zwischen den Franzosen und Schwei-
zern bey Ravenna, Pavia und andern Orten.

*) Auf dessen Verwendung ohne Zweifel Zwingli vom Pabst eine jährliche Pension von 50 Gulden erhielt, die er zu Anschaffung der damahls sehr kostspieligen Bücher verwandte, im Jahr 1517. aber aufgab. Ueberhaupt stand Zwingli mit Schinner in sehr freundschaftlicher Verbindung, und ward auch später noch von ihm begünstigt.

Zwingli auf offener Straße beim Kaufhaus vor zahlreicher Versammlung den Truppen predigte, und zwar ihren Muth und ihre Treue lobte, aber sie zur Einigkeit, Gehorsam, Ordnung, Vorsicht in ihrer gefährlichen Lage ernstlich ermahnte, und vor tollkühnem Beginnen warnte*). Allein vergebens! Sie ließen sich mit den Franzosen in ein Handgemenge ein, woraus die Schlacht von Marignano erfolgte, in welcher sie am ersten Tage mit ungeheurem Verlust zwar das Schlachtfeld behaupteten, am folgenden Tage aber von den Franzosen mit verstärkter Macht angegriffen, nach verzweiflungsvoller Gegenwehr geschlagen, und nach Mayland zu weichen genöthigt wurden. Diese schreckliche Niederlage erregte allgemeines Jammergeschrey in der Schweiz, gegenseitige Vorwürfe des Verraths, der Treulosigkeit und Bestechung, Erbitterung und Unruhen. Dennoch dauerten die innern Faktionen, und das regellose Laufen in fremde Kriegsdienste fort, bis der im folgenden Jahre geschlossene ewige Friede wieder einige Ruhe in die Eidgenossenschaft brachte. Sept 13. u. 14.

In diesen Zeitpunkt (unmittelbar vor und während dieser Feldzüge 1510—1514.) fällt die Verfertigung zweyer größerer politisch-moralischer Sinngedichte (Allegorien), in denen sich Zwingli's Muse versuchte. Das erstere, betitelt: Der Labyrinth, beklagt die Verdorbenheit seiner Zeit, und lehrt unter dem Bilde des Theseus und der Ariadne, wie nur frommer Heldenmuth das Ungeheuer des Lasters besiege, an dem Faden der Vernunft sich aus dem Labyrinthe der Welt herausfinde, und zuletzt den Preis der Tugend erlange. Das zweyte, in lateinischer und deutscher Sprache zugleich verfaßt, in jeder mit eigenthümlichen Zügen, hat den Titel: Ein fabelisch Gedicht von einem Ochsen und etlichen andern Thieren, und schildert die klägliche politische Lage seines Vaterlandes, wie das bidere gut-

*) Werner Steiner von Zug, Ohrenzeuge dieser Predigt Zwingli's, schreibt in seiner Chronik hierüber: „Hätte man damals und später seinen Worten gefolgt, „es wäre viel Blut weniger geflossen, und die Eidgenossen „wären sich selbst vor viel Schaden gewesen."

müthige Schweizervolk, durch bestochene eigennützige Demagogen zu Verbindungen mit den rings umgebenden Mächten verführt, und von diesen zu ihren herrschsüchtigen Zwecken mißbraucht, sich in Verlegenheit, Noth und Verderben stürzt*). Noch schrieb Zwingli um eben diese Zeit eine leider! ganz verloren gegangene Rede: Wie man den Tod nicht zu fürchten habe; deren ein Patrizier von Freiburg, Peter
1515 Falk, in einem Brief an Zwingli gedenkt, mit welchem er Jan. ihm eben diese Abhandlung zurücksandte, wobei er ihm zu-
23. gleich seinen Landsitz Castelli, unweit Pavia gelegen, unter den einladendsten Bedingungen anbot, da Zwingli damals gegen diesen seinen Freund Lust bezeugt haben mußte, sich für einige Zeit in dem reizenden Italien niederzulassen, um mit voller Muße den Wissenschaften zu leben.

1516 Schon vor, noch mehr aber nach dem letzten unglücklichen Feldzug in Italien eiferte Zwingli in seinen Predigten, als reiner und feuriger Vaterlandsfreund, wider die Pensionen, die fremden Kriegsdienste und wider die Laster der Bestechung, der Ueppigkeit, Prachtliebe, des Müßiggangs, der Ausschweifung u. s. w., die eine unmittelbare Folge hievon waren, und das Vaterland an den Rand des Verderbens brachten. Dieß erbitterte jetzt den Ehrgeiz und Eigennutz mehrerer der Angesehensten des Landes, besonders die der Krone Frankreichs ergebene, von ihr erkaufte, und seit dem Friedensschlusse mit Frankreich mächtig gewordene Parthey, die nun, da sie ihn nicht öffentlich angreifen durften, heimliche Ränke wider ihn schmiedeten, die giftigsten Verläumdungen über ihn ausstreuten, und ihm so den Aufenthalt in Glarus ungemein verbitterten. Höchst erwünscht mußte ihm daher der Ruf an die Leutpriesterstelle nach Einsiedeln kommen, den er von dem Administrator des Klosters, Diebold, Herr von Geroldseck erhielt. Denn nicht nur entging er durch diese Amtsverän-

*) Diese beiden Gedichte sind theils vollständig abgedruckt, theils ausführlich entwickelt in Schulers Huldreich Zwingli. Geschichte seiner Bildung zum Reformator des Vaterlandes. 8. Zürich 1818.

derung den Ränken und Verfolgungen seiner Gegner; sondern ihm öffnete sich so die Aussicht, an dem berühmten Wallfahrtsorte, wohin aus allen Gegenden Menschenschaaren zusammenströmten, den Samen der evangelischen Lehre weithin auszustreuen, aber, auch für sich selbst, unter dem Schutze des dem Mönchsleben abgeneigten Abts Conrad von Rechberg und des die Wissenschaften und Gelehrten schätzenden Administrators, mit freyerer Muße und größern Hülfsmitteln den Studien obzulegen. Er schloß daher zu Pfeffikon am Zürichsee mit Herrn von Geroldseck eine schriftliche Convention über die Pflichten und Besoldung seines neuen Amtes, welches er dann ungefähr im Sommer antrat, zu großem Bedauern der Glarner, die ihm, mit dem Vorbehalte, daß er wieder zu ihnen zurückkehre, das Einkommen seiner Pfründe auch nach Einsiedeln noch folgen ließen; was für Zwingli desto wichtiger war, da er anfänglich in Einsiedeln nur eine Vikarbesoldung von 20 Gulden nebst Kost erhielt, bis ihm der Administrator eine ledig gewordene Pfründe geben konnte. Daher sich Zwingli in seinen Briefen noch fortwährend „Kilchherr zu Glarus" unterschrieb. April 14.

In Einsiedeln beschäftigte sich Zwingli mit dem Studium der Kirchenväter, vorzüglich aber der H. Schrift, so daß er den griechischen Text der Episteln Pauli eigenhändig in Taschenformat abschrieb, vermuthlich um ihn zu täglichem, ja stündlichem Gebrauche mit sich herumtragen zu können*); genoß des 1517

*) Dieser merkwürdige Codex, die köstlichste aller Reliquien Zwingli's, und, wie aus der griechisch verfaßten Schlußanmerkung desselben erhellet, erst zu Einsiedeln im Frühjahr 1517. von Zwingli vollendet, enthält 43 Bogen in kl. 8. mit ziemlich breitem Rande oben und unten, hauptsächlich aber rechts und links, für die vielen beygeschriebenen lateinischen Randglossen aus Erasmus, Origenes, Ambrosius und Andern, die sich bey der Kleinheit der Schrift etwas schwer lesen lassen, wogegen aber der griechische Text ungemein deutlich ist. Laut der auf der Kehrseite des Einbandes befindlichen Anzeige übergab der Zürcherischen Stadtbibliothek dieß richtige Geschenk „Anna

vertrauten wissenschaftlichen Umgangs mit dortigen gleichgesinnten Freunden, wie z. B. mit einem Michael Sander, Joh. Oechslin, Erasmus Schmid, und vornämlich mit M. Franz Zingg und dem Administrator selbst, der bald mit Zwingli die engste Freundschaft schloß, und in allem auf seinen gelehrten Rath achtete. Auch nahm der Ruf seiner Gelehrsamkeit immer mehr zu, und immer ausgebreiteter ward seine Bekanntschaft mit gelehrten Männern innerhalb und außerhalb der Schweiz; daher auch der Rath zu Winterthur ihm die
Oct. dortige Stadtpfarrerstelle antrug; welchen Ruf er jedoch in seiner von Zürich*) datirten Antwort ablehnte, und dagegen seinen Freund M. Joh. Dingnauer empfahl.

1518 Offen predigte jetzt Zwingli, selbst am großen Feste der Engelweihe, wider die kirchlichen Mißbräuche, wider die Nothwendigkeit und Verdienstlichkeit der Wallfahrten und Gelübde, wider die übertriebene Verehrung der Maria u. s. w. zum Aerger vieler Mönche, aber mit Beifall fremder und einheimischer Zuhörer, die, entzückt über seine Predigten, ihn um seine Freundschaft baten**). Indeß wollte Zwingli nicht aus sich selbst die Kirche reformiren, sondern die Reformation, von deren dringender Nothwendigkeit er bereits innig überzeugt war, durch die Vorsteher und Häupter der Kirche selbst ausgeführt wissen. Er wandte sich daher schon in Einsiedeln (wie später auch in Zürich) an den dort auf einen Besuch anwesenden Kardinal Schinner, Bischof in Wallis, und drang in ihn, er möchte doch den verdorbenen Zustand der Kirche

---

Zwingli, zu einem ewigen Andenken der Religiosität ihres sel. Anherrn, dessen Geschlecht leider! mit ihr erloschen, im Jahr 1634".

*) Wahrscheinlich auf seiner Durchreise nach oder von dem Frauenkloster Fahr, wohin er vom Administrator gesandt war, um den dortigen Nonnen den lateinischen Chorgesang nachzulassen, und dagegen das Lesen der deutschen Bibel zu empfehlen.

**) Wie z. B. Caspar Hedio, Prediger in Basel und Straßburg.

zu Herzen nehmen, und daran arbeiten, daß die Irrthümer und Verderdnisse abgeschafft, und so dem Uebel zu rechter Zeit durch das Oberhaupt der Kirche selbst gewehrt werde, ehe es zu spät sey; was der Kardinal zum Scheine wenigstens versprach, wenn er seinen vorigen Einfluß zu Rom wieder erhalte. Daſſelbe that Zwingli zu eben dieser Zeit gegen den Bischof von Konstanz. Hugo von Landenberg, und forderte ihn auf bei allem, was ihm theuer und heilig sey, daß er das Evangelium in seinem Bisthum frey predigen lasse, der Kirche vermöge seines Amtes zu Hülfe komme, und sich selbst an die Spitze der Reformation stelle; wofern sie aber ihre Pflicht nicht erfüllen wollten, so werde er, Zwingli, dennoch fortfahren, sein Möglichstes zu thun, daß die Reformation in der Kirche zu Stande gebracht, und die Unwahrheit, Superstition und römischer Betrug niedergelegt werde*). Dieß bewies er auch mit der That. Denn als desselben Sommers der Barfüsser Bernhardin Samson mit päbstlichen Ablaßbriefen Aug. über den Gotthard nach Uri und von da nach Schwyz kam, um hier seine Waare zu verkaufen, predigte Zwingli sehr heftig wider diesen schändlichen Ablaßhandel, ohne daß Jemand ihn darüber zur Verantwortung zog, im Gegentheil er erhielt kurz nachher durch den päbstlichen Legaten Anton Pucci, Sept zum Zeichen des Wohlwollens, das Ernennungsdiplom zum 1. Acolythencaplan des H. Stuhls.

Inzwischen war, gegen das Ende des Jahres, die Leutprie- Oct. sterstelle am Großen Münster in Zürich, welche von Probst und 27. Capitel der Stift besetzt wurde, durch Beförderung des bisherigen Leutpriesters, Erhard Battmann, zu einem Canonikat, erledigt worden. Nun warb Oswald Myconius von Luzern, damahls Lehrer an der Stiftschule zum Großen Münster, um diese Stelle für seinen Freund Zwingli**), der be-

*) Man sehe darüber Zwingli's eigene Erklärung in seiner Schrift: Antwort an Valentin Compar (N°. 43.). Blatt 3—4.

**) Mit dem er wahrscheinlich zu Basel, bei Erasmus, im Jahr 1515. Freundschaft geschlossen hatte.

reits zu Zürich persönlich gekannt und seiner Gelehrsamkeit und Predigten wegen von vielen Bürgern geschätzt war, und der sich diese Stelle um so mehr wünschte, theils weil sein vaterländischer Sinn es nicht ertragen konnte, daß dieselbe einem unwürdigen Fremden*) zu Theil werden sollte, theils weil er hoffen durfte in Zürich für seinen Reformationsplan mit noch größerm Erfolge zu wirken. Wirklich ward Zwingli mit
Dec. gro[ß]er Mehrheit zum Leutpriester von der Stift erwählt.
11. Und nun eilte er sein neues Amt so bald möglich anzutreten. Nachdem er noch dem Administrator seinen Herzensfreund Leo
15. Jud, damals im Elsaß, zu seinem Nachfolger empfohlen und demselben dieß schriftlich angezeigt hatte, verließ er Einsiedeln, beehrt mit einem schmeichelhaften Abschiedsschreiben vom Rathe
27. zu Schwyz, und traf *en* St. Johannes des Evangelisten Tag in Zürich ein, wo er im (damaligen) Einsiedlerhof seine Einkehr nahm. Seine Ankunft erweckte Vielen die innigste Freude, die den Evangelisten ihrer Vaterstadt in ihm erblickten; aber auch nicht Wenigen heimlichen Verdruß, da ihnen sein Ernst und seine Strenge nicht unbekannt war.

---

*) Einem Priester Laurenz Fabula, aus Schwyken, der diese Stelle suchte, und von Vielen begünstigt ward.

Dritter Abschnitt.

Zwingli's Wirken als Reformator,

vom Antritte seines Lehramtes in Zürich

bis zu seinem Tode.

Vom Jahr 1519. bis October 1531.

Nachdem nun Zwingli bei seiner Ankunft zu Zürich von 1519
Probst und Capitel der Stift förmlich in sein Amt war einge-
setzt worden, er selbst aber sich über die Art, wie er demselben
genug thun wollte, umständlich erklärt, und die ihm dagegen
von einigen Chorherren gemachten Einwürfe hinreichend beant-
wortet hatte, trat er, gerade an seinem 36sten Geburtstage, mit
seiner ersten Predigt in der Collegiatkirche zum Großen Mün- Jan.
ster auf, und zeigte seinen Zuhörern an, daß er gesinnet sey, 1.
mit Verlassung der bisherigen Pericopen, ganze Bücher des
Neuen Testaments von Anfang bis Ende, und zwar ohne allen
menschlichen Tand, einzig nach dem Geiste des Evangeliums zu
erklären, und daß er gerade mit dem Evangelisten Matthäus
den Anfang machen wolle; dessen Erklärung er wirklich morgen- Sonn
des anhob. Der Eindruck seiner in rein evangelischem Geiste 2.
gehaltenen Predigten auf seine Zuhörer glich dem jener Jan.
Bergpredigt, die er sich auch vorzüglich zum Muster nahm:
„Das Volk erstaunte über seine Lehre, denn er lehrte sie als
einer der Gewalt hat". Aller Augen waren auf diesen evan-
gelischen Prediger gerichtet, und je die Edelsten und Recht-
schaffensten dankten Gott für ihn, und nannten ihn einen
Moses, der sie aus der Egyptischen Finsterniß herauszuführen
gesandt sey; wiewohl es auch an solchen nicht fehlte, denen
er eben deßwegen ein Dorn im Auge war.

Die erste Wirkung der Predigten Zwingli's zeigte sich in
dem Schicksal, welches der Ablaßkrämer Bernhardin Sam- April
son, der nun über Bern und Baden gegen die Mitte dieses n.
Jahres sich nach Zürich begab, daselbst erfuhr, indem er May

sich, nachdem schon der Pfarrer Johannes Frey auf Stauffberg und der Dekan Bullinger in Bremgarten sich seinem schändlichen Handel widersetzt hatten, vom Zürcherischen Magistrat den Eintritt in die Stadt verweigert sah, und es nur der eben in Zürich versammelten Tagsatzung verdankte, daß er friedlich abziehen konnte. Diesen Anlas ergriff Zwingli von neuem, die Vorsteher der Kirche bei ihren heiligsten Pflichten aufzufordern, alle Mißbräuche abzuschaffen, die mit der reinen Lehre des Evangeliums unvereinbar wären.

Nach dem Tode Kaiser Maximilian I. (17. Jan.) drang Zwingli bey den auf der Tagsatzung in Zürich versammelten Eidgenossen ernstlich darauf, daß sie sich nicht in die Wahl eines neuen Kaisers mischen, sondern zwischen Oestreich und Frankreich die strengste Neutralität beobachten sollten. Zwar vergeblich; da die Tagsatzung gleichwohl ein Schreiben an die
Jun. Churfürsten erließ zu Gunsten des Hauses Oestreich, die auch
28. wirklich Carl V. zum römischen Kaiser erwählten.

Indem Zwingli sich durch jenen Rath weiser Vaterlandsliebe auch politische Feinde zuzog, welche sich den Feinden religioser-Wahrheit zugesellten, die ihn bereits zu bedrohen anfingen, fand er hinwiederum in der sich immer mehrenden Anzahl der mit ihm correspondirenden Freunde in der Nähe und Ferne*) einen Beweis der immer zunehmenden Größe seines Ansehens — und in ihren religiosen Aufmunterungen eine eben so unentbehrliche als köstliche Stärkung muthig und beharrlich auf seiner Bahn fortzuschreiten.

Im Sommer dieses Jahres wüthete in der Schweiz die
Jul. Pest, welche von Basel nach Zürich herauf drang, eben als
Zwingli sich zum Gebrauch einer Kur im Bade Pfeffers befand, daher er die jungen Studierenden, welche er bei sich an der Kost hatte, auch seinen Bruder Andreas, schnell von Zürich nach Hause reisen ließ, um sie keiner Gefahr auszusetzen.

---

*) Worunter vorzüglich sein ehemaliger Lehrer Wittenbach, Glareanus, Beatus Rhenanus und Caspar Hedio in Basel, Wolfgang Capito in Straßburg, Willibald Birkheimer in Nürnberg, und Andere.

Er selbst eilte nach Zürich, und war unermüdet im Besuche der Pestkranken, bis er endlich Ende Septembers selbst von der Pest ergriffen tödtlich darnieder lag; doch sehr bald sich wieder erholte, indem seine Freunde schon Anfang Novembers die hocherfreuende Nachricht von seiner Genesung erhielten, die auch so glücklich fortschritt, daß er gegen das Ende dieses Monats, freilich nicht ohne große Schwäche, bereits selbst die Kanzel wieder versah, und endlich am Schlusse des Jahres von der letzten Pestbeule heil ward. In diesem Zeitpunkte verfertigte er ein Gedicht, worin er seine religiöse Stimmung zu Anfang, in der Mitte, und am Ende der Krankheit rührend ausspricht*). Dec. 20.

Was die Last der Sorgen und Leiden, die ihn drückten, noch sehr erhöhte, war — nebst dem Tod zweyer Freunde, die in Basel an der Pest starben**), ganz vorzüglich die Trennung von seinem Herzensfreunde Myconius, der im October dieses Jahres von Zürich wieder nach seiner Vaterstadt Luzern aus dortige Gymnasium versetzt ward; und nach dessen Entfernung Zwingli erst ermessen konnte, was er bisher dem Einwirken seines Freundes auf Geistliche und Weltliche in Zürich zu danken hatte***).

---

*) Dieß Gedicht findet sich nur unvollständig in Wirz neuer helvetischer Kirchengeschichte, Theil I. Seite 170. f. vollständig dagegen, und in Melodie gebracht, in den ältesten Zürcherischen Gesangbüchern von 1588. auch in Schulers Huldreich Zwingli's Geschichte seiner Bildung zum Reformator, im Anhang.

**) Es waren Bruno Amerbach und Leonard Brunner.

***) Myconius hatte in diesem Jahre dem Rath zu Zürich seinen Commentar zu Glareans Lobgedicht auf die Schweiz dedizirt; und auch dieser Umstand trug wahrscheinlich dazu bei, daß der Luzernische Chorherr Johannes Zimmermann (Xylotectus) diesen trefflichen Schullehrer seiner Vaterstadt wieder zu gewinnen strebte. Uebrigens vergleiche man über das enge Freundschaftsverhältniß zwischen Myconius und Zwingli die Schrift: Oswald Myconius'

1520 Zu Anfang dieses Jahres machte Zwingli im Begleit seines ehmaligen Lehrers Gregor Binzli, jetzigen Pfarrers zu Wesen, eine Erholungsreise zu seinen Freunden nach Basel. Nach seiner Zurückkunft fuhr er fort, seine Zeit zwischen Amtsverrichtungen und Privatstudien zu theilen. In diesen letzten beschäftigte ihn stets die classische Literatur der Alten, wobei man nur auf seine im Jahr 1526. im Druck erschienene Vorrede zu Cyprians Ausgabe des Pindar hinweisen darf, um von dem Umfange, so wie von der geistreichen Art, wie er dieß Studium trieb, sich einen deutlichen Begriff zu machen. Um seinen Amtsverrichtungen mit desto glücklicherm Erfolg obzuliegen suchte er sich, statt der zwei aus Schwaben gebürtigen Adjutoren des Leutpriesters, die er beim Antritte seines Amtes vorfand, sich mit Gehülfen zu versehen, die in seinem Sinn und Geiste thätig waren. Daher begab er sich im Frühling dieses
März Jahres nach Baden, um den dortigen Caplan, Georg Stähli*), aus dem Canton Schwyz gebürtig, und früher Caplan in Altendorf am Zürichsee, den er als einen Freund des Evangeliums kennen lernte, zu bereden, zu ihm nach Zürich zu kommen, der dann auch als Zwinglis Pfarrhelfer, nebst Heinrich Lüthi von Wädenschweil, dem zweiten Pfarrhelfer, den Zwingli anstellte**), bis ins Jahr 1523. Wohnung und Tisch bei ihm hatte.

Zwingli's immer unverholneres Predigen wider die kirchlichen Mißbräuche hatte schon im vorigen Jahre die Folge, daß ein Mönch nach Basel reisete, um dort vier Predigten wider ihn, namentlich in Bezug auf den Bilderdienst, drucken zu lassen; was aber Zwingli's Freunde daselbst zu hintertreiben ver-

---

von M. Kirchhofer. 3. Zürich 1818. besonders den II. Abschnitt.

*) Seine Autobiographie findet sich in den Miscellan. Tig. T. II. Seite 679–696.

**) Eben der, der im Jahr 1525. Pfarrer zu Winterthur war, und die Reformation daselbst einführete, und mit welchem Zwingli schon in Wien in freundschaftliche Verbindung getreten war.

mochten, so daß der Bischof und der Rath den Druck jener Predigten verbot. Aber nun geschah von seinen eigenen Stiftsgenossen ein feindseliger Schritt wider ihn, indem ihm zu Anfang des Jahres im Namen einiger Chorherren eine Beschwerdeschrift zugestellt wurde, welche ihm XXI. Artikel zur Last legte, die er auf und neben der Kanzel sollte behauptet haben, und weßwegen er Verweise verdiene. In gleicher Zeit überschickte ihm auch der Probst Felix Frey eine weltklugere Privatschrift ähnlichen Inhalts, so daß sich Zwingli genöthigt sah, sich persönlich darüber gegen denselben zu erklären, und ihn zu bitten, ihn künftig mit schriftlichen Vorstellungen dieser Art, besonders mit so schwachen Gründen unterstützt, zu verschonen. Auf der andern Seite aber sollen Zwingli's Predigten so viel Eindruck auf den Rath gemacht haben, daß er durch ein offenes Mandat allen Leutpriestern zu Stadt und Land befohlen, sie sollten alle insgesammt die Heil. Evangelien und Sendbriefe der Apostel nach dem Geist Gottes und göttlicher Schrift predigen, von Neuerungen und erfundenen Menschensatzungen aber schweigen*). Zwingli freute sich übrigens innig des männlichen Muthes, womit Luther wider den römischen Stuhl kämpfte, und des Eifers, womit er das Wort Gottes ans Licht zog, und hätte den eben jetzt wider denselben ausgesprochenen Bann gerne hintertrieben, wenn es

*) Doch verdient diese Angabe Bullingers sehr in Zweifel gezogen zu werden, weil es überhaupt unwahrscheinlich ist, daß der Rath in Zürich so frühe schon auf diese entscheidende Weise für die Reformation sich sollte ausgesprochen haben; dieser Schritt auch besonders sowohl mit dem langsamen und vorsichtigen Fortschreiten des Raths im Reformationswerke, als mit dem noch bis ins Jahr 1523. fortdauernden Kampfe Zwingli's gegen die Mönche für die freye Verkündigung des Evangeliums, die er sich erst noch durch eine öffentliche Disputation erringen mußte, in vollem Widerspruche steht; und endlich auch in den hiesigen Staatsarchiven und Rathsmanualen nicht die geringste Spur hiervon zu finden ist.

möglich gewesen wäre. Er suchte daher schon früher auf seinen Freund, den in Zürich befindlichen päbstlichen Commissär Wilhelm de Falconibus zu wirken, daß er den Pabst vor der Exkommunikation Luthers warne. Und als diese Verwendung für Luther umsonst war, ließ er anonym eine Schrift in lateinischer und deutscher Uebersetzung erscheinen, die den Titel führte: Rath eines Mannes, welcher von Herzen wünscht, daß sowohl des Pabsts als des Christenthums Ansehen gerettet werde*). In diesem Jahre schlug Zwingli die vom Pabst bezogene Pension von 50 fl. die er zwar bereits im Jahr 1517. abgesagt, die ihm aber dessen ungeachtet noch drei Jahre war aufgedrungen worden, mit eigener Handschrift ab, um sich von aller Verbindlichkeit gegen den römischen Stuhl loszumachen.

1521 Vermuthlich um Zwingli mit höherm Range auch größern Einfluß auf die Angelegenheiten der Stift und die Mitglieder derselben zu verschaffen, suchten seine Freunde ihm zu einem Canonikate zu verhelfen. Dieß geschah hauptsächlich durch Vermittlung seines Freundes, D. Heinrich Engelhard's, Leutpriesters und Canonikus beym Fraumünster, der zugleich eine Canonikatspfründe an der Stift zum Großen Münster besaß **). Diese resignirte er jetzt freiwillig, damit sie Zwingli
April zu Theil werden könne, der dann auch, unter Beibehaltung seiner
29. Leutpriesterstelle, zum Canonikus der Stiftskirche mit allen Privilegien und Emolumenten, die einem solchen zukamen, erwählt ward.

---

*) Ueber diese erste gedruckte Arbeit Zwingli's siehe literarisch-historischer Anhang Seite 375—381 und Wirz neue helvetische Kirchengeschichte, Theil I. Seite 185—196. (und Einleit. Seite XXVII.;) wo sie sich von neuem und beinahe vollständig übersetzt findet.

**) Eben dieser Engelhardt ward einer der wackersten Freunde und Gehülfen Zwingli's in seinem Reformationswerke, der ihm, wie Leo Jud, bei jedem Schritte, den er vorwärts that, fest und treu zur Seite stand.

Franz I. und Karl V. welche seit der letzten Kaiserwahl einander feindselig gegenüber standen, suchten nun jeder die Eidgenossen in sein Interesse zu ziehen. Endlich erfolgte auf May der Tagsatzung zu Luzern von Seite aller Cantone, Zürich allein ausgenommen, ein Bündniß mit Frankreich gegen Karl V. 3.

Als hierauf alle Mittel versucht wurden, Zürich dahin zu bringen, daß es sich an die Eidgenossen anschließe und der Vereinigung beitrete, so erließ der Rath in Zürich ein Manifest an alle seine Kantonsangehörigen, worin er ihnen den Vertrag der Cantone mit Frankreich und zugleich die Gründe seiner einmüthigen Verweigerung des Beitritts eröffnete, und sie aufforderte sich hierin mit ihrer Obrigkeit zu vereinigen. Dieß merkwürdige, ganz in Zwinglis Geist abgefaßte, wo nicht aus seiner Feder selbst geflossene, Manifest erreichte seinen Zweck so vollkommen, daß der Rath dem König und den Eidgenossen erklärte, er sey mit allen seinen Gemeinden einmüthig entschlossen, an dieser französischen Vereinigung keinen Antheil zu nehmen, sondern sich einzig an den zu Freyburg (1516.) zwischen Frankreich und der Schweiz geschlossenen Vertrag zu halten. Bei welcher Gelegenheit auch der im Julius 1513. geleistete Eid, von keinem Fürsten Pension zu nehmen, von allen Gemeinden zu Stadt und Land von neuem geschworen ward. Dieser feste Abschlag erbitterte Frankreich und hauptsächlich die Cantone wider Zürich, und vorzüglich wider Zwingli, dem sie Schuld gaben, er habe mit seinen Predigten den Beitritt Zürichs zur Vereinigung gehindert und Spaltung in der Eidgenossenschaft veranlaßt.

Im Sommer dieses Jahres forderte nun auch der Pabst, Leo X., der sich mit Karl V. zu dem geheimen Plan verbunden hatte, die Franzosen aus Italien zu vertreiben, von der Tagsatzung in Zürich schweizerische Truppen, scheinbar zur Aug. Vertheidigung seines Kirchenstaates, eigentlich aber wider 3. Frankreich. Die Züricher bewilligten endlich dreytausend Mann, obgleich Zwingli auch wider eine Allianz mit dem Pabst laut und nachdrücklich sprach *). Die übrigen Cantone

*) Zwingli predigte nämlich: „Was man ein Mahl zugesagt habe, das sey man auch zu halten schuldig; eben darum

hielten's mit Frankreich, verweigerten dem Pabst Truppen, und zürnten auf Zürich, weil es nicht ein Gleiches that, während Zürich sich bemühte darzuthun, daß die Eidgenossen dem Pabste, laut der im Jahr 1515. mit ihm geschlossenen Vereinigung, Truppen zu überlassen schuldig seyen, mit beigefügter Erklärung, daß es sich für verpflichtet achte, die Länder des Pabstes zu schirmen, und erwarte, daß die Cantone eben dasselbe thun werden. Als nun das vereinte Heer des Pabsts und Kaisers den Sieg über die französischen Truppen und die der zwölf Cantone erfochten, und sie nöthigte das Mayländische zu räumen, so daß die Letztern nach Hause eilten, da stieg die Entzweyung in der Eidgenossenschaft noch höher, und die zwölf Cantone haßten Zürich nun auch wegen dieses päbstlichen Feldzugs nach Mayland, woran doch seine Truppen absichtlich keinen Theil genommen hatten. Vorzüglich war Zwingli von neuem Gegenstand ihres Hasses; er, dem sie alle diese innern Zerwürfnisse und derselben Folgen zuschrieben. Da doch gerade Zwingli es war, der nicht nur diesen „Papstzug" mißrieth**), sondern überhaupt wider alle Bündnisse und Pensionsgelder von fremden Fürsten eiferte. Denn das Verbünden mit Fürsten und Herren nannte er ein Verlieren eidgenößischer Freiheit, und behauptete: „eben diese fremden Bündnisse und fremder Herren Geld, zusammt den listigen Cardinälen, Bischöfen und römischen Legaten, haben eine fromme

---

aber soll man in keine Vereinigung treten, und wenn Gott einem Volk einen Ausweg aus Vereinigungen zeige, so solle man sich wohl in Acht nehmen, nicht wieder in solche zurückzukehren. — Damals war es auch, als er zum ersten Mahl das heftige Wort aussprach: „Ich wollte, daß man durch des Pabsts Vereinigung ein Loch geflossen, und dem römischen Legaten auf den Rücken gegeben hatte, heim zu tragen".

**) Man lese, wie sich Zwingli selbst darüber äußert in seiner Schrift No. 10. Auslegung und Gründe der Schlußreden ꝛc. Siehe historisch-literarischer Anhang. Seite 385—389.

Eidgenossenschaft wider einander geführt und gehetzt, und sie in große Uneinigkeit gebracht".

Nimmt man zu diesen politischen Verhältnissen, wobey sich Zwingli an keine von jenen beiden einander gegenüber stehenden Mächten anschließen und Beförderer ihrer Parthey seyn wollte, noch die kirchlichen, in denen er sich befand, und daß ungefähr um eben diese Zeit der Constanzische Bischof Hugo von Landenberg, und sein Generalvikar Johann Faber, bis jetzt Zwingli's Freund, anfingen ihren wahren Charakter zu enthüllen, und wie die Sinnlichkeit und Schwäche des Erstern, und Ehrgeiz und Habsucht des Letztern Ursache war, daß sie nicht nur der von Zwingli so dringend an sie geschehenen Aufforderung zur Reformation, selbst nicht entsprachen, sondern ihr immer bestimmter entgegen arbeiteten, die Gegner derselben heimlich aufmunterten, und ihre Zahl innerhalb und außerhalb Zürich, in der ganzen Schweiz zu vermehren suchten: Unter solchen Umständen kann es nicht befremden, daß es damahls, — wie er seinem Herzensfreunde Myconius nach Luzern schrieb, eine Stunde gab, wo er, gleichsam erdrückt von der sich täglich vermehrenden Last von Unannehmlichkeiten und Schwierigkeiten, mit dem Gedanken umging, sein Amt nieder zu legen; wiewohl er bald wieder im Vertrauen auf Gott Muth gefaßt und alle Gefahren verachtet, ob sie gleich täglich so überhand genommen hatten, daß er beinahe nirgends sicher war.

Im Anfang dieses Jahres legte sich Zwingli unter Anleitung eines gewissen Johannes Böschenstein, der damals nach Zürich kam, mit Ernst auf die hebräische Sprache, um auch das alte Testament in der Ursprache zu lesen; und machte darin die ausgezeichnetesten Fortschritte*). 1522 Merz 25.

*) Dieß beweist insbesondere eine in der Stiftsbibliothek von Zwingli's eigener Hand befindliche deutsche Uebersetzung der sämtlichen Psalmen mit Randgloſſen, wovon in Stolz Vorrede zu seiner Erklärung der Psalmen (Zürich 1814,) eine nähere Nachricht ent-

Belehrt durch Zwingli's Predigten über die evangelische Freiheit fingen mehrere Bürger in Zürich an verbotenen Tagen, besonders in der Fasten dieses Jahres, an Fleisch zu essen, und werden nun wegen Verletzung der Kirchengebote beim Rath angeklagt. Zu gleicher Zeit erscheint eine Gesandschaft von Seite des Bischofs zu Constanz, um dem Probst und Capitel ernstliche Vorstellungen über solche Neuerungen zu machen;
April 8. wogegen Zwingli vor dem gesammten Stiftsconvent, und eben
9. so, vereint mit den beiden andern Leutpriestern der Stadt, des folgenden Tages vor dem großen Rathe, in Gegenwart eben dieser Gesandten, die evangelische Freiheit und überhaupt den Inhalt seiner Predigten mit solchem Nachdruck vertheidigt*), daß der Rath einstimmig beschließt, den Bischof aufzufordern, daß er ohne Verzug das Gutachten der obersten kirchlichen Behörden über diesen streitigen Punkt einziehe und bekannt mache, in Erwartung dessen das Volk von jeder eigenmächtigen Veränderung abgemahnt werden soll. Um die Gemüther aber zu beruhigen und zu befestigen, ließ Zwingli nun die erste unter
16. seinem Namen gedruckte Schrift ausgehen: Vom Erkiesen
May 2. und Freiheit der Speisen (N°. 1.). Dagegen erließ der Bischof, um den großen Eindruck, den diese Schrift zu Zürich und anderswo machte, zu schwächen, einen Hirtenbrief an alle Priester und Layen seiner Diöcese voll Klagen über unruhstiftende und gefährliche Neuerungen, mit Ermahnung

---

halten ist; so wie auch eine im Jahr 1530. von Zwingli verfertigte lateinische Uebersetzung des Buchs Hiob.

*) Von diesem ganzen folgenreichen Ereigniße, und Zwingli's ausführlicher Vertheidigung — einem Vorspiel der im folgenden Jahre statt gefundenen öffentlichen Disputation — findet man eine vollständige Erzählung von Zwingli selbst in einem Briefe an seinen Freund Erasmus Fabricius in Stein am Rhein, abgedruckt in einem Nachtrag zu Zwingli's Lebensbeschreibung, von J. C. Heß in Stäudlin's und Tzschirner's Archiv für alte und neue Kirchengeschichte. Bd. I. St. 2. S. 48—78, und übersetzt in Wirz helvetischer Kirchengeschichte IV. 1. S. 221 ff.

davon abzustehen. Diese sich so nennende väterliche Ermahnung voll der gehässigsten Anzüglichkeiten ließen nachher Sebastian Meyer und Berchtold Haller in Bern mit widerlegenden Anmerkungen abdrucken.

Uebrigens hatten sich schon mit Anfang dieses Jahres die Umtriebe der päbstlichen und kaiserlichen Gesandten einerseits, und der französischen anderseits wieder lebhaft erneuert, um sich des Beistandes der Eidgenossen für ihre Parthey zu versichern; wobei jedoch Zürich gänzlich neutral blieb, die übrigen Cantone aber, vermöge ihrer Verbindung mit der Krone Frankreich, derselben abermahls 16000 Mann zusandten. Die nun bey Vicoque, unweit Pavia, erfolgte Niederlage dieser Truppen bewog Zwingli eine Ermahnung an die Eidgenossen zu Schwyz, daß sie sich vor fremden Herren hüten, (N°. 2.) zu schreiben und im Drucke herauszugeben; welche so viel wirkte, daß man auf der Landsgemeinde zu Schwyz beschloß, sich 25. Jahre lang aller fremden Bündnisse und Jahrgelder zu enthalten; aber durch die Ränke der französischen Parthey schon im August dieses Jahrs wieder davon abging. May 16.

Inzwischen trat nun auch der Chorherr Conrad Hofmann mit einer weitläufigen Anklageschrift wider Zwingli vor dem Capitel der Stift auf, die aber von Zwingli in einer Versammlung der Chorherren zu Beschämung seiner Gegner widerlegt ward. Desto mehr nahm jetzt Zwingli darauf Bedacht, sich mit treuen Gehülfen unter den Predigern zu umgeben. Daher schrieb er seinem Freunde Leo Jud nach Einsiedeln, daß er nach Zürich kommen, und in der St. Peterskirche predigen möchte, was derselbe auch, und mit solchem Beifall that, daß er gleich Sonntag's vor Pfingsten von dieser Gemeinde an die Stelle des alten, abtretenden Rudolf Röschli zum Leutpriester gewählt wurde; welches Amt er jedoch erst zur Lichtmesse des folgenden Jahres antrat *). 22.

*) Er war auch als Leutpriester zu Einsiedeln in diesem und schon im vorigen Jahre damit beschäftigt, die seit 1518. zu Basel im Drucke erschienenen lateinischen Paraphrasen de-

Der Bischof von Constanz, statt dem Ansuchen des Raths
May von Zürich um jenem Gutachten zu entsprechen, erließ nun einen
24. weitläufigen, vom Weihbischofe verfertigten Brief an das Capitel der Stift, worin er sie aufforderte, sich vor dem Gift der neuen Lehre zu hüten, und sich denen ernstlich zu widersetzen, welche dieselbe predigen, und die alten Kirchengebräuche verwerfen. Als nun dieses Schreiben im Capitel verlesen ward, und alle Chorherren auf Zwingli hinblickten, erhob er sich sogleich, und sprach: „Dieweil ich es euch ansehe, daß ihr „achtet, diese Schrift sey auf mich gerichtet; welcher Meinung „ich auch selber bin, so begehre ich, daß ihr sie mir zustellet; „denn ich mit Gottes Hülfe darauf antworten will, daß jeder„mann dieser Leute Betrug und die richtige Wahrheit sehen „muß". Diese ebenfalls lateinische, an die Person des Bischofs selbst gerichtete Antwort Zwingli's, die zugleich eine Vertheidigung aller seiner bisherigen Schritte enthielt, erschien dann einige Monate nachher (22. Jul.) unter dem Titel Archeteles (N°. 5.), weil er hoffte, sie würde Anfang und Ende dieses Streites seyn.

Jul. Bald hernach unterzeichnete Zwingli mit noch zehen gleich-
2. gesinnten Freunden eine lateinische Bittschrift an den Bischof von Constanz (N°. 3.), daß er die Verkündigung des Evangeliums nicht hindere, und den Priestern die Verehlichung wo nicht förmlich erlaube, doch wenigstens nachsehe. Mit einer andern Bittschrift in deutscher Sprache und desselben Inhalts,
13. betitelt: Eine freundliche Bitte und Ermahnung etlicher Priester in der Eidgenossenschaft, daß man das H. Evangelium zu predigen nit abschlage u. s. w. (N°. 4.), jedoch ohne Namensunterschrift, wandten sie sich an die Regierungen aller Cantone.

Paulinischen Episteln von Erasmus ins Deutsche zu übersetzen; und diese Uebersetzung, welche in diesen beiden Jahren von einer dieser Episteln nach der andern besonders und mit verschiedenen Zueignungen erschien, war wohl eine der ersten Arbeiten des seit 1519. mit dem Bürgerrecht von Zürich beschenkten Buchdruckers Christoph Froschauer.

In diesem Sommer kam, von Berchtold Haller an Zwingli empfohlen, ein Barfüssermönch aus dem Kloster zu Avignon, Franziskus Lambert, der in manchen Stücken bereits richtige Begriffe von der christlichen Lehre hatte, und dieselbe in mehrern Städten der Schweiz verkündigte, nach Zürich, und hielt daselbst im Chor beim Frauenmünster mehrere Predigten in lateinischer Sprache, worin er noch die Fürbitte der Heiligen vertheidigte, nach einigen Tagen aber von Zwingli Jul. in einem vierstündigen Gespräche auf der Chorherrenstube von 16. der Nichtigkeit dieser Meinung so gänzlich überführt ward, daß er mit aufgehabenen Händen Gott dankete, und von nun an in allen Nöthen Gott einzig anzurufen gelobte.

Zu den heftigsten Gegnern Zwingli's gehörten die Prediger in den verschiedenen Klöstern der Stadt selbst, die sich am meisten durch Zwingli's Predigten angegriffen und beleidigt fanden. Diese wußten durch ihre Freunde im Rath es dahin zu bringen, daß derselbe verbot, wider die Mönche zu predigen. Da aber dieß Verbot nicht geachtet ward, so ward eine Commission von zwei Rathsgliedern unter dem Vorsitz des Bürger- 22. meisters Marx Röust verordnet, welche sowohl die drei Lesemeister der Ordensklöster, als auch anderseits die drei Leutpriester der Stadt nebst dem Commenthur Conrad Schmid von Küßnach in die Probstey beschied, und nach langem heftigem Wortwechsel beider Partheyen dieselben ermahnte, künftig nichts zu predigen, was Zwietracht erregen könnte, sondern ihren Streit vorher von Probst und Capitel entscheiden zu lassen. Aber Zwingli weigerte sich, dieß anzunehmen. Er sey zu Zürich Bischof und Pfarrer, ihm sey die Seelsorge übergeben, Er und nicht die Mönche habe einen Eid darauf geschworen: So er etwas dem Evangelio zuwider predige, wolle er sich nicht nur von dem Capitel, sondern von jedem Bürger weisen, und von der Obrigkeit strafen lassen; wenn aber sie, die Mönche, Tand und Lügen predigen, werde er ihnen öffentlich widersprechen. Hierauf wurde auch wirklich den Ordensmännern von dem Bürgermeister, Namens des Raths, geboten, den Thomas, Scotus, und andere solche Lehrer ruhen zu lassen, und nichts anders zu predigen, als was sie mit dem klaren Wort Gottes darzuthun wüßten. — Dieser allgemeinen Verordnung,

folgte nun auch noch die besondere Verfügung des Rathes, daß es auch den Weltpriestern erlaubt seyn sollte in den Klosterkirchen aufzutreten, und namentlich erhielt Zwingli, nachdem er (wahrscheinlich im Frühling eben dieses Jahres) auch im Kloster Selnau an der dortigen Kirchweihe von Christus dem guten Hirten mit dem größten Nachdruck gepredigt hatte, den Auftrag, auch den Nonnen des Klosters am Oedenbach, deren Kanzel bisher einzig den Dominikanermönchen offen stand, zu predigen. Demzufolge hielt er daselbst eine Predigt:

Sept. 7. Ueber die Klarheit und Gewißheit des göttlichen Wortes, die er nachher erweitert, und mit einer Zuschrift an die Nonnen, im Drucke heraus gab. (No. 7.)

14. Ueber das Fest der Engelweihe begab sich Zwingli nebst dem Commenthur Schmid, zu seinem Freunde Leo Jud nach Einsiedeln, und predigte daselbst; vielleicht hielt er dort eine

22. Predigt ähnlichen Inhalts mit derjenigen, die er kurz nachher mit einer Zueignung an seine Brüder im Drucke heraus gab: Von der ewig reinen Magd Maria, der Mutter Jesu Christi, unsers Erlösers. (No. 6.)

Im Herbst dieses Jahres trat Valentin Tschudi, Zwingli's Schüler und Amtsnachfolger, seine während seiner Abwesenheit

Oct. von einem Vikar verwaltete Pfarrstelle in Glarus an, und

12. hielt seine erste Messe, bei welcher Gelegenheit Zwingli selbst dort predigte, es den Glarnern mit liebenswürdiger Offenheit gestand, ihnen ehemals noch viele Menschensatzungen empfohlen zu haben, und sie ermahnte, sich einzig an Gottes Wort zu halten.

Da der an Leo X. Stelle (9. Jan.) gewählte Pabst Adrian VI. den gegen Ende dieses Jahres auf dem Reichs-

Nov. tage zu Nürnberg versammelten deutschen Fürsten eine Erklä-

19. rung übersandte, worin er einerseits allerlei Versprechungen einer künftigen Kirchenverbesserung that, anderseits aber ihnen ihr gelindes Verfahren gegen Luther vorwarf, und sie zu Verfolgung desselben aufforderte, so fand sich Zwingli gedrungen, seine Gedanken über die wahren Gesinnungen des Pabstes auszusprechen, und Deutschlands Fürsten vor demselben zu warnen. Dieß that er in einer lateinischen, ohne seinen Namen herausgegebenen Schrift: Betrachtungen eines

der ganzen Christenheit, besonders aber Deutschland, wohlwollenden Mannes über Hadrians Erklärung an den deutschen Reichstag. (No. 8.)

In eben dieser Zeit geschah die erste Verfolgung eines Evangelischgesinnten in der Schweiz, indem nämlich der Pfarrer zu Fislibach, Urban Wyß, welcher, gemäß der diesen Sommer geschehenen Verabredung der Priester des Kapitels am Zürchersee nichts anders zu predigen, als was in Gottes Wort enthalten wäre, auf der Kanzel wider die Fürbitte der Heiligen eiferte, vom Bischof der Eidgenössischen Tagsatzung zu Baden verklagt, von dieser, ungeachtet aller Bemühungen Zwingli's und seiner Freunde, gefänglich nach Constanz geliefert, und den Landvögten in den gemeinen Herrschaften aufgetragen ward, alle Priester und Layen, die so ungeschickt wider den Glauben handeln und reden, der Eidgenossenschaft anzuzeigen. 20.

Mit Anfang dieses Jahres beschloß der Rath, eine Aufsicht über alles, was in Zürich gedruckt werden soll, anzuordnen, und bestellte hiezu, nebst zwey Gliedern des Rathes, den Custos Heinrich Uttinger und Huldreich Zwingli von Seite der Stift. Noch machte der römische Stuhl einen, wiewohl vergeblichen, Versuch, Zwingli wieder für sich zu gewinnen, indem Pabst Adrian VI. demselben durch seinen Legaten Ennius ein überaus schmeichelhaftes Breve zustellen ließ, worin, unter Belobung von Zwingli's ausgezeichneten Eigenschaften und Verdiensten, auf die großen Vortheile hingedeutet wird, die er sich vom römischen Hofe versprechen dürfe, wenn er sich wieder an denselben anschlösse *). 1523 Jan. 3. 23.

In eben diesem Monate berief der Abt des Klosters Cappel, Wolfgang Joner, mit dem Zunahmen Rüppli von Frauen-

*) Auch Franz Zingg von Einsiedeln, päpstlicher Kaplan, erhielt ein päpstliches Breve, damit er Zwingli für den römischen Hof gewinnen sollte; und als Mykonius fragte, was denn der Papst dem Zwingli angeboten habe, antwortete Zingg: Alles, nur den Päpstlichen Stuhl ausgenommen.

Jun. 24.

Zur Widerlegung des lügenhaften Vorgebens der Feinde, als ob die sogenannte neue Lehre alle bürgerliche Sicherheit und Ordnung zerstöre, und lauter Verwirrung und Aufruhr pflanze, hielt Zwingli am Feste Johannes des Täufers eine Predigt von göttlicher und menschlicher Gerechtigkeit (No. 12.), die er mit Zusätzen erweitert drucken ließ, und dem Probst des Stifts am Münster zu Bern, Niklaus von Wattenwyl, zueignete, zur Bezeugung seiner Freude, daß der Rath zu Bern den Aufforderungen des Bischofs von Lausanne zu Unterdrückung der sogenannten Lutherischen Lehre kein Gehör gegeben, sondern vielmehr ein Mandat an ihre Priester erlassen, das Evangelium frei zu predigen: wiewohl ein großer Theil der Räthe der Reformation abgeneigt war, so daß auf dortiger Tagsatzung (auf welcher sogar der Anschlag gemacht wurde, Zwingli gefangen zu nehmen, wo er sich auf gemeineidgenössischem Gebiete betreten lasse) von einem derselben die Lüge behauptet ward, in Zürich herrsche die größte Zwietracht, und die Bauern zahlen weder Zinse noch Zehnten; so wie auf der spätern Tagsatzung zu Baden die Beschuldigung gegen Zwingli vorgebracht wurde, er hätte zu Zürich gepredigt, die Eidgenossen verkaufen das Blut der Christen, und essen ihr Fleisch. Wogegen sich Zwingli vor dem Rathe in Zürich verantwortete, und diese seine Verantwortung in einer Druckschrift, betitelt: Entschuldigung etlicher huldreich Zwingli wiewohl unwahr zugelegter Artikel (No. 11.) der zu Bern versammelten Tagsatzung überreichte. Zu gleicher Zeit beschloß der Rath zu Zürich, das Mandat wider die Lutherische Lehre und Predigten, welches von Kaiser Karl V. an das gesammte deutsche Reich ausgegangen, und vom Bischof zu Constanz mit einem besondern bischöflichen Schreiben (vom 3. Jul.) auch den Eidgenossen war zugesandt worden, nicht anschlagen, sondern einstweilen ruhen zu lassen, und dem Bischof zu schreiben, daß man in ihrem Gebiete das Evangelium recht verkündige, und so er andrer Meinung sey, mögen die ketzerischen Lehren von ihm angezeigt werden.

Jul. 3. 27.

Um diese Zeit kam der flüchtige Ritter Ulrich von Hutten von Basel und Mühlhausen nach Zürich, wo er durch

Zwingli's Verwendung Schutz, und durch dessen Empfehlung auf der Insel Ufnau beim dortigen Pfarrer Hans Schnegg ein sicheres Asyl und ärztliche Pflege fand, daselbst aber nach wenigen Wochen (29. August) sein Leben endigte.

Die schon beschlossene, aber erst im folgenden Jahre vollzogene eheliche Verbindung Zwingli's mit Anna Reinhard, der Wittwe des einige Jahre zuvor verstorbenen Johannes Meyer von Knonau, brachte ihn in ein näheres Verhältniß mit seinem künftigen Stiefsohn, Gerold Meyer, einem trefflichen Jünglinge, der in Basel unter Glarean studirte. Da sich derselbe in diesem Sommer nach Baden begab, beschenkte ihn Zwingli mit einer vortrefflichen lateinischen Schrift voll der bewährtesten Erziehungsregeln: Wie man die Jugend in guten Sitten und christlicher Zucht auferziehen soll, (No. 13.) welche auch in deutscher Uebersetzung mehrmals gedruckt ward. Aug. 1.

Nach hinlänglicher Vorbereitung des Volkes durch Predigten, that Zwingli jetzt einen abermaligen Schritt vorwärts zur Verbesserung der Kirchengebräuche, indem er statt der lateinischen Taufformel eine deutsche von Leo Jud entwerfen ließ, nach welcher nun, mit Weglassung mancher abergläubischen Ceremonie zum ersten Mahl beim Großen Münster getauft ward. Dann richtete Zwingli weiter sein Augenmerk auf die Mißbräuche der Messe, schrieb seinen Versuch über den Meßcanon (No. 15.) und einen Monat später (9. Oct.) eine Vertheidigung dieses Versuches (No. 16.); zu welcher dann im folgenden Jahre (20. Aug. 1524.) eine dritte Schrift, enthaltend einen Gegenwurf wider die Einwürfe Hieronimus Emsers (No. 17.) hinzukam, und durch welche zu der bald hernach bewirkten Einführung einer deutschen Nachtmahlsagende der Grund gelegt ward. 10. Sept. 4.

Nun sollte die Reformation der St. Felix und Regula Stift zum Großen Münster folgen, an welchem 24 Chorherren mit 36 Caplanen standen, deren einzige Verrichtungen der Chorgesang und das Messelesen waren, während der Leutpriester mit seinen zwei Helfern die Pfarrgeschäfte allein verfahen. Nach langem Widerstande einiger Mitglieder, die der Verbesserung abgeneigt waren, brachte Zwingli es endlich dahin,

daß die Mehrheit einige aus ihnen, worunter auch Zwingli selbst war, an den Rath abordnete, mit der Anzeige, daß sie bereit seyen, mit Hülfe des Rathes und nach den Regeln der H. Schrift ihr Stift zu erneuern und zu verbessern. Dieß Anerbieten freute den Rath so sehr, daß er ihnen antworten ließ, er wolle dessen dem Probst und Capitel zu Gutem nimmermehr vergessen. Hierauf wurden durch einen Ausschuß der Stiftsherren mit Zugeordneten vom Rathe neue Statuten für die Stift entworfen, welche dann im Druck erschienen
29. unter dem Titel: Ein christenlich Ansehen und Ordnung, von Burgermeister dem Rath und großen Rath der Stadt Zürich, auch Probst und Capitel zum Großen Münster daselbst, von der Priesterschaft und den Pfründen wegen ermessen und angenommen zu Lob Gottes und der Seelen Heil *).

Oct. In den nächsten Tagen hierauf ereignete sich ein Vorfall, der dazu diente, die Fortschritte der Reformation zu beschleunigen. Niklaus Hottinger Schuster, ein redlicher und in der Schrift wohl belesener Mann, ließ sich in seinem Eifer für die Reformation verleiten, ein auf öffentlicher Straße aufgestelltes großes Cruzifix mit noch einigen andern Bürgern eigenmächtig umzuwerfen und zu zerbrechen. Ganz entgegengesetzte Urtheile des Volks über diese That nöthigten die Regierung, die Thäter zu verhaften. Und da der Rath selbst in seinen Ansichten getheilt, über die Behandlung dieses Falls unschlüssig war, vereinigte er sich dahin, das Urtheil über die Gefangenen bis nach Ausgang einer abermals zu veranstaltenden
12. Disputation zu verschieben. Sie schrieben daher eine zweite zu Zürich zu haltende Disputation über die Bilder und Messe öffentlich aus, wozu außer den Einheimischen auch die Bischöfe von Constanz, Chur und Basel nebst der dortigen Universität, so wie auch die zwölf Cantone eingeladen wurden, von welchen aber, außer Schaffhausen und

*) Diese Statuten finden sich abgedruckt in Füßlin's Beiträgen zur Erläuterung der Kirchen- und Reformationsgeschichte des Schweizerlandes. Thl I. S. 1—24.

St. Gallen sich niemand einfand, die meisten sogar in ihren Antworten von heftigsten Widerwillen gegen ein solches Unternehmen äußerten.

Dessen ungeachtet ward die Disputation auf die festgesetzte Zeit drei Tage nacheinander, unter dem Vorsitz Vadians und Schappelers von St. Gallen, und Sebastian Hofmeisters von Schafhausen, vor etwa 900 Personen gehalten, deren Verhandlungen bald hierauf von Ludwig Hezer im Druck erschienen unter dem Titel: Akta oder Geschichte wie es auf dem Gespräch des 26. 27. und 28. Tag Weinmonats in der christlichen Stadt Zürich ergangen ist. (No. 18.) Dieser ausführliche und treue Bericht war um so nöthiger, da selbst in Zürich Vielen der Vornehmen und Gemeinen diese Disputation ein Aergerniß war, auch ihre Verhandlungen durch eine abermalige lügenhafte Druckschrift von Salat entstellt wurden. Oct. 26. 27. 28.

Die nächste Folge dieser Disputation war, daß der Rath, überzeugt, daß die Hinwegschaffung der Bilder nichts unerlaubtes sey, die Gefangenen wieder auf freien Fuß setzte, jedoch ihr eigenmächtiges Unternehmen damit bestrafte, daß namentlich Hottinger, als Haupturheber, auf zwei Jahre von Stadt und Landschaft verwiesen ward; was seinen bald hernach zu Luzern erlittenen Märtyrertod veranlaßte. Nov. 4.

Und da sich bey Gelegenheit dieser Disputation die Unwissenheit und Ungeschicklichkeit so vieler Priester auf dem Lande ergab, so ward vom Rathe nicht nur beschlossen, daß der Abt zu Cappel jenseits des Albis, der Commenthur in Küßnach an den beiden Seeufern, Zwingli aber in den an Schafhausen und Thurgau gränzenden Gegenden des Cantons, wo es ihnen beliebe, predigen sollten, damit jedermann in der Heilslehre gehörig unterrichtet werde; sondern Zwingli ward noch überdieß aufgefordert, eine kurze Anleitung Christum zu predigen, für die Seelsorger zu schreiben; wovon allen Pfarrern vorläufige Anzeige gemacht, und ihnen inzwischen geboten wurde, das göttliche Wort allein zu predigen, und wider die Artikel, die sie in der Disputation nicht haben widerlegen können, nicht zu schmähen. Diese Schrift ward nun

von Zwingli ungesäumt verfertigt, vom Rathe genehmigt, und in seinem Namen publizirt, unter dem Titel: Kurze und
17. christliche Einleitung, die ein ehrsamer Rath der Stadt Zürich allen seinen Seelsorgern und Prädikanten zugesandt, damit sie fürhin das Evangelium einhellig verkünden. (No. 19.)

Auf einer gelehrten Reise, die jetzt der französische Ritter Anemund Coltus nach Deutschland und in die Schweiz zu seinen Freunden machte, besuchte derselbe auch Zwingli in Zürich, und brachte ihm einen Brief von Peter Sebivilla, Pfarrer zu Grenoble, einem Manne, der entschlossen war, das Evangelium ebenfalls rein und lauter zu predi-
Dec. gen; welchen Brief Zwingli ihm auf Bitte jenes Freundes
13. erwiederte, und ihn zu muthiger und standhafter Ausführung seines Entschlusses aufforderte. Diesen Brief gab dann Coltus mit einer Vorrede an den Leser heraus unter dem Titel: Huldreich Zwingli's Zuschrift an Peter Sebivilla, Diener des göttlichen Wortes zu Grenoble. (No. 21.)

Da auf jene Disputation hin die Helfer und Caplane nicht mehr Messe halten wollten, während andere Priester noch sehr an der Messe hingen, so trugen Probst und Capitel diese Weigerung dem Rath vor, der den Leutpriestern der Stadt ein Gutachten abforderte, wie es künftig mit der Messe zu halten sey; und hierauf nach dem Vorschlag einer Com-
19. mission beschloß, das Halten der Messe jedem Priester freyzustellen, nur daß kein Theil den andern verunglimpfe; ferner sollte dieser Beschluß den sämmtlichen Bischöfen sowohl als den Eidgenossen mitgetheilt, und sie um allfällige Belehrung ersucht, übrigens das Weitere bis auf Pfingsten verschoben werden; endlich sollen die Priester der Stadt auf einen bestimmten Tag vor klein und großem Rathe erscheinen, um den Willen der Obrigkeit über ihr weiteres Verhalten zu vernehmen; wer dann die auf letzter Disputation verhandelten Artikel widerlegen wolle mit göttlicher Schrift, den wolle man anhören; übrigens soll man die Altartafeln in den Kirchen schließen, und keine Bilder mehr auf die Altäre stellen, noch sie herumtragen.

Inzwischen hielt Zwingli am Abend vor Thomastag beim Fraumünster abermals eine ernstliche Predigt wider die Pensionen; worauf, nach einem frühern Beschluß des Raths, (12. Dec.) des folgenden Abends die sämmtlichen Priester der Stadt schwören mußten im Chor des Großen Münsters, von keinem weltlichen noch geistlichen Fürsten Pensionen zu nehmen, nachdem am Morgen Burgermeister und Räthe in derselben Kirche den Pensionsbrief beschworen hatten. Dec. 20.

Auf den bestimmten Tag erschien die Priesterschaft vor Rath, und nachdem ihr die Verordnungen des Raths vorgelesen und sie befragt worden, ob sie etwas wider die letztgehaltene Disputation einzuwenden hätten, so erhob sich der Chorherr Conrad Hofmann, und erklärte, daß er die Bilder und die Messe für recht halte, und mit Zwingli darüber disputiren wolle, aber nicht in Zürich, sondern vor den Bischöfen zu Constanz, Chur und Basel, oder auf der hohen Schule zu Cöln, Paris ꝛc. Nun verordnete der Rath auf künftigen Jenner ein neues Gespräch, welches Hofmann und seine Freunde mit Zwingli und den andern Leutpriestern, in Beiseyn von sechs Rathsgliedern und sechs Gelehrten, halten mögen, jedoch einzig aus heiliger Schrift disputiren sollen. 28.

Nach dem Beschlusse des Raths, ward vor der verordneten Commission zwischen Hofmann und seiner Parthey einerseits und den drei Leutpriestern der Stadt anderseits ein Gespräch gehalten; und da die Commission hierauf den Bericht erstattete, daß die Artikel der Disputation nicht wären widerlegt worden, vielmehr Zwingli und seine Freunde bei der göttlichen Schrift in allweg fest und wohl bestanden seyen, so ließ der Rath den Gegnern Zwingli's anzeigen, da sie ihn nicht haben widerlegen können, so sollen sie sich nun hinfür nach den obrigkeitlichen Mandaten richten, bei Verlust ihrer Pfründen, für sich selbst übrigens mögen sie glauben, was sie wollen. 1524 Jan. 13. 26.

Auf der andern Seite hielten die Eidgenossen, mit Ausschluß Zürichs, in eben diesem Monate eine Tagsatzung zu Luzern, auf welcher sie sich unter einander zur Beybehaltung und Schirmung ihres alten Glaubens aufs neue verbanden,

und deßhalb (26. Jan.) ein Mandat vom IX. Artikeln ausgehen ließen und bald hernach ihre Gesandten nach Zürich
März 31. schickten, um diesen Stand, vermittelst einer überreichten weitläufigen Instruktion, aufzufordern, daß er von seinen bisherigen Neuerungen abstehe: wogegen Zürich eine Artikel für Artikel beantwortende Rechtfertigung drucken ließ, unter dem Titel: Antworten die ein Burgermeister und Rath der Stadt Zürich ihren getreuen l. Eidgenossen der eilf Orten auf etliche ihnen vorgehaltene Artikel gegeben hat. In diesem Zeitpunkte steigender Gährung und Erbitterung, wo Hottinger von den Eidgenossen gefänglich eingezogen, von dem Landvogt zu Baden der Tagsatzung nach Luzern überliefert, und daselbst hingerichtet wurde, fühlte sich Zwingli gedrungen, nicht nur die Predigt von den wahren und falschen Hirten, die er bey der letzten Disputation an die versammelten Geistlichen gehalten, unter dem Titel: Der Hirt; (No. 23.)
26. sondern auch zugleich noch, ohne seinen Namen, Eine treue Ermahnung an die Eidgenossen, daß sie nicht durch ihre falschen Propheten verführt, sich der Lehre Christi widersetzen, (No. 14.) im Drucke ausgehen zu lassen; deren Schlußzueignung zeigt, daß Zürich und Basel vorzüglich, Bern, Glarus, Solothurn und Schafhausen mehr und weniger, der Reformation günstig waren, die übrigen Stände aber, und vor allen Luzern, sich ihr heftig widersetzten.

Die Verehlichung der Priester fing inzwischen an immer allgemeiner zu werden, indem Stephan Stör von Diessenhofen, Pfarrer zu Liestal, seine Theses für die Priesterehe in öffentlicher Disputation zu Basel vertheidigte, (9. Febr.) zu Straßburg die Priester ihre Freiheit sich zu verehlichen durch eine gedruckte Apellation gegen den Bischof behaupteten; und eben so zu Biel D. Thomas Wittenbach nebst andern Priestern zur Ehe schritt, dafür aber nebst den übrigen von Biel verabschiedet ward. Zu Zürich vertheurathete sich nun
April 2. Zwingli selbst mit der oben erwähnten adelichen Wittwe Anna Reinhard, 43 Jahre alt, die ihm drey Stiefkinder aus erster Ehe zuführte, und ihm selbst in der Folge noch vier Kinder

gebar *). In diesem Frühjahr sandten die Eidgenossen (Zürich allein ausgenommen, welches die heimlichen Werber und Angeworbenen strenge bestrafte) dem König in Frankreich abermals zu verschiedenen Mahlen Hülfstruppen zu. Ein Umstand, welcher Zwingli zu einer neuen Schrift wider die fremden Kriegsdienste veranlaßte, durch welche er auf die Landgemeinden der innern Cantone wirken wollte, und die er, mit Verschweigung seines Namens, unter dem Titel erscheinen ließ: Eine treue und ernstliche Vermahnung an die Eidgenossen sich nach ihrer Vordern Brauch zu halten u. s. w. (No. 24.) May 2.

Als jetzt die Zeit heran rückte, wo die verschiedenen jährlichen Prozessionen gehalten wurden, beschloß der Rath, nach dem Gutachten Zwingli's und der beiden andern Leutpriester, einige derselben zwar für diesmahl noch, jedoch mit Predigt, zu begehen, dagegen die Prozession am Pfingstmontag nach Einsiedeln gänzlich abzuschaffen, und das Fronleichnamsfest in einen Werktag mit bloßer Predigt zu verwandeln. 5.

Endlich sandte der Bischof von Constanz nach langer Zögerung an den Rath zu Zürich das verlangte Gutachten in einer Druckschrift, betitelt: Eine christliche Unterrichtung, die Bildnisse und das Opfer der Messe betreffend. Diese ward jetzt Namens der Regierung von Zwingli beantwortet; welche Beantwortung ebenfalls im Druck erschien, (18. Aug.) unter dem Titel: Christliche Antwort Bürgermeister und Rathes in Zürich, dem hochwürdigen Bischof zu Constanz über den Unterricht beider Artikel der Bilder und Messe ihnen zugeschickt. (No. 20.) Zugleich wurde, da jetzt die Zeit erschienen war, wo man sich vorgenommen hatte, einen endlichen Entschluß über diese beiden Artikel zu fassen, auf das Gutachten der verordneten Jun. 1.

*) Nämlich Wilhelm, Anna, welche beide frühzeitig starben, Huldreich (geb. 6 Jan. 1528.) Professor der hebräischen Sprache und Pfarrer am Spital; (gest. 11. Febr. 1571) und Regula, die Gattinn des zweiten Amtsnachfolgers ihres Vaters, des Antistes Rudolf Gwalther.

Commission, da seit gehaltener Disputation niemand erschie-
Jun. nen, der sie darüber eines Andern und Bessern berichtet hätte,
8. beschlossen, mit der Messe noch ein wenig zuzuwarten, mit
13 Wegschaffung der Bilder aber nicht länger zu zögern. Und
ungeachtet der Rath jetzt innerhalb drei Tagen seine beiden
14 Bürgermeister, Felix Schmid und Marx Röust, verlor;
(zu deren Nachfolgern Heinrich Walder und Diethelm
Röust, beide große Freunde der Reformation, erwählt
15. wurden) hatte die Sache doch ihren ungehinderten Fortgang,
und es ward allen Vögten der Landschaft eine Anweisung zu-
gesandt, wie die Bilder auf der Landschaft Zürich
sollen abgethan werden. Der Erfolg dieses durch
die größte Mäßigung und Klugheit sich auszeichnenden Man-
dates war über alles Erwarten, indem diese Wegschaffung
20. überall ohne irgend eine Unruhe vor sich ging. In der Stadt
selbst wurden von einer besonders verordneten Commission die
Bilder aus allen Kirchen weggethan, und in 13 Tagen alles
vollendet. Auch wurden die Särge der sogenannten Märtyrer
beim Großen Münster und Fraumünster geöffnet, und die
darin gefundenen Gebeine begraben, auch zugleich mehrere
abergläubische Ceremonien abgeschafft. Dennoch wurden die
Bilder auch jetzt noch nicht zernichtet, sondern an einem be-
sondern Orte aufbehalten, mit der öffentlichen Anzeige an die
Eidgenossen, dieselben wieder herstellen zu wollen, so man
aus der H. Schrift ihre Verehrung beweisen könne. Aber
auch diese Anzeige fand bei den erbitterten Eidgenossen kei-
nen Eingang, vielmehr wurden neue Verläumdungen über
25. Zürich und Zwingli ausgestreut. Dieß bewog letztern eine
neue Rechtfertigungsschrift ausgehen zu lassen, betitelt: Eine
fleißige und kurze Unterrichtung, wie man sich
vor Lügen hüten und bewahren soll. (No. 26.)

Bey solchem Zerwürfniß mit den Eidgenossen fand der
Rath in Zürich desto nöthiger, die Eintracht zwischen Stadt
und Land zu erhalten, und erließ daher zur Zeit der jährli-
chen Huldigung (auf Joh. Täufers Tag) an ihre Beamten
einen weitläufigen Bericht über alles, was sich zwischen ihm
und den Eidgenossen bisher zugetragen, welcher vor sämmtli-
chen Gemeinden des Cantons sollte verlesen werden, und

ganz dazu diente, das Band des Zutrauens zwischen den Regenten und Untergebenen auf's Neue zu befestigen; wie denn auch der Rath von allen Gemeinden die Versicherung erhielt, daß sie wie an Gottes Wort, so auch an ihrer Obrigkeit mit Leib, Ehr, Gut und Blut halten wollen *).

Joseph am Berg, von Schwyz, der Landvogt im Thurgau, einer der heftigsten Gegner der Reformation, läßt jetzt, angeblich auf Befehl der Stände, den Pfarrer auf Burg bei Stein am Rhein, M. Joh. Oechslin von Einsiedeln, einen Freund Zwingli's und eifrigen Verkündiger der evangelischen Lehre, nächtlicher Weile in seinem Haus aufheben. Daraus erfolgte ein Landsturm und große Aufruhr, wobei die Karthause zu Ittingen geplündert und verbrannt wurde. Zu Frauenfeld und Zug werden Tagsatzungen gehalten mit vieler Erbitterung, nicht über die Aufhebung Oechslin's, sondern nur über die Folgen derselben. Das Kloster Cappel selbst wird von Zug aus, als Vergeltung für Ittingen, mit Brand bedroht; und Vadian, der St. Gallische Gesandte, geräth in Lebensgefahr; so daß Zürich zu Abwendung größerer Gefahr sich genöthigt sieht, diejenigen zu verhaften, die als Urheber des Aufruhrs und Brandes von den Eidgenossen waren bezeichnet worden, namentlich Hans Wirth, Vogt zu Stammheim, und seine beiden Söhne Hans und Adrian nebst Burkard Rütimann, Vogt zu Nußbaumen, und sie sogar dem drohenden Ungestüm der neun Cantone auszuliefern, obgleich Zwingli auf's nachdrücklichste dagegen sprach, und davon Anlaß nahm, eine Epistel an den ehrsamen Landrath und ganze Gemeinde seines Vaterlandes, der Grafschaft Toggenburg (N°. 26.) zu schreiben, worin er sie lobt, daß sie nicht die Verkündiger des göttlichen Wortes widerrechtlich fougen, peinigen und tödten; und sie ermahnet, fest an dem Evangelium zu halten. Nach

Juli 7. 12. 18. 18.

*) Siehe Füßlin's Beyträge zur Erläuterung der Kirchen- und Reformationsgeschichte des Schweizerlandes Th. II. S. 238. ff. und Th. III. S. 105. ff. wo die Antworten von mehreren Gemeinden abgedruckt sind.

langen und peinlichen Verhören wurden die sämmtlichen Gefangenen, mit Ausnahme Adrians, zu Baden ihres Glaubens wegen (29. Sept.) verurtheilt und hingerichtet; der ganze Ittinger Handel aber erst im May 1527. beendigt.

Nun fielen die Cantone auf den Gedanken, die Reformation durch den siegreichen Ausgang einer gegen dieselbe zu veranstaltenden Disputation selbst zu unterdrücken. Sie bewarben sich zu diesem Zwecke um einen tüchtigen Streiter,
Aug. den sie in der Person des D. Johannes Eck von Ingolstadt
13. glaubten gefunden zu haben. Einverstanden mit den Cantonen übersandte nun derselbe der Tagsatzung zu Baden einen Brief, worin er sich zu einer Disputation mit Zwingli zu Luzern oder Baden erbot; dieser Brief ward Zwingli übersandt, der ihn unverzüglich beantwortete in einer Druckschrift, betitelt: **Ueber Joh. Eckens Entbieten — Huldreich**
31. **Zwingli's christlich und ziemlich Antwort.** (N°. 27.) So wie er bald nachher veranlaßt wurde eine **Epistel an**
Oct. **Fridolin Lindauer**, Predigern in Bremgarten ausgehen zu
20. lassen, worin er ihm sein ungeschicktes, dem göttlichen Worte zuwiderlaufendes Predigen ernstlich verwies. (N°. 37.) In diesem Jahre schrieb Zwingli auch **Vorreden** zu zwei Druckschriften seiner Freunde; die eine zu der „Antwort eines Schweizerbauren, über die ungegründete Schrift M. Hieronimus Gebweilers, Schulmeisters zu Straßburg," von Hans Füßlin in Zürich; die andere eine an die christlichen Brüder in Augsburg gerichtete Zueignung der „christlichen Widerfechtung wider Matthias Krebet zu Augsburg falsche Meß und Priesterthum, von Leo Jud."

Nov. Nun beschloß der Rath in Zürich weiter alle Klöster zu
3. Stadt und Land aufzuheben, die jungen starken Mönche Handwerke lernen, die Fähigern zum Predigtamte bilden, und die Alten bei ihren Pfründen absterben zu lassen. Demzufolge wurden die Mönche aller drei Klöster der Stadt in das Barfüßerkloster abgeführt, um dort einstweilen zusammen zu bleiben, und jedem Kloster nun ein Pfleger gesetzt.

Inzwischen hatte Eck ein neues Schreiben an die Tagsatzung in Frauenfeld erlassen, über welches der Rath in Zürich ein Gutachten von Zwingli verlangte und unverzüglich erhielt,

unter dem Titel: Zwingli's Antwort dem ehrsamen Rath in Zürich ellends gegeben, über Ecken Schrift und der IX. Orte Anschlag zu Frauenfeld geschehen (No. 28.) worin er die Fallstricke aufdeckte, die durch jenen Vorschlag seiner Person gelegt werden. Daher wurde eine Disputation zu Luzern oder Baden von Zürich abgelehnt, und dagegen Eck zu einer Disputation mit Zwingli in Zürich selbst eingeladen, und ihm zu diesem Ende hin ein Geleitsbrief zugesandt. Nov. 6.

Da den gegnerischen Cantonen dieser Versuch wider die Reformation mißlungen war, forderten sie auch Wallis auf, sich wider Zürich an sie anzuschließen, und ihnen beizustehen, falls es zu einem Kriege kommen sollte. Auf einer neuen Tagsatzung suchten sie jedoch vereint mit Wallis eine Abschaffung der vornehmsten Mißbräuche im Kirchenwesen anzubahnen, und entwarfen daher ein „Mandat vom Glauben und Verbesserung" in der Hoffnung, vielleicht auf diese Weise die andern Stände noch zu gewinnen, welches aber von den Regierungen der Cantone selbst nicht angenommen wurde. 11.

Auch die Aebtissinn beim Fraumünster, Catharina von Zimmern übergab jetzt dem Bürgermeister und Rath von Zürich ihr Kloster und dessen Güter nebst allen ihren Regalien, Freiheiten u. s. w. unter Vorbehalt eines Jahrgehaltes, und mit der Bedingung, daß der Rath dieses Stift reformiren, und seine Güter zu Gottes Ehre und zum Trost der Armen verwenden solle. Dec. 5.

Da es eine der schwersten und gefährlichsten Beschuldigungen der Feinde der Reformation war, daß die von Zwingli gepredigte evangelische Lehre Aufruhr stifte, und die Unterthanen verleite, der Obrigkeit den Gehorsam und die Entrichtung der schuldigen Zehnten und Zinse zu versagen; so schrieb Zwingli zu Widerlegung dessen, eine zwar erst später (28 Dec. 1525.) publizirte der Kirche zu Mühlhausen zugeeignete, Schrift: Welche Ursach geben zu Aufruhren, und welches die wahren Aufrührer seyen. (No. 48.) Zugleich sah sich Zwingli genöthigt, die Klage der Eidgenossen auf der zu Baden in diesem Monat gehaltenen Tagsatzung, er habe einen Bauer aus dem Thurgau mit seiner Gewal- 7.

ter getraut, von sich abzulehnen in einer Druckschrift: Ueber die Gevatterschaft, daß sie die Ehe nicht hindere. (No. 39.)

1525 Je enger sich die neun Cantone zu Unterdrückung der Reformation vereinten, desto mehr mußte Zürich daran liegen, sich selbst und der Welt von seinem Reformationswerke Rechenschaft zu geben, und die wahren Ursachen der Feindschaft und Gefahr, in die es von ihren Mitcantonen gerathen, aufzudecken. Dieß geschah durch ein Manifest, welches Zürich
Jan. 5. im Druck ausgehen ließ, für dessen Verfasser man wohl Zwingli halten dürfte, betitelt: Inhalt etlicher Händel, wie die an ihnen selbst zum Theil mit der Wahrheit vergangen, und zum Theil erdacht sind, die ein Bürgermeister und Rath der Stadt Zürich
13. ihre Eidgenossen berichten und sich gegen ihnen entschuldigen und verantworten. Dessen ungeachtet erschien gleich hernach eine Gesandtschaft von sechs Orten, welche jene Klagen und Beschuldigungen wider Zwingli und seine Lehre wiederhohlten; aber vom Rath auf jene beiden Schriften Zwingli's (No. 39 und 48.) die man ihnen zugleich austheilen ließ, verwiesen wurden.

14. Damit nicht auch Bündten, wo mehrere evangelische Prediger anfingen aufzutreten, durch ausgestreute Verläumdungen wider Zürich und die evangelische Lehre eingenommen werde, erließ jetzt Zwingli ein Sendschreiben an gemeine drei Bünde in Rhätien, daß sie in der angefangenen Reformation verharren, und sich von Zürich nicht trennen sollen *).

15. Vom Rath in Zürich ward nun ein Almosenamt verordnet, und die dazu nöthigen Einrichtungen getroffen. Zu diesem Ende hin ward der Betrag einiger verkauften Chorherren-

---

*) Dieses Sendschreiben ist abgedruckt in J. J. Simmlers Sammlung alter und neuer Urkunden zur Kirchengeschichte des Schweizerlandes. Th. I. S. 107. ff.

höfe, die Pfründen von 23. Caplaneien, und der sämmtlichen Bruderschaften, nebst dem Erlös aus den Kirchenornaten, in einem Almosenfond bestimmt; das Predigerkloster mit dem Spital vereinigt, und zu einer Herberge der Kranken, das Augustinerkloster in eine Küche der Armen, das Barfüsserkloster zu einem Speicher der Früchte umgewandelt.

Mit Anfang dieses Jahres kam die Wiedertäuferei auch in der Schweiz zum Ausbruche. Schon im vorigen Jahre sprach der Pfarrer zu Wytikon, Wilhelm Roubli, jener rasche und unruhige Kopf, öffentlich gegen die Kindertaufe, so daß er darüber ins Gefängniß kam. An diesen schliessen sich insbesondere die beiden Züricher, Conrad Grebel und Felix Manz, an, die sich mit dem berüchtigten Haupt der Wiedertäufer in Deutschland, Thomas Münzer, in Verbindung setzten, und die Verwerflichkeit der Kindertaufe (denn nur davon war anfangs die Rede) behaupteten und lehrten. Nun veranstaltete der Rath ein öffentliches Gespräch zwischen ihnen Jan.
und Zwingli auf dem Rathhause, und ließ, da sie ihre Mei- 17.
nung nicht vertheidigen konnten, des folgenden Tages ein Mandat ergehen, daß jedermann seine Kinder binnen acht Tagen taufen lasse, oder das Land meiden solle.

Der Sieg des Kaisers in der Schlacht bei Pavia, in Febr.
welcher König Franz I. gefangen wurde, und die mit ihm 24.
verbündeten Eidgenossen einen großen Verlust erlitten, mußte vorzüglich dazu beitragen, die feindseligen Gesinnungen der Kantone gegen Zürich, welches sie wohl im Sinne haben mochten, mit Krieg zu überziehen; einigermaßen herabzustimmen; da jetzt selbst viele das von Zürich so standhaft verweigerte Französische Bündniß sammt den Pensionen und Kriegsgeldern verwünschten. Bei dieser Gelegenheit erhob sich Zwingli von Neuem wider dieses politische Verderben, indem er abermahls März
eine heftige Predigt wider die Pensionen und fremden Kriegs- 12.
dienste hielt, von der uns Bullinger in seiner Reformationsgeschichte ein Fragment aufbehalten hat.

Inzwischen hatten Grebel und Manz und ihre Anhänger sich nach jener ersten Disputation keineswegs zufrieden gegeben, sondern sie nahmen sich vornämlich aus Eifersucht gegen Zwingli, indem sie sich von ihm hintangesetzt glaubten, da ihren Absichten auf

eine Stelle an dem neuen Gymnasium nicht sogleich entsprochen ward, jetzt sogar vor, eine eigene Kirche zu stiften, indem sie, in Verbindung mit Balthasar Hubmeyer von Friedberg, damals Pfarrer zu Waldshut, nun weiter gingen und den förmlichen Wiedertauf lehrten und übten, auch ihren Haß wider die öffentlichen Lehrer und Prediger auf alle Weise an
März den Tag legten. Dieß bewog den Rath eine zweite Disputa-
20. tion mit ihnen zu veranstalten, deren Erfolg ihnen nicht günstiger war; daher man jetzt ernstlicher mit ihnen verfuhr, die einen im Gefängniß behielt, andere verbannte, ohne jedoch ihren Fortschritten dadurch Einhalt thun zu können. Zwingli suchte ihre Irrthümer zu widerlegen in einer eigenen, der Stadt St. Gallen unterm 27. May zugeeigneten Schrift: Vom Tauf, Wiedertauf und Kindertauf (N°. 44.), und in einer spätern (30. Jun.) der Grafschaft Toggenburg zugeeigneten: Vom Predigtamt (N°. 46.).

Schon im vorigen Jahre hatten sich Zwingli und die beiden andern Leutpriester bemüht, vom Rathe die Erlaubniß zu erhalten, daß sie das H. Abendmahl auf das nächste Weihnachtfest nach der einfachen Einsetzung Christi begehen dürften; aber der Rath getraute sich damahls noch nicht dieß zu gestatten.
April Nun aber erschien in der Palmwoche Zwingli mit seinen
11. Amtsbrüdern nochmahls vor Rath, und erneuerte seine Bitte, fand aber einen hitzigen Gegner an dem einen Staatsschreiber, Joachim von Grüt, der seine Meinung bestritt, und die An-
12. nahme derselben widerrieth. Als die Sache aber den folgenden Tag vom großen Rathe in Untersuchung gezogen ward, erkannte dieser, auf das Gutachten seiner Commission, daß die Messe gänzlich abgeschafft, das Nachtmahl hingegen in seiner ursprünglichen Gestalt wieder gefeiert werden solle. Und so ward denn
13. dasselbe gerade auf den hohen Donnerstag, Charfreitag, und
14. 16. Ostertag beim Großen Münster mit großem Ernst und Freuden auf die Weise begangen, wie Zwingli dieselbe in der gerade jetzt herausgegebenen Liturgie, betitelt: Aktion oder Brauch des Nachtmahls, Gedächtniß oder Dankſagung Christi, wie sie auf Ostern MDXXV. zu Zürich angehebt wird (N°. 42.), anordnete und bekannt machte. Die zwar nicht mehr zahlreiche aber tief gekränkte

Gegenpartheï, die wenigſtens in der Waſſerkirche ſich Meſſe leſen zu laſſen wünſchte, konnte weiter nichts erhalten, als daß man ihr erlaubte, die Meſſe in den angrenzenden Orten zu hören, wo dieſelbe noch gehalten wurde.

Während dieß in Zürich vorging, beſtritt Valentin Compar, alt Landſchreiber zu Uri, in einer Schrift, die er vor geſammter Landsgemeinde vorgeleſen, und hierauf dem Zwingli ſelbſt zugeſandt hatte, mehrere Lehrpunkte, beſonders die Abſchaffung der Bilder: welche Schrift Zwingli demſelben, mit einer Zueignung an den Landammann, Rath und Gemeinde zu Uri, beantwortete; dieſe Beantwortung führt den Titel: Eine Antwort H. Zwingli's, Valentin Compar alten Landſchreiber zu Uri gegeben, über die vier Artikel, die er ihm aus ſeinen Schlußreden angetaſtet. (N°. 43.) Aber nicht nur ſuchte Zwingli die Aufrechthaltung und Ausbreitung der evangeliſchen Lehre in der Schweiz durch ſeine Schriften zu erzielen; ſondern auch auf das benachbarte Frankreich zu wirken, wo viele der Wahrheit begierige Männer nach dem in der Schweiz aufgehenden Lichte mit Sehnſucht hinblickten. Daher eignete Zwingli ſeinen um dieſe Zeit geſchriebenen Commentar vom wahren und falſchen Glauben (N°. 40.) ihrem Könige Franz I. zu. In demſelben legte er beſonders ſeine Meinung von dem Nachtmahl, wie er ſie früher ſchon in einem freundſchaftlichen Schreiben an Matthäus Alber, Predikant zu Reutlingen (N°. 38.), eröffnet hatte, weitläufig dar*), welche er in einer bald nachher (17. Auguſt) geſchriebenen Nachhut (Nachtrag) von dem Nachtmahl (N°. 41.) noch weiter erläuterte und vertheidigte; und ſpäter (33. Oct.), in einer Antwort auf die Epiſtel Johannis Bugenhag aus Pommern. (N°. 47.) April 27.

*) Dieſer Abſchnitt ward nachher von einigen Freunden Zwingli's als eine beſondere Schrift überſetzt und herausgegeben, unter dem Titel: Von dem Nachtmahl Chriſti, Wiedergedächtniß oder Dankſagung, Huldreich Zwingli's Meinung; jetzt im lateiniſchen Com-

Um die Untergebenen von dem geistlichen Gerichte des Bischofs in Constanz auch in Ehesachen zu befreyen, stiftete der Rath in Zürich jetzt ein eigenes Chor- oder Ehegericht, dessen Satzungen im folgenden Jahre beschlossen und bestätiget wurden, und welches, aus zwei Gliedern des kleinen, zwei des
May 15. großen Raths, und zwei Leutpriestern bestehend, im Mai dieses Jahres in der Leutpriesterei zum Fraumünster seine erste Sitzung hielt.

Zwingli war längst darauf bedacht gewesen, Zürich zum Sitze ächter Gelehrsamkeit zu machen, daher ihm das Studium gelehrter Sprachen, insbesondere der Bibel, und die Beförderung desselben sehr am Herzen lag. Er suchte zu diesem Ende hin nicht nur das Gymnasium mit gelehrten Männern zu versehen, und ertheilte selbst Unterricht, ja übernahm an der Stelle des verstorbenen Chorherr Nießli (14. April) die Stelle eines Schulherrn *), sondern richtete nun auch, um den zwecklosen Gregorianischen Chorgesang, der auch im Herbst dieses Jahres gänzlich aufgehoben ward, zu verdrängen, eine biblische
Jun. Lese- oder Schriftauslegungs-Anstalt ein, unter dem Namen
19. Prophezei, mit welcher im Sommer dieses Jahres der Anfang gemacht ward; so daß (Sonntag und Freitag ausgenommen) täglich Morgens um 8 Uhr im Chor der Großmünsterkirche, in Gegenwart aller Chorherren, Predikanten, Caplane, und Studiosen, die Bücher des Alten Testaments in der

---

mentar beschrieben, und durch drei getreue Brüder eilends in's Deutsche gebracht. Zürich, bei Froschauer.

*) Er bezog jetzt auch die dem Schulherrn zugeeignete Wohnung, nämlich den Chorherrenhof, der daher noch heutzutage die Schulei heißt, und seitdem das untenanstehende Haus, auf der Müseck genannt, (1661.) niedergerissen worden, die linke Ecke der obern Kirchgasse bildet. Zuvor wohnte Zwingli von 1522—1525. in dem Hause des verstorbenen Caplan Hans Gadenheimer, in dem zur rechten Hand liegenden Eckhof an der in die Neustadt führenden Gasse.

Grundſprache geleſen und erklärt ward; wobei Zwingli anfangs allein den hebräiſchen und griechiſchen Text las, ſpäter aber das Leſen des hebräiſchen Textes dem ſchon im Jahr 1522. nach Zürich berufenen Jakob Ceporin, der aber erſt dieß Jahr von Baſel nach Zürich kam, überließ. Auf ähnliche Weiſe ward Abends um 3 Uhr im Chor der Fraumünſterkirche das Neue Teſtament von Myconius, der mit Anfang dieſes Jahres auf Zwingli's Verwenden wieder in Zürich, als Lehrer an der Fraumünſter-Schule angeſtellt ward, in Gegenwart ſelbſt vieler weltlicher Perſonen beiderlei Geſchlechts, in deutſcher Sprache erklärt. Auch den Mönchen des Kloſters Stein am Rhein und Rüti ward auf Zwingli's Bemühen ein gelehrter Unterricht angeordnet, für jene durch Johann Rhellikan; für dieſe Wolfgang Kröll, jedoch an beiden Orten mit ſchlechtem Erfolge, nachdem ſchon im Frühlinge der Abt zu Rüti, Felix Klauſer nach Rapperſchweil, und der Abt zu Stein, David von Winkel, über den Rhein entflohen war.

Nicht nur im benachbarten Schwaben, Kletgäu, Sulz, und ſelbſt bis in Sachſen hinein, empörten ſich jetzt die Bauern wider den Druck ihrer Gutsherren, ſondern auch in der Landſchaft Zürich kam man beinahe allenthalben mit Artikeln zum Vorſchein, über die man ſich beſchweren zu müſſen glaubte, und deren man entledigt ſeyn wollte. Insbeſondere ward von ſehr vielen Gemeinden die Entrichtung der Zehnten verweigert, wobei ſie ſich auf die Schrift, und auf die Vorträge ihrer Prediger beriefen. Da nun das Mitwoch vor Pfingſten dießfalls erlaſſene Manifeſt nicht den erwünſchten Erfolg hatte, ſo beſchloß der Rath eine öffentliche Disputation den Zehnten betreffend, auf Aug. dem Rathhauſe zu halten, in welcher Zwingli gegen den Unterſchreiber Joachim von Grüt darthat, daß die Rechtmäßigkeit des Zehntens zwar nicht aus der levitiſchen Zehnteneinſetzung im Alten Teſtament, die für uns Chriſten keine Verbindlichkeit mehr habe, hergeleitet werden könne, wohl aber daraus ſich klar ergebe, weil derſelbe ein vom Zehntherren erkauftes Eigenthum ſey. Der Erfolg dieſer Disputation ward hierauf vom Rath der Landſchaft in einem abermaligen Mandat bekannt gemacht, und, darauf geſtützt, die weitere Entrichtung des Zehnten bei Strafe geboten.

Sept 23. 28. Im Herbst dieses Jahres gelangte, erst vom Landammann zu Glarus, und dann wenige Tage hernach von einer Gesandtschaft der sechs Orte, Bern, Glarus, Basel, Solothurn, Schaffhausen und Appenzell, an Zürich die abermahlige ernstliche Aufforderung, sich im Glauben nicht von den übrigen Eidgenossen zu sondern, und namentlich die Messe wieder einzuführen, widrigenfalls sie mit Zürich nicht mehr zu Tagen sitzen würden. Diese Aufforderungen, so wie auch eine spätere (29. Nov.), von einer Gesandtschaft Berns wiederholt, beantwortete Zürich stets gleichförmig dahin, daß es ihnen unmöglich sey von dem zu lassen, was sie aus Gottes Wort als recht und befohlen erkannt haben; daß sie übrigens ihre Bünde gegen ihre Eidgenossen getreu halten werden, und ebendasselbe auch von ihnen zutrauensvoll erwarten. Je weniger nun die Kantone bei Zürich ausrichteten, desto mehr bemühten sie sich, die Reformation in 23. den gemeinen Herrschaften, und besonders im Thurgau, im Keime zu ersticken; dem zufolge fertigte ihre Gesandschaft, zu Tobel versammelt, an diese Landschaft eine drohende Ermahnung aus, nicht vom alten Glauben zu weichen.

Da jetzt die Sekte der Wiedertäufer immer mächtiger um sich griff, und immer trotziger ward, auch D. Hubmeyer Nov. von Waldshut einer ihrer Führer ward, und eine böswillige 5. Schrift wider Zwingli ausgehen ließ, welche Zwingli bald darauf mit einer Gegenschrift beantwortete, betitelt: Ueber Doktor Balthasars Taufbüchlein, eine wahrhafte, gegründete Entwort H. Zwingli's, (No. 45.) so beschloß der Rath, noch einmahl ein freies öffentliches Gespräch halten zu lassen, um das Vorgeben der Wiedertäufer, als suche man ihre Parthei mit Gewalt zu unterdrücken, zu widerlegen. Er schrieb daher auf den 6 Nov. eine dritte Disputation aus, mit Beifügung der zu verfechtenden Streitsätze, wobei Vadian von St. Gallen, und Sebastian Hofmeister von Schaffhausen abermahls zu Präsidenten ernannt waren. Da nun für die Menge der auf diesen Tag sich einfindenden Personen der Platz auf dem Rathhause zu enge ward, verlegte man das Gespräch in die Großmünsterkirche; und damit niemand 6. sich klage, daß er nicht zum Wort kommen könne, ließ man 7. 8. Jeden nach Gutdünken reden, und so dauerte das Gespräch

drei ganze Tage nacheinander. In Folge dieser Disputation Nov.
wurden die Führer der Sekte, Grebel, Manz und Andere, 30.
weil sie ihre Meinung nicht hatten erweisen können, mit ern-
ster Drohung sich des Wiedertaufs zu enthalten, entlassen, und
es erschien nun ein Mandat gegen die Wiedertäufer, als
gegen Leute, deren Lehrsätze vollkommen widerlegt worden,
und denen nun alle weitere Ausbreitung ihrer gefährlichen
Meinungen und jede Absönderung von der Kirche ernstlich unter-
sagt ward. Unterdeß flüchtete sich Hubmeyer, nach Einnahme
von Waldshut durch die Kaiserlichen, nach Zürich, ward aber
daselbst erkannt und verhaftet; dann verlangte er ein Gespräch
mit Zwingli des Wiedertaufs wegen zu halten; welches Dec.
Zwingli in Gegenwart einer Rathscommission und mehrerer 21.
Gelehrten mit ihm hielt, und hierauf Leo Jud und Myconius,
mit welchen er nun disputiren wollte, da er nichts wider 22.
Zwingli vermochte. Des folgenden Tags erschien Hubmeyer
abermahls vor der Commission und vor Zwingli, seine Irr-
thümer zurücknehmend; der Rath gebot ihm, seinen Wi-
derruf öffentlich zu thun. Aber als dieß jetzt nächstfolgenden
Freitag beim Fraumünster nach einer von Zwingli daselbst 30.
gehaltenen Predigt geschehen sollte, nahm er vielmehr seinen
Widerruf förmlich zurück, und ward darum aufs neue ins
Gefängniß gelegt.

Zürich hatte gegen das Ende vorigen Jahres seinen Un- 1526
terschreiber Joachim von Grüt nach Rom geschickt, um
die rückständige Kriegsbesoldung vom Pabste zu verlangen. Aber
Pabst Clemens VII. machte den Zürichern Vorwürfe über ihren
Abfall vom Glauben der Kirche, erklärte, solchen Abtrünnigen
das Schuldige nicht bezahlen zu müssen, und schlug ihnen vor,
Zwingli durch Gelehrte zu Genf oder Lausanne eines
Bessern berichten zu lassen. Allein der Rath lehnte in seiner Jan.
Antwort den Vorwurf des Abfalls vom wahren Glauben ab, 10.
sich auf die durch ihre Gesandten überreichte kurze und
christliche Einleitung ꝛc. (No. 19.) berufend; erwiederte,
daß man, nach christlichen Grundsätzen, selbst Heiden und
Türken das Schuldige zu entrichten verpflichtet sey, und er-

Jan. klärte, daß er seine Predikanten an keine fremden Orte schi-
26. ken werde, indem billig der Schaden an dem Orte geheilt werden müsse, wo er sich befinde; worauf der Pabst in einem zweiten Briefe, aber eben so fruchtlos, Rom selbst zum Orte der Disputation vorschlug.

Da Ceporin zu großem Bedauern aller Freunde der Gelehrsamkeit schon am Schluße vorigen Jahres gestorben war, so nahm jetzt Zwingli darauf Bedacht, seine Stelle wieder zweckmäßig zu besetzen, und bewarb sich daher um Conrad Pellikan, einen Barfüssermönch von Rufach aus dem Elsaß, der in Basel doztirte, der auch wirklich den Ruf nach Zürich an-
Febr. nahm, und Ende Hornungs seine Stelle als Leser der hebräi-
22. schen Sprache antrat, während Rudolf Collin und Jakob Ammann das Griechische, Georg Binder das Lateinische lehrten.

Da Zwingli seine Ansicht über das H. Nachtmahl und den Sinn der Einsetzungsworte bisher nur in lateinischer Sprache bekannt gemacht hatte, so beschloß er dieselbe nun auch in deutscher Sprache zu schreiben, damit auch der gemeine einfältige Christ die Wahrheit selbst erlernen möchte. Demzufolge gab er jetzt eine solche gemeinfaßliche Belehrung heraus, unter
23. dem Titel: Eine klare Unterrichtung vom Nachtmahl Christi (No. 49.). Welche Ansicht er alsdann hierauf in einer Antwort auf die Briefe von Theobald
März Billikan und Urban Rhegius (No. 50.) weiter zu
1. vertheidigen sich veranlaßt sah.

Da die gelinde Behandlung der Wiedertäuferseke die Folge hatte, daß dieselbe in ihren Unternehmungen nur trotziger und immer um sich greifender wurde, so beschloß jetzt der Rath, nachdem er alle Täufer, die er habhaft werden konnte, in's Gefäng-
7. niß gelegt, ein offen Mandat ausgehen zu lassen, daß jeder, der Andere hinfür wiedertaufen würde, ohne Gnade ertränkt werden sollte. Nun erbot sich auch Hubmeyer zu einem neuen Widerruf,
April welchen er zu Zürich und Gossau thun mußte, und hierauf das
6. Land verlassen sollte, aber auf die dringende Verwendung Zwingli's und seiner Amtsgenossen Erlaubniß erhielt noch einige Zeit in Zürich zu bleiben, bis er sicher weiter reisen konnte; eine Milde, die er durch nachherige Verläumdung Zwingli's übel vergolt.

Eben dieß Unwesen der Täuferei bewog Zwingli und die übrigen Leutpriester mit der Bitte beym Rath einzukommen, daß ordentliche Tauf- und Ehebücher eingeführt werden möchten, damit man genau wisse, wer getauft und verehlicht sey: wozu ihnen auch der Rath (30. May) den Auftrag gab.

Auf jenes mit einem Geleitbrief verbundene Schreiben der Stadt Zürich (6 Nov. 1524) antwortete Eck gar nicht, sondern brachte das folgende Jahr mit Umtrieben zu, wobei ihm der bischöfliche Vikar, Joh. Faber, der selbst nach Luzern reiste, alle Hülfe leistete. Endlich erließ Eck (28 Oct. 1525) abermahls ein Schreiben an die Eidgenossen, worin er Zwingli und Oekolampad auf's Neue anklagte, und sich zu einer Disputation mit ihnen erbot, ohne jener Zuschrift von Zürich mit einem Worte zu gedenken. Darauf antwortete Zwingli (15 Jan.) in einer Zuschrift an die Gesandten der Eidgenossen zu Luzern, welche Antwort Zwingli's mit jenem Geleitbrief Zürichs an Eck zusammen gedruckt erschien. (No. 29.) Auf der nächsten Tagsatzung, zu Luzern gehalten, beschlossen jetzt die acht Orte, Zürich ausgenommen, daß die Disputation zu Baden sollte gehalten werden, und zeigten dieß Zürich an, mit der Aufforderung, Zwingli dahin zu schicken. Auf einer neuen Tagsatzung zu Einsiedeln, vereinigten sich nun auch die fünf übrigen Orte mit jenem Beschlusse, und so erschien in ihrer aller Namen ein Ausschreiben der Disputation nach Baden. Worauf Zwingli eine freundliche Zuschrift an gemeine Eidgenossen der XII Orte und Zugewandte (No. 30.) erließ, in welcher er einerseits angab, was zu einem rechten und fruchtbaren Religionsgespräche gehöre; anderseits aber anzeigte, daß und warum er wohl zu Zürich, Bern oder St. Gallen, nimmermehr aber zu Baden disputiren werde. Jetzt erschien nun auch von Faber ein gedruckter sogenannter Sendbrief an Zwingli, der die Absicht hatte, Zwingli nach Baden zu ziehen, oder ihn wenigstens durch häm'sche Beschuldigungen vor aller Welt zu prostituiren. Diesen beantwortete ihm Zwingli mit bitterem Spotte in seiner Schrift: Ueber den ungesandten Sendbrief Johann

April 10.

May Fabers an Huldreich Zwingli (No. 33.); und eben so
15. dessen Replik durch die Schrift, betitelt: Die andere Schrift Zwingli's an D. Joh. Faber ꝛc. (No. 34.)

16. Da nun auf die bestimmte Zeit weder Zwingli noch andere Gelehrte von Zürich sich in Baden einfanden, so boten die VII Orte nochmahls allem auf, um Zwingli dorthin zu locken. Es ward ihm nicht nur ein Schutz- oder Geleitsbrief, sondern selbst eine Bedeckung von zwanzig bis dreißig Mann als beständige Sicherheitswache von seiner Abreise von Zürich bis zu seiner Rückkunft daselbst verheißen. Allein auch diese Schritte hatten keinen Erfolg.

21. Die Disputation ward also, ohne Zwingli's Anwesenheit, gehalten. Um aber diese auf's Befriedigendste zu ersetzen, erbot er sich, die ihm nach geendigter jedesmahliger Versammlung zugesandten Eckischen Gründe auf der Stelle zu widerlegen; was er auch, so viel an ihm lag, und selbst mit wochenlang dauerndem Verzichtleisten auf die nächtliche
21. Ruhe *) wirklich that, in der Schrift: Die erste kurze Antwort auf Eckens sieben Schlußreden (No. 31.),
Jun. 3. und in der andern Antwort auf etliche unchristliche Antworten, die Eck auf der Disputation zu Baden gegeben (No. 32.), während Berchtold Haller von Bern und Oekolampad von Basel die Wahrheit gegen Eck mündlich verfochten. Es hätten nun billig die Gründe und Gegengründe beider Partheyen durch unverfälschte Abschriften

*) Als Thomas Plater, Oekolampads gewöhnlicher Bote aus Baden an Zwingli, auch in der Nacht vor dem heil. Pfingsttage um Mitternacht vor Zwingli's Wohnung kam, und darauf drang, ihm noch in dieser Nacht zu sagen, was Oekolampad ihm aufgetragen, damit derselbe auf den Morgen wieder Rath und Antwort von ihm hatte; stand Zwingli, der schon zu Bette war, wieder auf, und empfing ihn mit den Worten: „Ei, du bist ein unruhiger Mensch! Ich bin in 6 Wochen nie in das Bette gekommen; habe vermeint, weil morgen der Pfingsttag ist, man werde ruhen!"

der Originalakten dieser, achtzehn Tage dauernden, Disputation, zur unparthepischen Beurtheilung für Fremde und Einheimische, durch den Druck bekannt gemacht werden sollen. Allein dieß geschah so wenig, daß man dieselben nicht einmahl den Kantonen selbst mittheilte, und so stillschweigend das Bekenntniß ablegte, daß auch hier die Wahrheit gesiegt habe. Darum fanden auch die später zu Luzern durch Murner herausgegebenen Akta keinen Beifall. Desto frecher glaubte dagegen Faber nicht nur die Lüge von dem, auf der Disputation zu Baden, erfochtenen Siege seiner Parthey ausstreuen; sondern auch auf Verbrennung der Bücher der Gegenparthey antragen zu dürfen; während sich die Gesandten der Eidgenossen, da ihr Anschlag auf Zwingli mißlungen war, in einem Schreiben aus Baden an Zürich beklagten, als ob Zwingli sie in seinen Antworten an Faber angegriffen, und von dem Rathe verlangten, daß er ihn absetzen sollte: worauf der Rath sowohl, als Zwingli selbst ihnen eine treffende Antwort zuschickten. Auch erließ der Rath bald hernach ein neues Manifest an die Landschaft, worin er derselben von seinen Schritten gegen die Cantone, und warum er die Disputation zu Baden ausgeschlagen, ausführliche Anzeige machte *). Auch ließ Zwingli eine kurze Schrift an gemeine Christen der Eidgenossenschaft, warnend vor dem unchristlichen Vornehmen Fabers (No. 36.), ausgehen, und bald hernach (28 Juli) seine Dritte Schrift wider Johannes Faber über sein erdichtet Büchlein, die neue Zeitung genannt (No. 35.); nachdem er kurz zuvor (20 Juli) eine tröstliche Epistel an die frommen Gläubigen zu Eßlingen, (No. 53.) betreffend die Disputation zu Baden, geschrieben hatte, auf welche er einige Monate später (28 Oct.) einen zweiten Sendbrief an Ebendieselben folgen ließ.

Jun. 9. 16. 30.

In diesem Sommer fing Zwingli an, das A. Testament dem Volke in öffentlicher Predigt zu erklären. Denn da das

Jul. 8.

*) Siehe Füßlin's Beiträge zur Reformationsgeschichte des Schweizerlandes. Theil III. S. 133 ff.

Volk in achthalb Jahren des N. Testamentes nun wohl berichtet war, sollte jetzt einer der Prediger auch das A. Testament erklären; und dieß übernahm er selbst, fing mit dem ersten Buch Moses an, und vollendete es in vier und dreißig Wochen.

Um denjenigen Ständen, die sich dem Evangelium geneigt
Jul. zeigten, und dieß auch bey Anlaß jener Disputation bewie-
13. sen, ihre Rache fühlen zu lassen, beschlossen nun die VII Orte auf einer Tagsatzung zu Luzern, da jetzt die Zeit der Erneuerung der eidgenössischen Bünde heranrückte, Zürich, Basel, St. Gallen und Mühlhausen vom Bundesschwur auszuschließen. Sie erreichten aber ihren Zweck nicht ganz, da Bern, Glarus, Schafhausen und Appenzell dennoch denen von Zürich, Basel ꝛc. schwuren, und sich hinwiederum von
29. ihnen schwören ließen.

In Beziehung auf die Hauptstreitigkeit, in die Zwingli durch seine Ansicht von den Einsetzungsworten des Abendmahles immer mehr verflochten ward, sah er sich jetzt neuerdings zu einigen kleinern Schriften veranlaßt. Nach einem (2 Juli) erlassenen Sendschreiben an eine der berühmtesten Städte Deutschlands (Nürnberg) die seine und Oekolampads Schriften verboten hatte,
Aug. (No. 51.) worin er seine Erklärung jener Worte kurz und
14. bündig vortrug, erschien seine Kurze Antwort auf einen sehr langen Brief eines sogenannten Freundes (des nun in Zurzach lebenden Züricherischen Chorherrn Jakob Edlibach) (No. 52.), die sich ebenfalls auf die Abend-
15. mahlslehre bezog: Hierauf seine Erklärung an Urban
31. Rhegius über die Erbsünde (No. 55.); später ein Brief an Peter Gynoräus, Eck, Faber und Hubmeyer betreffend. (No. 54.) Endlich schrieb er auch noch, gegen das Ende dieses Jahres, seine, zwar erst im Anfang des folgenden im Druck erschienene, Antwort über Doktor Straußens Büchlein wider ihn geschrieben, das Nachtmahl Christi betreffend. (No. 56.)

Nachdem im vorigen Jahre die meisten Nebenaltäre in den Kirchen der Stadt waren bei Seite geschafft worden, wurden nun in diesem Sommer auch die Fronaltäre abgebrochen,

die Altarsteine derselben aus allen Kirchen nach dem großen Münster gebracht, und aus ihnen daselbst eine neue Kanzel und Kanzelboden errichtet, und in dessen Mitte der Altarstein aus der Predigerkirche gelegt; so daß Zwingli auf Kirchweihe St. Felix und Regula zum erstenmahl auf der neuen Kanzel predigte. Sept. 11. 4. 11.

Gegen Ende Oktobers fiel neuer Verdacht auf viele Angesehene und Vornehme in Zürich, daß sie, gegen den geschwornen Eid, fortwährend Pensionen von fremden Fürsten und Herren genommen; mehrere derselben wurden plötzlich verhaftet, peinlich verhört, und der alte Rathsherr Jakob Grebel, dessen Sohn, Conrad Grebel, eines der Häupter der Wiedertäuferfekte war, sogar enthauptet; hierauf ein neuer Pensionenbrief verfaßt, und beym großen Münster von der gesammten Bürgerschaft beschworen. Okt. 30. Dec. 16.

Da weder Ernst noch Güte die Häupter der Wiedertäuferfekte von ihrem thätlichen Widerstreben gegen die bürgerliche sowohl als kirchliche Ordnung abzubringen vermochte, so sah sich der Rath von Zürich nun genöthigt, ihrem Mandat vom 7 März des vorigen Jahres durch ernste Handhabung den nöthigen Nachdruck zu geben; dem zufolge wurden mehrere der nie ruhenden Anführer neuerdings festgenommen, einige Landes verwiesen, an Felix Manz aber die angedrohte Strafe der Ertränkung vollzogen. 1527 Jan. 5.

Ein boshaftes Libell gegen die Reformatoren, welches Thomas Murner, ein ausländischer Franziskaner-Mönch, nun Predikant zu Luzern, im Februar unter der Form eines Kalenders zu Luzern im Druck ausgehen ließ, veranlaßte neue Beschwerden, welche Zürich vor der Tagsatzung zu Bern erhob, an welche sich auch Zwingli in gleicher Absicht wandte, und vor Murner, diesem Ausländer, der nur Zwietracht unter den Eidgenossen zu stiften suche, ernstlich warnte. Dessen ungeachtet überließen die VII Orte eben diesem Murner die Akta der Disputation zu Baden herauszugeben, mit einer Vor- und Nachrede versehen, welche Bern und Basel bewog, diese Akta von sich abzuweisen, zumahl da man ihnen die Ori- Febr. 9. 26.

glual-Exemplare zur Vergleichung nicht wollte verabfolgen laſſen.

Aber was Zwingli am ſchmerzlichſten fiel, geſchah jetzt. Er ſah ſich genöthigt, mit einem Manne, dem er ſchon frühe ſeine ganze Achtung geſchenkt hatte, und von dem er nie hätte ahnden können, daß er ihn jemahls zum Gegner haben würde, mit Luther ſelbſt Streitſchriften zu wechſeln, deren Folgen ſich auf Jahrhunderte hinaus erſtreckten. Schon ſeit einiger Zeit hatte Luther gegen Zwingli und die mit ihm über den Sinn der Einſetzungsworte gleichdenkenden Freunde auf eine ſolche beleidigende Art Parthei genommen, daß Zwingli nicht anders konnte, als ebenfalls öffentlich gegen ihn auftreten. Dieß that er denn, durch ſeine Freunde dringend
Febr 28. aufgefordert, zum erſtenmahl in ſeiner lateiniſch geſchriebenen freundſchaftlichen Auslegung oder Erklärung der Lehre vom Abendmahl an Martin Luther. (N°. 57.) Eine Schrift, die, abgeſehen von der Wichtigkeit ihres Gegenſtandes, auch wegen der darin zu Tage liegenden Gelehrſamkeit, Humanität, und gegen ſeinen Gegner ſo ſtark abſtechenden Urbanität eines bleibenden Andenkens werth iſt. Allein Luther, dem Zwingli die Wiedervereinigung mit ihm ſo nahe legte *), verſchloß nicht nur den ſtärkſten Beweisgründen ſein Gemüth, ſondern griff ihn von Neuem, und wo möglich, mit noch größerer Heftigkeit an, in einem „Sermon von dem Sakrament des Leibes und Blutes Chriſti wi-
März 28. der die Schwarmgeiſter.“ Worauf Zwingli mit einer ſich gleichbleibenden Mäßigung eine freundliche Verglimpfung und Ablehnung über die Predigt des trefflichen Martin Luthers wider die Schwärmer ꝛc.
May 6. (N°. 59.) ſchrieb. Dabey wandte ſich Zwingli auch in einem Sendſchreiben an Andreas Oſiander, (N°. 58.) Prediger zu Nürnberg, einen ſeiner heftigſten Gegner, der in dem Abendmahlsſtreite auf's leidenſchaftlichſte an ihn geſchrieben hatte. Inzwiſchen hatte bereits Luther eine neue

*) Siehe Liter. hiſtor. Anhang zu Zwingli's Leben, von J. C. Heß. S. 589.

Schrift wider Zwingli ausgehen lassen, betitelt: „Daß diese Worte Christi (das ist mein Leib) noch feststehen wider die Schwarmgeister.“ Auch auf diese Schrift antwortete Zwingli, seinem gegen Luther angenommenen Charakter treu, in einer Gegenschrift: Daß diese Worte Jesu Christi ewiglich den alten einigen Sinn haben werden u. s. w. (N°. 60.) Jun. 28.

Bis zu welchem Grade von Unsinn und Verdorbenheit es mit den wiedertäuferischen Fanatikern immer mehr gekommen war, darüber ertheilt diejenige Schrift den besten Aufschluß, welche Zwingli nun noch über diesen Gegenstand herauszugeben veranlaßt ward, betitelt: Wider die Ränke der Wiedertäufer, eine belehrende Zurechtweisung. (N°. 62.) Daher, mit Zürich, nun auch Bern, Basel, Schafhausen und St. Gallen zu Ergreifung gleichförmiger Maßregeln wider diese dem Staate selbst höchst gefährlich werdende Sekte, die auch in diesen Kantonen um sich griff, und selbst die größten Abscheulichkeiten verübte, sich durch einen gedruckten Abscheid (Beschluß) verband. Jul. 31. Aug. 14.

In diesem Jahre wurden auch einige Früchte jener von Zwingli im Jahre 1525 errichteten sogenannten Prophezey einem größern Publikum mitgetheilt, indem Leo Jud und Megander, welche die lateinischen Erklärungen Zwingli's über das A. Testament in solchen biblischen Lesestunden sorgfältig in die Feder faßten, auf den Wunsch vieler Gelehrten einige derselben, mit Zwingli's Zustimmung, in Druck herausgaben. Sie machten im März mit Herausgabe der Anmerkungen Zwingli's über das erste Buch Moses (N°. 68.) den Anfang, und ließen dann im Spätjahr dessen Anmerkungen über einen Theil des zweiten Buchs Moses (N°. 69.) folgen. Sept. 1.

Man ließ nun alle überflüssigen Klosterkirchen und Capellen der Stadt eingehen, und verwandte die Geräthschaften derselben zur vollkommenen Einrichtung derjenigen Kirchen, welche als eigentliche Pfarrkirchen zur Anhörung des göttlichen Wortes bestimmt bleiben sollten. Daher wurden die Chorstühle der Prediger-, Augustiner-, Barfüßer- und Oetenbacher-Kirche ausgeräumt, und zur Bestuhlung der St. Oct. 25.

Peterskirche längs den Seitenwänden gebraucht. Die Güter der eingegangenen Capellen und die Pfründen der aufgehobenen Caplaneien wurden theils zur Nothdurft der Armen, theils zur Unterhaltung und Verbesserung der eigentlichen Pfarreien verwendet, die Verwaltung derselben Amtleuten oder Kirchenpflegern übergeben, und zur Abnahme ihrer Rechnungen sogenannte Rechenherren geordnet.

Ungeachtet nach der vorjährigen Disputation zu Baden eine Parthei in Bern den Beschluß erzwingen konnte, bey dem althergebrachten Glauben zu bleiben, und dafür den VII Orten besiegelte Abscheide gab; so brachten es doch die Prädikanten Berchtold Haller und Franz Kolb nach und nach wieder dahin, daß in der Auffahrtswoche ein Mandat erschien, welches, auf ein früheres vom Jahr 1523 hinweisend, die Vorschrift erneuerte, daß alle Prädikanten zu Stadt und Land nichts anders, als das Wort Gottes, wie es im A. und N. Testament enthalten, frey und öffentlich verkündigen sollten. Und da man einerseits auf die Disputation zu Baden um so weniger sich berufen konnte, weil ihre Originalverhandlungen nicht erhältlich waren; anderseits der größere Theil der Stadtbürgerschaft und mehrere Bezirke der Landschaft den Rath zur Abschaffung der Messe drängten,
Nov. 17. so entschlossen sich jetzt Rath und Bürger, ebenfalls eine Disputation zu halten. Sie schrieben dieselbe auf den 6 Jenner des folgenden Jahres aus, und fügten dem gedruckten Ausschreiben die X Schlußreden bey, über welche disputirt werden sollte. Nebst den sämmtlichen Eidgenossen wurden auch die vier Bischöfe der Eidgenossenschaft, die Gelehrten der benachbarten Städte Biel, Mühlhausen, Constanz u. s. w., auch ein Murner und Andere seiner Denkensart, eingeladen. Während nun Zürich, Basel und St. Gallen diesen Schritt sehr begünstigten, auch Zwingli, auf Hallers dringende Einladung, in Person dabey zu erscheinen sich entschloß, und dafür beim Rath in Zürich um Bewilligung bat, der ihm dieselbe nicht nur gern ertheilte, sondern auch seine Prädikanten in einem offenen Mandat selbst zum Besuche dieser Disputation ermunterte, und allen, die auf dieselbe reisen würden, ein freyes Geleit anbot; ver-

warfen die acht Orte dieselbe in einer beleidigenden Antwort, welcher selbst ein Kaiserliches Abmahnungsschreiben an Bern folgte, ohne jedoch Bern von seinem Vorhaben abbringen zu können.

Inzwischen geschah in Zürich ein neuer Schritt zu Vereinfachung des christlichen Kultus, indem nun auch die Orgeln in den Pfarrkirchen, namentlich das große und köstliche Orgelwerk im Großen Münster, abgebrochen ward. Denn da das Orgelspiel bisher nur zum Begleit des Chorgesanges der Chorherren, und beim Hochamt der Messe gebraucht worden; so ward es, nachdem beide aufgehoben waren, nunmehr ganz überflüssig gefunden *). Dec. 9.

Da im Frühling dieses Jahres die fünf Orte nebst Freyburg mit Wallis einen Vertrag aufrichteten, genannt der Walliser Bund, wodurch sie sich zu gemeinschaftlicher Aufrechthaltung des alten Glaubens, und wo es dießfalls zum Krieg käme, zu gegenseitiger Hülfe verbanden; so suchte auch Zürich sich mit Gleichgesinnten zu verbinden. Es war ihm daher erwünscht, daß der Rath von Constanz, wo die Reformation durch den Fleiß mehrerer evangelischer Prediger und Freunde Zwingli's **) so viel Eingang gefunden hatte, da der Bischof mit der ganzen hohen Geistlichkeit sich aus

*) Die höchst fade Anekdote, wie Zwingli vor dem Rath in Zürich (nach Andern sogar in Basel) das Ungereimte des kirchlichen Gesanges soll darzuthun gesucht haben, die auch Hr. OER. Natorp in seiner neuesten Schrift (Ueber den Gesang in den Kirchen der Protestanten. Duisburg u. Essen, 1817. S. 221) wiederholt, ist ganz ungegründet. Sie wird auch von Einigen nicht Zwingli, sondern dem Oekolampad zugeschrieben (Siehe Reinking's bibl. Polizey. 4. Frankf. 1663. S. 93. 94), ihm, der gerade den deutschen Kirchengesang in Basel schon 1526 einzuführen versuchte. Schon diese Varianten sind ein Zeichen ihrer Unächtheit.

**) Namentlich eines Ambrosius Blaarer, Joh. Zwick, und Joh. Wanner.

der Stadt wegbegab, in gerechter Besorgniß vor den Machinationen der bischöflichen Parthei, sich um Aufrichtung eines Bürgerrechtes mit Zürich bewarb, welche denn auch
Dec. 25. auf Weihnachten förmlich erfolgte.

1528 Je größer auf der einen Seite die Gefahr war, mit welcher Zwingli und seine Gefährten von den, diese Disputation verwerfenden Kantonen bedroht wurden, desto kräftigere Maßregeln ergriffen ihrer Seits Zürich und Bern, jene zu beschirmen. Nachdem sich die fremden Gelehrten, die von St. Gallen, Constanz, Lindau, Augsburg, Memmingen, Ulm, Nürnberg auf die Disputation gesendet wurden, in Zürich versammelt, und hier mit den Zürichern selbst, die
Jan. aus der Stadt und von der Landschaft diese Disputation be-
2. suchen wollten, sich vereinigt hatten, traten sie sämmtlich, mehr als hundert an der Zahl, nebst einer Gesandtschaft vom Rath, unter einer Bedeckung von 300 bewaffneten Männern und einem sie abholenden Berner-Geleite ihre Reise nach
4. Bern an, wo sie glücklich eintrafen, und Zwingli bey seinem Schwager Leonhard Tremp, nahe der Kirche, seine Einkehr nahm. Als nun gegen 350 Geistliche aus allen Gegen-
6. den beysammen waren, wurden auf den bestimmten Tag in der Barfüßerkirche die nöthigen Einleitungen zur Disputa-
7. „ tion getroffen, und diese hierauf achtzehn Tage nach einan-
26. der mit gesetzlicher Freyheit und Ordnung über jene publizirten X Schlußreden gehalten, welche beynahe sämmtlich auch von Zwingli vertheidigt wurden. Inzwischen ward von mehreren fremden Gelehrten, besonders Zürichern, und namentlich zweymahl von Zwingli im Münster gepredigt; welche Predigten nachher zu Zürich gedruckt erschienen unter dem Titel: Die Predigten, so von den fremden Prädikanten, die zu Bern auf dem Gespräch gewesen, geschehen sind. (No. 63.) Nach beendigter Disputation ward Zwingli mit den übrigen Gelehrten durch ein Bernisches Geleit von 200 Mann bis Bremgarten gebracht, wohin Zürich — den fünf Orten, die den Paß hier sperren, und Zwingli aufheben wollten, zuvorkommend — 50 Bewaffnete

schickte, in deren Mitte er durch das Städtchen ritt, und so glücklich wieder in Zürich ankam; indeß der Prediger zu Ulm, Conrad Som, des folgenden Tages für ihn die Kanzel beym Großen Münster bestieg. Der Erfolg der Disputation war übrigens so entscheidend, daß noch in Anwesenheit der fremden Gelehrten die Bilder aus den Kirchen zu Bern weggeschafft wurden *), und der Rath zu Bern durch ein ausführliches Manifest die Einführung der Reformation in seinem Gebiete bekannt machte. Febr. 1. 7.

Nachdem Zwingli den Propheten Jesajas in den Stunden der biblischen Prophezey den Gelehrten erklärt hatte, welche Erklärung er im folgenden Jahre selbst herausgab, unter dem Titel: Erster Versuch einer Erläuterung des Propheten Jesajas (No. 70.), fing er nun an, denselben auch auf der Kanzel zu erklären, und endigte das ganze Buch mit dem Schlusse dieses Jahres. März 17.

Da mehrere Geistliche ihrer Lehre und ihres Wandels halber Anlaß zur Klage und Aergerniß gaben, so suchte Zwingli diesem dadurch abzuhelfen, daß sich, durch einen Beschluß des Rathes, die Geistlichen des Kantons alljährlich zweymahl, nach Ostern und Kirchweihe, zu einer Synode versammeln mußten. So wurde nun nach Ostern dieses Jahres eine erste Synode ausgeschrieben, und auf dieselbe einzig die sämmtlichen Pfarrer zu Stadt und Land berufen. Hier wurden dieselben, unter dem Vorsitz Zwingli's und in Beyseyn einiger Abgeordneter des Raths, den Eid der Treue gegen ihre Obrigkeit zu leisten, aufgefordert; dann über Lehre und Wandel der Censur unterworfen, und zur sorgfältigen Erfüllung ihrer Pflichten ermahnt. Wenige Wochen hernach fand eine zweite Synode Statt, auf welcher nun alle diejenigen Geistlichen, die nicht Pfarrer und Predikanten waren, nämlich die Chorherren, Capläne und ehemaligen Mönche, zu gleichem Zwecke erscheinen mußten; wobei auch April 8. 21. May 9.

*) Zwingli hielt seine zweite Predigt im Angesicht der umgestürzten Bilder, auf die er auch in einer Stelle derselben (S. 182) hinwies.

diejenigen, welche man zum Predigen geschickt achtete, ermahnt wurden, sich diesem Dienste der Kirche zu widmen.

Schon während der Disputation zu Bern, traten Zürich und Bern mit einander in Unterhandlung über ein gegenseitig zu schließendes Burgerrecht, zur Beschirmung des evangelischen Glaubens in ihren Gebieten und den gemeineidgenössischen Herrschaften. Bald nachher ward dasselbe abJun. 25. geschlossen, hierauf im Sommer bekannt gemacht, und im folgenden Jahre auch die Städte Schafhausen, Basel, Biel, Mühlhausen und St. Gallen in diesen Bund aufgenommen.

Da Luther im Anfang dieses Jahres mit einer neuen heftigen Streitschrift gegen Zwingli und Oekolampad in Bezug auf die Abendmahlslehre auftrat, betitelt: „Vom Abendmahl, Bekenntniß Martin Luthers“; so sah sich Zwingli genöthigt, noch eine vierte Schrift gegen Luther herauszugeben, in welche er auch die Antwort Oekolampads an Luther aufAug. nahm. Sie ward im Juli angefangen, und erst im August 24. vollendet, und führt den Titel: Ueber Dr. Martin Luther's Buch, Bekenntniß genannt, zwo Antworten Joh. Oekolampad's und Huldr. Zwingli's. (No. 61.) Zu gleicher Zeit schrieb Zwingli auch eine Vorrede zu Schwenkfeld's Büchlein: Wider die leibliche Gegenwart Jesu Christi im Brot des Nachtmahls.

So wie nach jener Disputation zu Bern dieser ganze große Kanton, freylich nicht ohne Unruhen, besonders im Oberlande, der Reformation beitrat; so nahm dieselbe auch an andern Orten der Schweiz, namentlich in den gemeineidgenössischen Herrschaften einen neuen Schwung. Das Toggenburg, Zwingli's Geburtsland, in vielen GemeinSept. den bereits mit evangelischen Predigern versehen, fing nun 14. auch an, die Bilder und Altäre wegzuthun, und die Messe abzuschaffen. Im Rheinthal und dem angrenzenden Thurgau längs dem Boden- und Untersee begehrten mehrere Gemeinden von Zwingli evangelische Prädikanten, und von Zürich Rath und Hülfe gegen den sie bedrohenden Bischof zu Constanz und den Landvogt zu Frauenfeld. Zürich 26. sagte ihnen diese feyerlich zu, und verwandte sich für sie,

daß man sie ihres Glaubens halber unverfolgt lasse, auf der nächsten Tagsatzung zu Baden; aber fruchtlos, indem die fünf Orte auf einer heimlich ausgeschriebenen Tagsatzung zu Frauenfeld das ganze Thurgau von Neuem aufforderten, zum alten Glauben zurückzukehren und dabei zu verharren, und sich dessen auf einer Landsgemeinde zu Weinfelden von allen Herrschaften und Gemeinden wollten versichern lassen. Allein da sich die Thurgauischen Gemeinden in dieser Verlegenheit an Zürich und Bern wandten, und von diesen beiden Orten das bestimmteste Versprechen des thätlichsten Schutzes und Beystandes erhielten, wofern sie dem göttlichen Worte anhangen würden; so erklärte sich die große Mehrheit in Gegenwart der Boten von Zürich und Bern, und auf Antrag des erstern, dahin, daß sie es mit dem Worte Gottes und mit Zürich halten wollten, wie biedere Leute: worauf der Thurgauische Landvogt, Jakob Stocker, sich ungesäumt nach Zug heim begab. Sept. 28. Nov. 30. Dec. 6.

Zwingli hatte bei Erklärung des 60. Capitels im Jesajas scharf wider die Gewalt gepredigt, und die Regenten darüber bestraft, daß sie den Rath nicht reinigen wollten von denen, die sich dem Wort Gottes widersetzen; indem ihm nothwendig Alles daran liegen mußte, daß die kleinen und großen Räthe, die an die Stelle des Bischofs getreten, und nun in den wichtigsten Angelegenheiten der Kirche die vollziehende Gewalt waren, Eins in ihren Ansichten und Gesinnungen, und dem Evangelium ungetheilt ergeben seyen. Die Wirkung dieses Vortrages war, daß zuerst die großen Räthe auf den Zünften sich über ihren Glauben erklären, und das Versprechen geben mußten, an Predigt und Abendmahl nach evangelischer Weise Theil zu nehmen; hernach auch der kleine Rath eben diese Censur unter sich selbst vornahm, und diejenigen Mitglieder ausschloß, welche dieses Versprechen nicht leisten wollten. 9. 12.

Da die Züricher bei ihrem Aufenthalt in Baden, wo man dem papistischen Glauben eifrig anhing, täglich mehr Kränkungen und gewaltsame Zumuthungen ihres Glaubens 1529

Jan. halber erfahren mußten; so publizirte nun der Rath in Zürich
1. ein Mandat, worin er allen seinen Angehörigen bey ernster
Strafe verbot, nach Baden zu fahren, um dort Badenfahrt
17. zu halten. Eben so ernstlich verbot er aber auch bald her-
nach die Besuchung und Anhörung der Messe an fremden Or-
ten, da es noch immer Solche gab, die derselben nachliefen.

Indeß machte die Reformation überall neue Fortschritte.
In der Stadt St. Gallen, welche bereits 1526 die Bil-
Febr. der und Messe abgethan hatte, ward jetzt eine Synode von
4/ 5. ihren Geistlichen und denen der umliegenden Oerter gehalten.
7. ff. Auch in Basel kam jetzt die Reformation, nicht ohne Un-
ruhe zwar, doch ohne Blutvergießen zu Stande. Selbst die
Einwohner von Wesen, Angehörige von Schwyz und Gla-
rus, hatten sich, ungeachtet der ernstlichsten Abmahnung der
fünf Orte, der Reformation mit beharrlichem Eifer zugewandt.
Dieß, den fünf Orten unerträgliche Umsichgreifen der Refor-
mation, verbunden mit dem von den evangelischen Städten
unter einander errichteten Burgerrecht, vermochte die erstern,
sich ihrer Seits um ein Bündniß mit König Ferdinand
von Ungarn, Erzherzog von Oestreich zur Beschirmung des
alten und Vertilgung des neuen Glaubens zu bewerben,
14. welches bald hierauf zu Waldshut abgeschlossen ward, und den
Trotz der Waldstätte vermehrte. Alles dieses spannte die
beiden Partheien immer feindseliger gegen einander, so daß
März sich Zürich bewogen sah, durch ein Manifest an die Lands-
3. schaft abermahls ihre Angehörigen von der Lage der Dinge
und den Klagen, die es gegen jene Kantone zu führen habe,
April zu unterrichten, und einen Monat später dieselben sogar auf-
8. zufordern, sich auf unvorhergesehene Fälle zu rüsten.

Als jetzt nach dem Tode des Abt's Franziskus zu St.
Gallen, Zürich und mit ihm Glarus, wo sich beide Par-
17. theien des Glaubens halber verglichen hatten, der Wahl
eines neuen Abtes sich widersetzten, das Kloster selbst auf-
heben, und so auch in den Uebtlschen Landen der Reformation
Bahn machen wollten; und hinwieder die dem Evangelium im-
mer mehr sich zuneigenden gemeinen Herrschaften, Thur-
gau, Rheinthal, Toggenburg, die freyen Aemter,
selbst Gaster und Uznach sich an Zürich um Beistand und

Schutz ihres vorhabenden Reformationswerkes wandten, auch von diesem Stande die Zusage erhielten, sie mit Leib und Gut gegen alle Anfechtungen ihrer Religionsfreiheit zu schirmen, stieg die Erbitterung der für den Römischen Glauben eifernden Kantone immer höher. Umsonst beschlossen die übrigen Stände auf einer Tagsatzung in Zürich, in die Waldstätte zu reiten, und sie zum Abstehen vom Ferdinandischen Bündnisse und zu friedlichern Gesinnungen dringend aufzufordern. Die Gesandten mußten unverrichteter Sache, ja zum Theil spöttisch behandelt, heimkehren. Nun wollten aber auch Zürich und Bern nicht mehr mit Unterwalden zu Tagen sitzen, noch das Aufziehen des Landvogts von Unterwalden in die freyen Aemter gestatten, bis Bern von diesem Kanton wegen seines den Aufrührern in Hasle geleisteten Zuzuges Genugthuung erhalten hätte. April 21. May 1.

Bald trat ein neues Ereigniß ein, welches den Ausbruch der Kriegesflamme vollends beförderte. Der Prädikant von Schwerzenbach, im Kanton Zürich, Jakob Kaiser, genannt Schlosser, ward, als er nach Oberkirch, in der Landschaft Gaster, ging, Sonntags daselbst zu predigen, auf Befehl des Raths zu Schwyz aufgehoben, gefänglich nach Schwyz geführt, und, ungeachtet dringender Verwendung von Seite Zürichs, lebendig verbrannt. Jetzt beschloß Zürich, auch mit Zwingli's Zustimmung, zu den Waffen zu greifen, und auf diesem Wege sich und den Evangelischgesinnten Ruhe und Sicherheit zu verschaffen. Als daher der neue Landvogt von Unterwalden jetzt in die freyen Aemter aufziehen sollte, und die Unterthanen sich, wegen ihrer Religionsveränderung, des Schlimmsten von ihm versehen mußten, brach Zürich, um ihm den Durchpaß zu sperren, mit einer Truppenabtheilung auf, besetzte damit das Kloster Muri und die Stadt Bremgarten; ließ ein Kriegsmanifest im Druck erscheinen, zog dann mit dem Hauptpanner und allen seinen Fahnen nach Kappel, begleitet von Zwingli, Commenthur Schmid von Küßnach, und Franz Zingg von Einsiedeln, und schickte noch desselben Tages den fünf Orten den Absagbrief zu, während andere Abtheilungen die obern gemeinen Herrschaften besetzten. Schon war das Panner von Zürich im Begriff vor- May 22. 29. Jun. 5. 9.

zurücken, und, vereint mit den nun auch angekommenen Hülfstruppen von Bern, St. Gallen und Thurgau, den Krieg zu eröffnen, als der edle Landammann von Glarus, Hans Aeppli, im Lager der Züricher erschien, und sie auf's Rührendste und mit weinenden Augen bat, inne zu halten, bis er noch einen gütlichen Vergleich zwischen ihnen und den fünf Orten versucht habe. Wie wenig Gutes sich aber Zwingli von einem solchen Vergleiche für die Zukunft versprach, zeigte sein ernstes Wort an Aeppli: „Gevatter Ammann! Du wirst deß noch Gott Rechnung geben müssen. Dieweil die Feinde im Sack und ungerüstet sind, da glaubst du ihnen und scheidest (bringst uns aus einander). Hernach aber, wenn sie gerüstet sind, werden sie unser nicht schonen, und wird auch dann Niemand scheiden." — Nach langen Unterhandlungen (während welcher Zwingli im Lager jenes bekannte kleine Lied *) dichtete, welches nicht nur in Musik gesetzt und in die öffentlichen Kirchengesänge aufgenommen wurde; sondern
Jun. 24. nachher auch an ausländischen Höfen soll gesungen worden seyn) kam zwar allerdings ein solcher Vergleich zu Stande,
26. der unter dem Nahmen Landsfriede abgeschlossen ward, worauf dann das Panner im Triumph nach Zürich heimkehrte. Aber nur zu bald fing Zwingli's prophetisches Wort an in Erfüllung zu gehen. Denn eben dieser erste Landsfriede ward von Stund an ein Gegenstand neuer und bitte-
Jul. 22. rer Streitigkeiten auf den nächst folgenden Tagsatzungen, da jeder Theil die allgemeinen und unbestimmten Ausdrücke jener XVII Artikel zu seinen Gunsten auszulegen suchte, und

*) Das Lied: „Herr! nun heb' den Wagen selb, Schelb wird sonst all' unser Fahrt ꝛc.", welches sich, nebst Melodie, (so wie auch eine, ebenfalls Zwingli zugeschriebene und in Melodie gesetzte Nachbildung des 69. Psalms „Hilf Gott, das Wasser geht mir bis an d' Seel ꝛc.") in den ältesten Zürcherischen Gesangbüchern findet. Siehe, Psalmen Davids, Kirchengesang und geistliche Lieder, wie die in den Gemeinen Gottes geübt und gesungen werden ꝛc. 12. 1588. S. 356 und 372.

über den Spruch der Schiedsrichter zürnte. Besonders beschlossen die fünf Cantone aufs Neue, den alten Glauben zu schirmen, je mehr sie erfahren mußten, welche Fortschritte die Reformation diesem Landsfrieden verdanke, indem nun auch der Commenthur zu Hitzkirch zu derselben übertrat, noch in demselben Monat der Abt Georg Müller zu Wettingen sein Kloster gänzlich reformirte; dann zu Dietikon, Würenlos, Rordorf, und später (9. Okt.) selbst zu Zurzach die Bilder und Altäre abgebrochen, und das Evangelium angenommen ward. Aug. 6. 25.

In diesem Sommer hatte Zwingli die Freude, daß sein Freund Werner Steiner von Zug, wo er den größten Gewaltthätigkeiten, seines Glaubens wegen, ausgesetzt war, sich in Zürich niederließ, und daselbst eine Wohnung ankaufte.

Da der auf dem zweiten Reichstage zu Speyer gefaßte Abscheid für die evangelische Parthei so nachtheilig, und die dagegen eingelegte Protestation mit Unwillen vom Kaiser aufgenommen war, so verbanden sich die Fürsten von Sachsen, Hessen, Anspach und Braunschweig, und die Reichsstädte Nürnberg, Straßburg und Ulm zum gegenseitigen Schutze wider allfällige Angriffe. Nur die Wittenberger Theologen riethen von diesem Bündnisse ab, hauptsächlich aus dem Grunde, weil ein Bündniß mit Leuten, die vom heil. Abendmahle nicht die rechte Meinung hätten, unchristlich und verboten sey. Da aber der Landgraf von Hessen von der Nothwendigkeit dieses Bündnisses sich überzeugte, so lag ihm alles daran, Zwingli und Luther zu vereinigen, und suchte daher beide durch wiederholte Einladungen zu einem Religionsgespräche in Marburg zu bewegen. Zwingli und Oekolampad waren sogleich geneigt zu entsprechen, nicht aber die Wittenberger; denn Luther erklärte dem Landgrafen zum Voraus: wenn er nicht gewiß sey, daß der andere Theil geneigt sey, von seiner Meinung zu weichen, so würde man vergebens zusammen kommen; denn er (Luther) werde und könne nicht weichen. Dessen ungeachtet beharrte der Landgraf auf diesem Gespräche, und lud Zwingli ein, sich auf Michaelis in Marburg einzufinden. Dem zufolge ging Zwingli Anfang Septembers, Freytag Nachts um 10 Uhr, Sept. 3.

in aller Stille aus der Stadt, übernachtete an der Stihl, eröffnete von da dem kleinen und großen Rathe schriftlich seine Abreise, um die bisher nur der geheime Rath wußte, und reiste des folgenden Morgens früh zu Pferde mit dem Pro-
Sept. fessor der griechischen Sprache, Rudolf Collin, nach Ba-
5. sel, und stieg dort bei Oekolampad ab, mit welchem er
6. des folgenden Tages zu Schiffe nach Straßburg fuhr, wo sie, bei freundschaftlicher Aufnahme, nach Abrede, eilf Tage verweilten, und die ihnen von Basel und Zürich nach-
15. zusendende Ehrengesandtschaft erwarteten. Von da setzten sie, begleitet von den Straßburger Theologen, Martin Buzer und Caspar Hedio, erst unter einer Bedeckung von Straßburg, und dann unter einer ähnlichen vom Landgrafen selbst,
28. ihre Reise weiter fort, und kamen gegen das Ende des Monats in Marburg an, wo sie mit Luther, nebst P. Melanchthon, J. Brenz, J. Jonas, A. Osiander und St. Agrikola, als den Hauptpersonen ihrer Gegenpartei, zusammen trafen.

Nach der vorläufigen Privatunterredung, welche, auf den Wunsch des Landgrafen, Zwingli mit Melanchthon, und Luther mit Oekolampad hielt, wurden nun in vier öffentlichen
Oct. Versammlungen vor etwa 50 Personen, unter welchen der
1–3. Landgraf selbst, drei Tage lang mit möglichster Lebhaftigkeit, vornehmlich von Luther und Zwingli, disputirt über den Sinn der Einsetzungsworte, da man sich über die andern streitigen Punkte leicht vereinigt hatte. Endlich, da der Ausbruch einer Epidemie längeres Beisammenbleiben mißrieth, beschloß man, sich über die 14 Punkte, worin man einig wäre, durch gegenseitige Unterschriften zu versichern. Nach dem Wunsche des Landgrafen sollte man sich, des einzigen streitig gebliebenen 15ten Punktes vom Abendmahle ungeachtet, dennoch als Brüder verabschieden; wozu auch Zwingli und seine Gefährten willig die Hand boten, indem sie Alle sich — zu großer Verwunderung der Lutherischen Parthei! — bereit erklärten, Luther und die Seinigen für Brüder zu erkennen. Aber zu großem Leidwesen Zwingli's, der selbst mit weinenden Augen sich darum bemühte, konnte sich Luther nicht dazu entschließen, „weil sie einen ganz andern Geist

hätten, als er und seine Anhänger." Doch versprach man sich gegenseitig, keine Streitschriften mehr zu wechseln *). Nachdem Zwingli noch vor dem Landgrafen und vielen Gelehrten über die Vorsehung gepredigt hatte, verreiste er von Marburg, begleitet von Graf Wilhelm von Fürstenberg bis Straßburg, und kam, nach einer Abwesenheit von sechs Wochen und drey Tagen, auf Dienstag Abends um fünf Uhr, in Gesellschaft seines Reisegefährten Collin, des Ehrengesandten des Raths, Ulrich Funk, und Christoph Froschauers, des Buchdruckers, glücklich wieder in Zürich an. Oct. 19.

Zwingli traf nach seiner Zurückkunft sein Vaterland in eben der Lage wieder an, in welcher er es verlassen hatte. Wenn auf der einen Seite die fünf Kantone mit großer Eifersucht dem Wachsthum der Reformation zu sehen, so suchte Zürich, auf den Landsfrieden sich stützend, derselben auf alle Weise immer größere Ausdehnung und Festigkeit zu geben. Daher ward nun auch Schaffhausen, welches sich kurz zuvor gänzlich der Reformation ergeben hatte, feyerlich in das christliche Burgerrecht aufgenommen. 27.

Da jetzt die Prädikanten von Thurgau, Rheinthal, Appenzell und St. Gallen sich zu einem in Frauenfeld zu haltenden Synodus vereinigten, welchem ungefähr 500 Prädikanten beiwohneten, reiste auch Zwingli auf denselben mit Pellikan und Collin, begleitet von zwei Mitgliedern des Dec. 14.

*) Die Vergleichung beider Partheien über jene Punkte erschien bald nachher im Drucke unter dem Titel: „Wie sich D. Martin Luther ꝛc. und Huldreich Zwingli ꝛc. in der Summe christlicher Lehre gleichförmig zu seyn befunden haben auf dem Gespräch jüngst zu Marburg in Hessen 3 Okt. 1529. 4. Gedruckt zu Zürich durch Christ. Froschauer." Siehe übrigens J. Conr. Füßlin's Beiträge zur Erläuterung der Kirchen- und Reformationsgeschichte des Schweizerlandes, woselbst Th. III. S. 150—189 die von H. Bullinger verfaßte vollständige Nachricht von dem Gespräche zu Marburg abgedruckt, und mit Anmerkungen begleitet ist.

Raths. Nach vollendeter Synode begab er ſich mit ſeinen
Dec. Gefährten, auf dringende Einladung dieſer Stadt, nach
19. Konſtanz, predigte daſelbſt des folgenden Sonntags, Morgens zu St. Stephan, und Abends im Dom; und kehrte Montags über Stein am Rhein, wo er des folgenden
21. Tages ebenfalls predigte, wieder nach Zürich zurück.

Inzwiſchen beſchloß jetzt der große Rath in Zürich, daß die Conſtaflerzunft, zu welcher auch Zwingli gehörte, künftig nicht mehrere Mitglieder in den Rath ſollte geben dürfen, als jede der zwölf andern Zünfte, weil von dieſer Zunft der Adelichen Viele der evangeliſchen Lehre ungünſtig waren, und ſo im Rathe der Gegenpartheil ein Uebergewicht geben, und die auf Beförderung jener Lehre abzielenden Beſchlüſſe zuweilen hintertreiben konnten. Da aber dieſe Aenderung dem geſchwornen Briefe entgegen war, ſo erregte dieß viel heimlichen Groll, und namentlich ward Zwingli dafür angefeindet, weil man ihn in Verdacht hatte, daß er dazu gerathen hätte.

Der Abt St. Galliſche Handel war ſeit dem errichteten Landsfrieden noch ſchwierlger geworden. Denn da der gegen Wiſſen und Willen von Zürich und Glarus, wohl aber mit Begünſtigung von Luzern und Schwyz, neu erwählte St. Galliſche Abt, Kilian Käufll, mit den Briefen und Schätzen des Kloſters ſich ſogar außer die Schweiz geflüchtet, und die dem Evangellum größtentheils günſtigen Gotteshausleute ſich um Befreiung von der Aebtiſchen Herrſchaft, und um Beiſtand zur Vollführung ihres Reformationswerkes an Zürich gewandt hatten, Luzern und Schwyz aber den Abt bei ſeinen Rechten ſchirmen wollten; ſo glaubten Zürich und Glarus ſich nun berechtigt und verpflichtet, ſich der Gotteshausleute, zufolge des Landsfriedens, anzunehmen, und ihnen eine neue Landesverfaſſung zu entwerfen. Nach wiederholten Verhandlungen mit der St. Galliſchen Landſchaft im October und November, wurden nochmals auch die beiden andern
28. Schirmorte Luzern und Schwyz eingeladen, ſich nach Wyl zu begeben. Sie erſchienen zwar, hielten ſich aber nicht zu denen von Zürich und Glarus. Dieß, und noch mehr ein
30. daſelbſt wider die Züricher- und Glarnergeſandten erregter

Auflauf war die Ursache, daß man nicht nur unverrichteter Sache, sondern mit noch größerer gegenseitiger Spannung aus einander ging.

Während im Anfange dieses Jahres die angesehene Stadt Straßburg ihr, voriges Jahr (25 Dec.) mit Zürich, Bern und Basel geschlossenes christliches Burgerrecht durch eine feyerliche Gesandtschaft in Zürich beschwören ließ, zeigte sich dagegen das benachbarte Städtchen Baden der evangelischen Lehre so feindselig, daß es nicht nur keinen evangelischen Prediger in seiner Mitte dulden wollte, sondern auch jeden, der für das Evangelium sprach, gefänglich einzog: Daher Zürich gegen die übrigen Stände sich weigerte, an einem so partheyischen Orte ferner Tagsatzung zu halten. 1530 Jan. 26. Febr. 7.

Eben dieser nun mit den evangelischen Ständen verbürgerten Stadt Straßburg elgnete Zwingli seine, jetzt im Druck herausgegebene, Erklärung des Propheten Jeremias (No. 71.) zu. Eine Frucht dieser Verbindung Zürichs mit Straßburg war auch, daß in der jetzt steigenden Theurung die letztere der ersteru ein bedeutendes Geschenk an Getraide übersandte. Eben diese Theurung war aber auch eine Veranlassung, die Bürger gegen einander und gegen Zwingli zu erbittern. Da sich nämlich viele Bürger über die Müller und Bäcker beklagten, daß diese das schuldige Gewicht an Mehl und Brod nicht lieferten, und die Obrigkeit, nach dem sie die Klagen gegründet fand, sich bewogen sah, nicht nur öffentliche Mehlwagen anzuordnen, sondern auch die Schuldigen zu strafen; so wurden jene heftig erzürnt, und warfen die Schuld hauptsächlich auf Zwingli, der durch seine Rathschläge und Predigten zu solchen Maßregeln aufgefordert habe. Diese drückende Noth bewog auch den Rath, ein ausführliches Sittenmandat an alle seine Angehörigen zu erlassen. März 14. 26.

In Folge des sogenannten ersten Cappelerkriegs wurde nun auch zu Glarus eine große Landsgemeinde am Sonntage nach Ostern gehalten, und die Messe sammt Bildern und Altären April 24.

abgemehret; welche wirklich in den nächsten 14 Tagen weggeschafft wurden. Doch gab es auch viele Reiche und Gewaltige, die sich heftig widersetzten, und an die fünf Orte sich anschlossen, so daß die Trennung in diesem Lande fortdauerte, und auch hier, wie überall in der Schweiz, jede Parthei für ihren Glauben that, so viel sie konnte. Daher war es den evangelischen Ständen sehr erwünscht, daß auch Philipp, Landgraf von Hessen, dem evangelischen Burgerrecht der schweizerischen Städte einverleibt zu werden verlangte, welches ihm
April sogleich vorläufig ertheilt, und hernach (23. Jul.) feierlich
27. bestätigt ward.

Zwingli setzte jetzt seine Bemühungen fort, die kirchlichen Einrichtungen der evangelischen Gemeinden zu vervollkommnen, und besonders den Pfarrern eine angemessene fixe Besoldung anzuweisen, damit sie für sich und die Ihrigen ehrliche Nah-
May rung finden. Zu diesem Ende ward auf einer zweiten Synode
17. zu Frauenfeld, der auch Zwingli beiwohnte, das Nöthige der Competenzen wegen in den gemeinen Herrschaften geordnet, und von den Prälaten und andern Inhabern der geistlichen Zehnten ein größrer Beitrag an die Pfarrbesoldungen gefordert, von diesen jedoch verweigert. Zu Zürich hingegen ward ein Competenzen- oder Pfrundengericht niedergesetzt, die Collatoren vor dasselbe beschieden, die den Pfarren bestimmten Competenzen ihnen bekannt gemacht, und ihnen angezeigt, daß sie dieselben alljährlich abliefern sollten, widrigenfalls ihre Früchte in Beschlag genommen würden. Auch darüber klagten jedoch die fünf Orte, namentlich, daß Zürich den Prädikanten in den gemeinen Herrschaften eigenmächtig Competenzen geordnet, etliche Collatoren vor ihr Gericht citirt, und ihre Zehnten in Beschlag genommen habe, dessen sie doch ohne die übrigen Eidgenossen keine Gewalt hätten, auch, zufolge des Landsfriedens, jeder Theil bei seinen Freiheiten und Gerechtigkeiten geschützt bleiben sollte. Wogegen Zürich erwiederte, daß jener Artikel des Landfriedens einzig die Rechte der weltlichen Obrigkeit berühre, die Pfründen und ihre Competenzen aber bisher der bischöflichen Gewalt zuständig gewesen; diese aber sey durch das göttliche Wort aufgehoben, und nach christlicher Ordnung auf die Gemeinden übergetragen worden, welche

selbst vermittelst der Synode diese ihr zukommenden Einrichtungen getroffen.

So wie Zwingli zu Unterstützung aller verfolgten nothleidenden Freunde des Evangeliums stets bereit war, so nahm er jetzt auch, auf die Empfehlung seiner Freunde von Straßburg und Basel, des mit Mangel und Armuth kämpfenden D. Andreas Bodenstein von Carlstadt sich an, bewirkte ihm zu Zürich Schutz und Unterhalt, und da er einen ganz andern Mann in ihm fand, als Luther ihn geschildert hatte, weil er, durch Leiden geprüft, gesetzter und bedächtlicher geworden, und bei vieler Gelehrsamkeit einen warmen Eifer für das Evangelium bewies, so verhalf er ihm zu der Stelle eines Prädikanten an der Spitalkapelle in Zürich, welche er bis 1534 versah. Jun. 6.

Das Wichtigste aber, was Zwingli und die ganze evangelische und römisch-katholische Christenheit jetzt beschäftigte, war der von Kaiser Karl V. zu Ausgleichung der Religionsstreitigkeiten ausgeschriebene Reichstag zu Augsburg. 15. Hier überreichten die Protestanten, denen der Kaiser befahl, ihre Religionsbeschwerden schriftlich einzugeben, die sogenannte Augsburgische Confession, von Melanchthon verfaßt, 25. welche öffentlich verlesen, und dann den Gelehrten des Kaisers zur Prüfung übergeben ward. Diese schrieben hierauf eine Widerlegung derselben, welche die protestantischen Fürsten bewog, sich gegen die ihnen gemachten Beschuldigungen mit einer Apologie derselben zu verwahren. Weil nun die vier Städte Straßburg, Constanz, Memmingen und Lindau dieser Confession in der Lehre vom Abendmahl nicht beistimmen konnten, so überreichten sie dem Kaiser eine besondere Confession, nebst einer Apologie derselben. Ein gleiches that jetzt auch Zwingli. Durch einen eigenen Boten schickte er nach Augsburg, wohin, von Seite der Schweizer, sowohl St. Gallen, als von der andern Parthei, Luzern, Zug und Solothurn Privatgesandtschaften abgeordnet waren, ein in deutscher und lateinischer Sprache verfaßtes Glaubensbekenntniß, übergeben dem Römischen Kaiser Karl auf dem Reichstag zu Augsburg (N°. 55). Zu gleicher Zeit widmete er mit Aeusserungen der reinsten Hochachtung dem ihm sehr geneigten, mit den evangelischen Schweizerstäd- Jul. 3.

ten verburgerrechteten, und jetzt ebenfalls auf dem Reichstage befindlichen Landgrafen Philipp von Hessen, die jetzt
Aug. weitläufig ausgearbeitete Schrift von der göttlichen Vor-
20. sehung (No. 64), da Zwingli im Jahre zuvor an dessen Hofe zu Marburg über diesen Gegenstand gepredigt, und der Landgraf ihn um diese Predigt ersucht hatte. Da Eck auch Zwingli's Glaubensbekenntniß in einer groben Schmähschrift, betitelt: „Zurückweisung der Artikel, die Zwingli S. K. Maje-
27. stät übergeben", angegriffen und ihn schändlich verleumdet; so vertheidigte er sich ungesäumt dagegen in einem Sendschreiben an die durchlauchtigsten Fürsten deutscher Nation, zu Augsburg versammelt (No. 66).

Als jetzt Abt Kilian von St. Gallen, auf seiner Heimreise vom Reichstag zu Augsburg, wo er den Kaiser um Schirm und Beistand angesprochen hatte, ertrank, eilten die
30. Mönche einen neuen Abt zu wählen, nämlich Diethelm Blarer von Wartensee; Zürich und Glarus hingegen benutzten diesen Vorfall, nachdem sie bereits ein neues Regiment in der St. Gallischen Landschaft eingerichtet hatten, die Sekularisation des Klosters zu vollenden; sie verkauften den Bürgern von St. Gallen die Klostergebäude, und liessen auch die Toggenburger sich für eine bestimmte Summe von St. Gallischer Herrschaft frei lösen; wozu Zwingli, als geborner Toggenburger, besonders eifrig mitwirkte. Die Kirchenschätze des Klosters St. Gallen wurden zum Besten der Landschaft verwandt; welche nun so fest über ihrer neuen Landesordnung hielt, daß sie dem neuen Landeshauptmann von Luzern, Jakob am Ort, nicht schwören wollte, er schwöre ihnen denn zuvor selbst, sie bei ihrer Landesordnung und dem göttlichen Worte zu schirmen. Da aber Luzern dieß nicht zugab, so blieb der zürcherische Landshauptmann, Jakob Frey, einstweilen noch weiter an dieser Stelle; dagegen vereinten sich Uri, Unterwalden und Zug mit Luzern und Schwyz zu Drohungen, solche Verletzungen des Landsfriedens selbst mit den Waffen zu rächen.

Im Thurgau befestigte sich inzwischen die Reformation
Sept. immer mehr. Diese Landschaft erhielt von Zürich und Gla-
1c. rus, — unvorgreiflich jedoch den übrigen Ständen — einen Abscheid von 38 Artikeln, auf welchen gestützt, der dama-

lige Landvogt von Glarus, Philipp Brunner, nun eine Ordnung und Satzung, wie sich die gemeine Landgrafschaft Thurgau in der christlichen Reformation ihren Herren und Obern von Zürich gleichförmig gemachet, im Druck ausgehen ließ.

Aber auch in Solothurn, auf der Landschaft besonders, mehrten sich die Freunde der evangelischen Lehre, und selbst in der Stadt brachten sie es dahin, daß ihnen eine Kirche zur Predigt eingeräumt, und Berchtold Haller aus Bern für einige Monate als Prediger bewilligt ward. Durch Zürich's Bemühung sollte auch hier auf Martini eine Disputation gehalten werden, zu deren Besuch Haller auch Zwingli bereden wollte; welche aber, bei dem Uebergewicht der päbstlichen Parthei im Rathe und in der Bürgerschaft, völlig unterblieb. Nov. 11.

Nicht nur dem Landgrafen von Hessen lag es seit dem Marburgergespräche sehr an, die Spaltung zwischen den Sächsischen und Schweizerischen Kirchen in dem streitigen Punkte der Abendmahlslehre zu heben; sondern vorzüglich auch dem Theologen Martin Bucer aus Straßburg. Schon während des Augsburgischen Reichstages, auf welchem er sich befand, gab er sich Mühe eine Vereinigung beider Partheien zu erzielen. Und da er dieselben mehr in den Worten als in der Sache selbst verschieden glaubte, und nun Ausdrücke gefunden zu haben meinte, welche sich den Beifall einer jeden Parthei versprechen dürften; so begab er sich zuerst zu Luther, und kehrte dann über Zürich und Basel nach Hause, um auch Zwingli die Annahme derselben zu belieben. Aber Zwingli fand die Ausdrücke nicht nur unbestimmt, sondern selbst verfänglich, und für die Zukunft gefährlich; und da dieser, schon auf einer Zusammenkunft der Prädikanten von Bern und Basel mit denen von Zürich besprochene, Gegenstand nun auf einer Tagsatzung der evangelischen Stände in Basel von Neuem betrieben ward; so wandte sich Zwingli in einer Zuschrift, Nahmens der drei Leutpriester in Zürich, an dieselbe, mit der Erklärung, daß sie sich mit Bucer's sogenannter Concordienformel nicht vereinigen, sondern ganz und gar bei der vorigen Meinung bleiben werden, die in diesem Sinne begriffen, daß Christus im Nachtmahl zwar gegenwärtig sey, aber nicht 16. 20.

leiblich, noch natürlich, sondern sakramentlich d. i. dem reinen, lautern, gottesfürchtigen Gemüthe.

Um eben diese Zeit kam auch die Frage in Untersuchung, ob es nicht nützlich, ja nothwendig sey, eine Art von Kirchenzucht oder Kirchenbann in den evangelischen Kirchen einzuführen? Besonders war Oecolampad sehr dafür eingenommen, und suchte auch seinen Freunden in Zürich und Bern denselben zu belieben. Er ruhte auch nicht, bis die Sache auf einer Tagsatzung zu Arau in Berathung genommen ward. Allein Zwingli wollte in diesen Lieblingsplan Oecolampad's nicht eintreten; er glaubte vielmehr, daß die Lage der Christen jetziger Zeit eine ganz andere sey, als diejenige zur Zeit der Apostel; alle Obrigkeiten seyen ja christlich, ihnen dürfe und solle man daher die Verwaltung der Kirchenzucht überlassen, sie aber, wofern sie darin etwa saumselig wären, mit Nachdruck zur Handhabung derselben auffordern. Daher auch auf einer neuen Tagsatzung der evangelischen Burgerstädte in Basel (Nov.) sich die Mehrheit dahin erklärte, daß die Einführung eines Kirchenbannes nicht nothwendig, vielmehr neue Störungen veranlaßen könnte, übrigens jeder Stand hierin freie Hand haben solle. Daher auch wirklich Basel auf Oecolampad's Betreiben einen, wiewohl sehr milden, Kirchenbann bei sich einführte.

Eben dieser Gegenstand des Kirchenbannes, so wie die Maßregeln, welche gegen die im Rheinthal und den St. Gallischen Landen sich ausbreitenden Wiedertäufer zu ergreifen seyn möchten, waren die Ursache, weßwegen nun eine zweite
Dec. Synode in St. Gallen am Schlusse dieses Jahres gehal-
18. ten ward, welcher nebst allen Prädikanten des Rheinthals,
Thurgau und Appenzell, auch Zwingli und Abt Joner zu
20. Cappel, nebst einem Mitgliede des Raths, beiwohnte, derselben präsidirte, und, nach ihrer Beendigung, über Gottes Vorsehung und Vollkommenheiten in St. Gallen predigte.

1531 Auch in diesem Jahre dauerte der Concordienhandel noch fort; denn Bucer gab seine Unterhandlungen nicht auf, obgleich Luther, mit jener ihm zugesandten Erklärung nicht zu-

frieden, seine Forderungen noch höher trieb, und damit Zwingli's Bemerkung bestätigte, daß es ihm nicht so fast um eine wahre christliche Vereinigung als darum zu thun seyn möchte, daß man ihm gewonnen gebe. Bucer suchte jetzt nämlich, Zwingli zur Unterschreibung einer Luthern gefälligen Formel zu bereden; aber Zwingli's Scharfblick wies diese Zumuthung seines Freundes zurück, setzte ihm den wahren Differenzpunkt auf's Neue auseinander, und bat, ihm mit dieser Sache nun nicht weiter beschwerlich zu fallen. Nun suchte der Rath zu Basel, durch Oekolampad für Bucer's Vereinigungsversuche gewonnen, Zürich und Bern zu vermögen, zum Behuf des Schmalkaldischen Bündnisses, dem Straßburgischen Bekenntnisse auf jenem Reichstage und Bucer's Erklärung beizutreten. Aber beide Stände lehnten diese Zumuthung ab, und Zürich insbesondere erklärte sich, in einer ohne allen Zweifel von Zwingli abgefaßten Antwort, bei seinem, kurz und bündig aufs Neue dargestellten Glaubensbekenntnisse unveränderlich bleiben, und dasselbe nicht gegen eine dunkle und zweideutige Formel vertauschen zu wollen. Worauf dieser Handel bis nach Zwingli's Tode ruhete. Febr. 12. März 15. 31.

Desto mehr beschäftigten Zwingli dagegen die innern Angelegenheiten des Vaterlandes, da die steigende Erbitterung der katholischen und evangelischen Parthei einem neuen feindlichen Ausbruch schnell und unvermeidlich entgegenführte. Gleich im Anfange dieses Jahres (9. Jenner) hatten die fünf Cantone auf einer Tagsatzung zu Baden ihre Beschwerden wider Zürich weitläufig vorgetragen, und dasselbe an's eidgenössische Recht gefordert; Zürich dagegen eben das, worüber jene sich beschwerten, zum Hauptpunkt seiner Gegenklage gemacht, die Verletzung des Landfriedens. Bei diesen Vorwürfen, die sich die Häupter der Cantone machten, nahm auch unter dem Volke das gegenseitige Schmähen und Lästern beider Partheien so heftig überhand, daß Zürich die Burgerstädte zu sich auf eine Tagleistung (19. März) einlud, sich vor denselben über die unerträglichen Schmähungen von Seite der fünf Orte bitter beklagte, und sie dringend bat, auf eine neue Tagsatzung alle Cantone zu versammeln, und durch die ernstesten Vorstellungen an die fünf Orte ihm gegen dieselben Recht zu verschaffen.

April 10. Diese allgemeine Tagsatzung ward nun zwar in Baden gehalten, und von den fünf Orten versprochen, die Schmähungen wider die Evangelischen zu verbieten, und die Lästerer zu strafen. Als sie aber dieß Versprechen nicht nur nicht erfüllten, sondern den unerträglichsten Schmähungen gleichsam noch freiern Lauf liessen, rief Zürich die mit ihm verbürgerrechteten 24. Städte aufs Neue zusammen, und bat dieselben um Hülfe und pflichtmäßigen Beistand, indem es sich nun genöthigt sehe, die ihm täglich neu zugefügten frevelhaften Beleidigungen an seinen Feinden mit der That zu rächen. Aber die Burgerstädte, und unter ihnen vorzüglich Bern, suchten durch mancherlei Vorstellungen Zürich noch immer von einer förmlichen Kriegserklärung wider die fünf Orte abzuhalten. Dieses hingegen, ungeduldig, sich von seinen Verbündeten stets hingehalten zu sehen, lag ihnen aufs Dringendste an, ihm bei so offener Gefahr ihren Beistand zu kraftvoller Gegenwehr wider die fünf Orte doch ja nicht länger zu versagen; denn wenn diese sehen, daß ihr pflicht- und bündnißwidriges Betragen nicht geahndet werde, so werden sie es immer weiter treiben, und unversehens die Evangelischen wohlgerüstet überfallen, wenn diese ihnen nicht durch einen Hauptstreich zuvorkommen. Eben dieser Meinung war auch Zwingli, welcher um diese Zeit auch einer Synode, die zu Lichtensteig im Toggenburg, seinem Geburtslande, gehalten ward, beiwohnte, und daselbst ausgezeichnete Ehre und Liebe genoß. Er erklärte in seinen Predigten, daß die Pensioner das größte Hinderniß alles Guten wären; wo diese nicht überall abgesetzt, und fromme Leute dagegen ins Regiment aufgenommen würden, sey der Sache nicht mehr zu helfen; auch sey Zürich vermöge der Bünde schuldig, sich der verfolgten und vertriebenen frommen und biederu Leute mit aller Macht anzunehmen, und die Tyrannei zu strafen.

May 12. Dennoch konnten in Folge zweier Tagleistungen der Burgerstädte, von welchen die eine zu Arau, die andere zu 16. Zürich gehalten ward, Bern, Basel, Schaffhausen und St. Gallen sich nicht zu einer förmlichen Kriegserklärung, sondern einstweilen nur zum Abschlag des Proviants verstehen. Eine Maßregel, zu der sich Zürich sehr ungern verstand,

weil diese nur unvollkommene Feindseligkeit alles Verhaßte eines offenen Krieges, aber nicht den gleichen Nachdruck mit sich führte, und sich daher öffentlich gegen allfällige Folgen dieses ihm, so zu sagen, von Freund und Feind abgenöthigten Schrittes verwahrte. Auch Zwingli verwarf diesen Beschluß als eine falsche Maßregel, und sprach am Pfingsttage, als das Mandat wegen Abschneidung aller Zufuhr in die fünf Cantone von allen Kanzeln verlesen ward, öffentlich: „Ihr „von Zürich schlaget den fünf Orten die Proviant ab, als „Uebelthätern; da solltet ihr nun den Streich folgen, und „die armen Unschuldigen nicht hungern lassen. Dieweil ihr „aber still sitzet, als hättet ihr nicht Ursach genug zur Strafe, „und schlaget ihnen nichts desto minder Speise und Trank „ab, so nöthiget ihr sie euch zu strafen und zu schlagen. „Das wird euch auch widerfahren.“ May 28.

Da diese, von Zürich und Bern beschlossene, und mit aller Anstrengung bewerkstelligte Proviantsperre gegen die fünf Orte großes Aufsehen machte, und einen nahen Krieg vorausseyen ließ, so suchten die übrigen unpartheyischen Cantone, und selbst die französische Botschaft in der Schweiz, zwischen beiden Partheien den Frieden zu vermitteln. Es wurden daher von ihnen mehrere Tagsatzungen zu Bremgarten veranstaltet (da Zürich seine Gesandten nicht mehr nach Baden senden wollte), die aber zu keinem Resultate führten, da jede Botschaft einzig darauf angewiesen war, die angehörten Vermittlungsvorschläge ihrer Regierung zu hinterbringen. Auf einer neuen Tagsatzung beschlossen jetzt die Schiedorte eine Uebereinkunft zu entwerfen, und dieselbe durch persönliche Gesandtschaft den Regierungen der fünf Orte sowohl, als auch den beiden Ständen Zürich und Bern vorzulegen, und zur Annahme zu belieben; wozu sie auch die Letztern geneigt fanden, während die fünf Orte dieselbe beharrlich verwarfen. Jun. 14. 20. Jul. 10.

Inzwischen sah Zwingli, daß selbst im Rathe zu Zürich die Einigkeit nicht herrschte, von der er allein einen, für die Freunde des Evangeliums siegreichen Ausgang dieser schweren Händel erwartete, und daß vielen mit Behauptung der Sache der evangelischen Stände kein rechter Ernst sey,

indem sie mehr für die fünf Orte, als für Zürich gestimmt waren, und ihn selbst als den Urheber dieser feindlichen Trennung ansahen. Darum glaubte er, einen entscheidenden Schritt thun zu müssen, um für seine Person auf jeden Fall
Jul. 26. gerechtfertigt zu seyn. Unerwartet erschien er daher vor dem kleinen und großen Rath, und zeigte ihnen an, wie er jetzt mehr als eilf Jahre ihnen das Evangelium gepredigt, und ihnen öfters mit väterlicher Treue vorgestellt, welch' großes Uebel ihnen und der ganzen Eidgenossenschaft daraus erfolge, wenn die fünf Orte, d. h. der Hause derer, die Pensionen nehmen, die Ueberhand gewönnen. Da man aber statt dessen immer noch solche in den Rath befördere, denen das Blutgeld nicht verleidet, und die der fünf Orte beste Freunde und dagegen Feinde des Evangeliums seyen: so sey wenig zu erwarten; und da er, ungeachtet man ihm und der Wahrheit nicht folge, dennoch an allem Schuld seyn müsse, so begehre er jetzt seinen Abschied, und wolle sich auf andere Weise berathen. Mit Bestürzung vernahm der Rath diese Erklärung, und verordnete eine Commission aus den ersten Magistratspersonen, und zugleich vertrauten Freunden Zwingli's, die ihn desselben Tages, Nachmittag um 3 Uhr, zu sich auf das Rathhaus baten, und ihm die dringendsten Vorstellungen gegen seinen Entschluß machten. Worauf er
29. sich Bedenkzeit ausbat, und nach drei Tagen wieder vor den Räthen erschien, mit der Anzeige, daß er Zürich groß zu machen wünsche, wenn sie nur Gott folgten; und daß er auf ihre Besserung hin bei ihnen bleiben, und mit Gott sein Bestes thun wolle bis an seinen Tod. Mitten unter diesem Druck vaterländischer Sorgen und Gefahren hatte er die Ausbreitung des Evangelium's auch in benachbarten Ländern, besonders in Frankreich, unverrückt im Auge. Er arbeitete daher, nicht ohne Aufforderung seiner Freunde, jetzt eine kurze und klare Auslegung des christlichen Glaubens (No. 67.) aus, und eignete dieselbe dem damahligen König, Franz I. zu, dessen Gesandtschaft eben in Zürich war, um an einer Vermittlung der Eidgenossen zu arbeiten; wobei er die Absicht hatte, die Lehre der Reformation gegen die von ihren Gegnern in Frankreich gemachten

Beſchuldigungen zu rechtfertigen, und den König für die Bekenner derſelben zu gewinnen *).

In dieſen Tagen erſchien unerwartet ein großer und ſchreckender Komet, von welchem Zwingli Anlaß nahm, ſich gegen ſeine Freunde über die gefahrvolle Lage der Dinge und ſein eigenes bevorſtehendes Schickſal auszuſprechen. Als er nämlich eines Abends auf dem Kirchhof beym Großmünſter mit Georg Müller, Abt zu Wettingen, dieſen Komet betrachtete, und von ſeinem Freunde gefragt wurde, was derſelbe wohl bedeute? antwortete er ihm leiſe: „Dieſer Stern „kündet (leuchtet) mir und manchem Ehrenmann und redlichem „Chriſten, die es in einer Eidgenoſſenſchaft gern recht und „gut ſähen, aus (zum Ende); als die ſchier (bald) werden lei„den müſſen, dieweil Verrätherei und Untreu ſo gar über„hand genommen.“ Und auf die Gegenrede des Abts: Ob Gott will, nein! Gott läßt das nicht geſchehen! fuhr er fort: „Gott wird es zur Bewährung geſchehen laſſen. So aber die „Ruthe Gottes an dem Haus Gottes anhebt, wehe und aber „wehe den Widerſachern des heiligen Evangeliums! Es wird „Gott ſeine Sache nichts deſto minder erhalten, wenn es ſchon „dahin kommt, daß man vermeint, es werde alles zu Grund „gehen. Der Sache an ihr ſelbſt traue ich gar wohl, die iſt „recht und gut; aber den Leuten ſo wenig, als ich kann. Gott „ſoll unſer einiger Troſt ſeyn“ **). Aug. 15.

---

*) Dieſe Schrift, Zwingli's letztes Werk, erſchien erſt fünf Jahre nach ſeinem Tode (1556) im Druck, von Bullinger herausgegeben.

**) In gleichem Sinne und mit noch viel größerm Nachdruck äußerte er ſich in den letzten vierzehn Tagen vor ſeinem Tode, mehr als Einmahl, ſelbſt auf offener Kanzel. „Es iſt eine Kette gemacht, die iſt ganz, und wird mir und manchem frommen Züricher den Hals abdrücken. Denn ich weiß, ich weiß, es iſt um mich zu thun: da bin ich bereit und willig gegen Gott. Aber meine Herren müſſen dieſe Leute nimmer ſeyn u. ſ. w.“

Da die Bemühungen der vermittelnden Cantone und fremden Gesandtschaften auf einer abermahligen Tagsatzung (10 Aug.) eben so fruchtlos, wie die frühern waren, weil der eine Theil immer Zusicherung der Religionsfreiheit in allen Ländern der Eidgenossenschaft, der andere aber Aufhebung der Fruchtsperre als Grundlage und Bedingung aller weitern Friedensvorschläge voraus geschickt wissen wollte; so wurde ein neuer Artikel entworfen, und den katholischen Gesandten übergeben, Aug. 22. auf welchen sie die Antwort ihrer Obern Montag vor Bartholomä wieder nach Bremgarten hinterbringen sollten, während die übrigen Gesandten daselbst bleiben wollten. In diesen Zwischentagen begab sich Zwingli heimlich mit angehender Nacht, begleitet von Rudolf Collin und Werner Steiner, nach Bremgarten, zu seinem geliebten Heinrich Bullinger, der jetzt daselbst Prädikant war; beschied noch in der Nacht die Boten von Bern zu sich, und redete ernstlich mit ihnen, stellte ihnen die bedenkliche Lage der Dinge vor, und seine Besorgniß, daß bei der Untreue der Leute die Sache eine schlimme Wendung nehmen werde. Man habe durch die Verweigerung des Proviants eine den Städten schädliche Maßregel ergriffen. Gebe man den fünf Orten nach, so werden sie frecher und böser als vorher; beharre man auf dem Abschlag, so haben sie den Vortheil zum Ueberfall, dessen Gelingen viel fromme Leute kosten, der Kirche großen Abbruch thun, und einen mächtigen Ueberdrang der Pfaffen zur Folge haben werde, da sie dann nicht mehr so leicht zum Evangelium kehren würden. Die Gesandten versprachen Zwingli, ihr Bestes zu thun, und vor Tagesanbruch verließ er Bremgarten wieder, eine Strecke Weges noch von Bullinger begleitet, von dem er zum dritten Mahl Abschied nahm, mit weinenden Augen sprechend: „Mein lieber Hein„rich! Gott bewahre dich, und sey treu an dem Herrn Christo „und seiner Kirche!“ Vergebens erwarteten indeß die Gesandten die rückkehrenden Boten der fünf Orte; diese erschienen nicht mehr, sondern brachen mit Uebersendung einer kurzen und unbestimmten Antwort die Friedensunterhandlungen gänzlich ab.

Da nun bei fortdauernder Fruchtsperre die Noth der Waldstädte immer höher stieg, war es einzig die Bürgerschaft von Rapperswil, welche, statt nach der Absicht des Stadtrathes eine Besatzung der Waldstädte aufzunehmen, sich vielmehr vereinigte, eine Botschaft nach Zürich zu senden, einen Prädikanten zu freier Verkündung des göttlichen Wortes zu verlangen, und um Aufhebung der Fruchtsperre zu bitten, welche auch sogleich erfolgte. Die Einwohner der fünf Cantone hingegen reizte der Hunger nur zu desto grimmigerm Trotze gegen Zürich und Bern, zu desto hartnäckigerm Festhalten an ihrem alten Glauben, und zu der offenen Drohung, sich mit bewaffneter Hand Speise zu holen. Dieß bewog die drei Stände Freyburg, Solothurn und Appenzell (welches im abgewichenen Monat nun ebenfalls die freie Verkündigung des Evangelium's bei sich erlaubt hatte) durch eine Gesandtschaft an Zürich und Bern nochmahls aufs Ernt. 2.
Allerdringendste um Wiedereröffnung des Proviant's zu bitten, mit der Erklärung, daß sie, wofern dieß nicht geschehe, bei einem ausbrechenden Kriege den Städten wider die fünf Orte keine Hülfe leisten werden. Da aber kein Stand ohne Vorwissen des andern eine endliche Antwort geben wollte, ward ein Burgertag nach Arau ausgeschrieben; und da auch hier 5.
keine Nachgiebigkeit erzweckt werden konnte, so machte Zürich, weil man ihm und Zwingli vernehmlich die Schuld beimaß, die Gründe seines Verfahrens in einer gedruckten Schrift ausführlich bekannt. Nun suchten auch die Städte 9.
Straßburg und Constanz auf einer Versammlung der 16.
verbürgerten Städte zu Basel, Zürich und Bern von der Proviantverweigerung, als einer grausamen und unchristlichen Maßregel, abzubringen, wiewohl vergeblich. Dennoch fand auf Antrieb von Glarus, Freyburg, Solothurn und Appenzell noch eine Zusammenkunft der Burgerstädte in Arau statt, 23.
wo die Schiedorte sechs Vergleichsartikel entwarfen, und mit denselben von Ort zu Ort reiseten. Die Boten von Glarus, Straßburg und Constanz redeten besonders dringend mit Zwingli in Zürich, sein Möglichstes zu thun, daß die Zufuhr geöffnet und der Krieg vermieden werde. Er antwortete: Man wolle nur immer das Böse pflanzen, aber mit

keinem Ernste die Guten und das Gute schirmen; dieß werde ihnen auf lange Zeit hinaus übel bekommen. Er für sich habe die Sperrung der Lebensmittel nie gebilligt; da sie nun aber verhängt sey, so drohe bei der geringen Einigkeit der evangelischen Städte durch Aufhebung sowohl, als durch Fortsetzung der Sperre für dieselben gleich große Gefahr. Uebrigens verwies er sie mit ihrem Gesuch an den Rath selbst, der sich auch nochmals bereit erklärte, die vorgeschlagenen Artikel sich gefallen zu lassen.

Allein die fünf Orte verwarfen nicht nur alle Vorschläge, sondern schritten jetzt ungesäumt zur Eröffnung der Feind-
Oct. seligkeiten, auf welche sie sich ins Geheim schon lange gerü-
9. stet hatten. Sie erließen ein weitläufiges Kriegsmanifest, und thaten bereits einen Einfall in die gemeinsame Herrschaft der freien Aemter, um sich die Zufuhr zu öffnen, während an eben diesem Tage das Hauptheer sich in Zug sammelte. Inzwischen hatte Zürich in großer Verblendung, weil es keine Gefahr besorgte, alle Gegenanstalten unterlassen, und selbst den wiederholten Anzeigen und Warnungen von den feindlichen Rüstungen der katholischen Orte keinen Glauben beigemessen, indem auch Zwingli sie für bloße Kunstgriffe der dortigen Pensioner und für blinden Lärm hielt. Erst auf die zuverlässigsten Berichte vom Anrücken der Feinde beorderten sie
10. den ersten Auszug unter Georg Göldli auf Kappel, der sich aber sogar bis auf den folgenden Morgen verzog, und ja nicht den ersten Angriff thun sollte. Der jetzt in die Stadt berufene Landvogt von Kyburg, Rudolf Lavater, als Oberbefehlshaber über die Truppen, drang darauf, den allgemeinen Landsturm sogleich ergehen zu lassen; allein der Rath, selbst getheilt, verlor die Zeit mit unnützem Wortwechsel, so daß erst am späten Abend die Sturmglocken ertönten, und selbst da noch der Landsturm durch Böswillige aufgehalten ward, und das Heer zu Kappel nur langsam auf höchstens tausend Mann sich verstärkte, während das katholische bereits
11. auf achttausend angestiegen war. Am folgenden Tage, dem Tage der Schlacht selbst, zog aus Mangel an Voranstalten und Ordnung erst Mittags um 11 Uhr das Panner mit dem Oberbefehlshaber aus der Stadt, und nur etwa mit 700

Mann, statt 4000, die es hätten begleiten sollen, und auch diese unbeeidigt und ohne militairische Ordnung, da die Gefahr Eile gebot. Auch Zwingli reiste mit, aufgefordert vom Magistrate, da sein Ansehn, Rath und Trost unentbehrlich war. Er war einer der Letzten, welche die Stadt verließen, bewaffnet und zu Pferde. Mit Wehmuth sah er, wie seine Weissagungen jetzt anfingen, in traurige Erfüllung zu gehen, auch verriethen seine letzten Unterredungen mit vertrauten Freunden deutlich, daß er nicht glaube, wieder nach Hause zu kommen. Auf dem Marsche ritt er oft bei Seite, und empfahl seine Seele und das Wohl der Kirche Gott im stillen, inbrunstvollen Gebete. — Vor 12 Uhr überbrachte ein Trompeter dem Züricherischen Hauptmanne zu Kappel den Absagbrief der fünf Orte, und um 1 Uhr schon ward die Anhöhe auf Scheuren, wo die Züricher standen, beschossen, daß der Donner des Geschützes weit in die Ferne scholl. Dieß, und die unaufhörlichen Mahnboten um Verstärkung, drängten den Zug des Panners zur Eile. Aber die rauhe und steile Straße über den Albisberg ermattete viele alte und geharnischte Männer. Daher trugen einige Anführer Bedenken, mit so wenigen und ermatteten Truppen dem ausgeruheten, zahlreichen und einträchtigen Feinde noch entgegen zu rücken. Aber Zwingli glaubte, daß es zu spät werde, wenn man sich erst hier auf dem Berge sammeln wolle, daß es sich auch nicht zieme, zu säumen, und die Seinigen vor dem Feinde leiden zu lassen. „Ich einmahl, sprach er, will im Namen Gottes zu den biedern Leuten hin, und mit und unter ihnen sterben, oder sie helfen retten.“ So kam denn das Panner gegen vier Uhr auf dem Schlachtfelde an, und man reihete sich in Schlachtordnung, hinter einem Walde den Angriff des Feindes erwartend. In der vordersten Ordnung stand auch Zwingli, nahe bei seinem Freunde Johannes Haller, Pfarrer zu Bülach, gar still und in sich gekehrt, nur daß er ernstlich fragte: woher doch der Feind käme. Haller forderte ihn jetzt auf: „Meister Ulrich! redet mit den biedern Leuten, daß sie trostlich und tapfer seyen!“ Er antwortete: „Gesell, Hans, wir wollen alle trostlich und redlich seyn, und Gott unsere Sache lassen walten.“ Dann sprach er zu denen, die bei und um

ihn standen: „Biedere Leute! Seyd getrost und fürchtet euch nicht! Müssen wir gleich leiden, so ist doch die Sache gut. Befehlet euch Gott, der kann uns und die Unsern pflegen. Gott walte sein!“ — Indeß gedachten die Feinde bereits sich zurückzuziehen, und den Angriff auf Morgen zu verschieben, da die Sonne sich schon zum Untergange neigte, als der Anführer der Urner noch diesen Abend den Angriff auf die zerstreuten und ermüdeten Züricher zu unternehmen rieth, und zugleich von vorn wüthend auf sie eindrang, während die feindlichen Hauptpanner die von Geschütz entblößte Seite derselben anfielen, und als diese vor ihnen wichen, nun das Panner Zürich's umringten, und alles, was vor demselben stand, niedermachten, indeß die hinter demselben Kämpfenden, von Schrecken ergriffen, feige zurück flohen, bis sich zuletzt Alles in eine allgemeine Flucht des Volks und der Anführer auflöste, bei welcher das Panner kaum noch gerettet ward.

Von den auf der Wahlstatt Gebliebenen war Zwingli einer der Letzten. Von einem Steine empfindlich getroffen, war er im Gedränge der Fliehenden und Verfolgenden dreimahl niedergesunken, hatte aber immer wieder sich aufgerichtet; zum vierten Mahle endlich, stürzte er, von einem Speer verwundet, auf seine Kniee, und rief: „Welch' Unglück ist denn das? Den Leib können sie wohl tödten, aber die Seele nicht!“ Als die Feinde zur Plünderung der Erschlagenen auf das Schlachtfeld zurückkehrten, fanden sie ihn, nicht fern vom Ort des Angriffs, mitten unter Todten und Verwundeten, auf dem Rücken liegend mit gefalteten Händen und gen Himmel gerichteten Augen. Ohne ihn zu kennen, fragten sie ihn, ob man ihm, da er so schwach und dem Tode nahe wäre, einen Priester bringen sollte, dem er beichte. Aber mit verneinender Bewegung des Hauptes schlug er es aus. Da schrieen sie ihm weiter zu, weil er doch nicht mehr reden könne, noch beichten, solle er die Mutter Gottes im Herzen haben, und die lieben Heiligen anrufen, daß sie ihm Gnade von Gott erwürben; aber er verneinte auch dieses, und sah unverwandten Blickes zum Himmel. Da schmähten sie ihn als einen von den verstockten Ketzern, der werth sey, daß man ihm den Lohn gebe; und Hauptmann Fuchinger von Unterwalden, der eben dazu kam, zog im Zorne sein Schwert und verwundete ihn, daß er sogleich verschied. — So starb Zwingli, nebst noch dreizehn seiner Amtsbrüder, mitten auf dem Schlachtfelde, um 5 Uhr, in einem Alter von 47 Jahren, 9 Monaten und 11 Tagen, den Tod für Gott und Vaterland.

Verzeichniß

sämmtlicher

Deutscher sowohl als Lateinischer

Schriften

Zwingli's,

wie solche,

zuerst einzeln von Ihm Selbst herausgegeben,

zu Zürich im Druck erschienen sind,

nach ihrem Inhalte geordnet *).

---

*) Diejenigen Schriften, deren Original zwar lateinisch, aber gleichzeitig ins Deutsche übersetzt wurde, sind mit einem einfachen, diejenigen Schriften hingegen, welche aus ihrem lateinischen Original noch niemahls ins Deutsche übersetzt wurden, mit einem doppelten Sternchen bezeichnet. In allen übrigen Schriften, welche kein Sternchen haben, ist das Original deutsch. — Die Citation richtet sich immer nach dem Original, und wo die Blätter einer Schrift paginirt sind, da wird nach der Zahl der Blätter, wo aber diese keine Zahlen haben, nach der Zahl der selbst nachgezählten Seiten citirt. — Die am Ende jedes Titels in ( ) beigefügte Numer zeigt die Numer an, welche die Schrift im literarisch-historischen Anhange zur Lebensbeschreibung Zwingli's von J. C. Heß hat, und wobei die chronologische Ordnung zum Grunde liegt. Diese Numern sind daher auch in der Jahrtafel beibehalten; wogegen nun in dem Werke selbst die Schriften nach den Numern des nachstehenden Verzeichnisses angeführt sind.

I.

Allgemeinere Schriften.

1.

Vertheidigung aller Reformen in Lehre und Cultus, oder Bestreitung aller Mißbräuche und Abweichungen von der reinen Lehre des Evangelium's.

A.

In ihrem ganzen Umfange.

N°.

1. Auslegung und Begründung der (67) Schlußreden oder Artikel, welche den darüber gehaltenen öffentlichen Religionsgesprächen vorangeschickt wurden. Zugeeignet dem Ammann, Rath und der Gemeinde des Landes Glarus. Den 14ten Heumonat 1523.
   508 Seiten in 4. (N°. 10.)
2. Antwort Valentino Compar, Altlandschreiber zu Uri, über die vier Artikel, die er ihm aus seinen Schlußreden angetastet. Den 27sten April 1525.
   120 S. in 4. (N°. 43.)
3. * Von wahrer und falscher Religion, Commentarius d. i. ausführlicher Bericht. Dem allerchristlichsten König von Frankreich, Franziskо I. zugeeignet. Verdeutscht durch Leo Jud. 1526. Ohne die Zueignungen des Verfassers und Uebersetzers 289 Blätter in 8. (N°. 40.)
4. Zwo Predigten gehalten zu Bern bei der Disputation, herausgegeben nebst andern von fremden Prädikanten dort gehaltenen Predigten, enthaltend 1) eine Er-

läuterung der zwölf Artikel des christlichen Glaubens, S. 32–85; und 2) ein Abschiedswort der Ermunterung zur Beharrlichkeit im Glauben. S. 177–195. 1528. zusammen 63 S. in 8. (No. 63.)

5. * Glaubensbekenntniß übergeben dem Römischen Kaiser, als er sich auf dem Reichstag zu Augsburg befand. Den 3ten Heumonat 1530. 51 S. in 8. (No. 65.)

6. * An die durchlauchtigsten Fürsten deutscher Nation, zu Augsburg versammelt, ein Sendschreiben; enthaltend eine Vertheidigung des dem Kaiser übergebenen Glaubensbekenntnisses in Beziehung auf die Verläumdungen D. Joh. Ecks. Den 27ten August 1530. 39 S. in 4. (No. 66.)

7. * Kurze und klare Auslegung des von Zwingli gepredigten christlichen Glaubens; kurz vor seinem Tode einem christlichen König zugeeignet, und nach seinem Tode herausgegeben von Heinrich Bullinger. Uebersetzt durch Leo Jud. 1536. 72 Bl. in 8. (No. 67.)

B.

In besonderer Beziehung

a.

auf die evangelische Glaubenslehre.

1) Von Gott.

8. * Von der Vorsehung Gottes. Reminiscenzen der zu Marburg darüber gehaltenen Predigt, an den durchlauchtigsten Philipp, Landgraf zu Hessen. Verdeutscht durch Leo Jud. 1531. 224 S. in 8. (No. 64.)

2) Von der H. Schrift.

9. Von Klarheit und Gewißheit oder Unbetrüglichkeit des Wortes Gottes. Eine erweiterte Predigt, zugeeignet der Frau Priorinn und dem ganzen Convent am Oedenbach in Zürich, wo sie gehalten wurde. Den 6ten Herbstmonat 1522. 56 S. in 4. (No. 7.)

3) Schriftmäßige Würdigung des Verhältnisses der Mutter Jesu zu ihrem Sohne, als dem Sohn Gottes nach dem Geiste der Heiligung.

10. Eine Predigt von der ewig reinen Magd Maria, der Mutter Jesu Christi unsers Erlösers; oder lehrreiche Betrachtung über den englischen Gruß und den Lobgesang der Maria. Zugeeignet seinen fünf Brüdern. Den 17ten Herbstmonat 1522. 39 S. in 4. (No. 6.)

4) Von dem ursprünglichen Verderben der menschlichen Natur.

11** Erklärung über die sogenannte Erbsünde in einem Sendschreiben an Urbanus Rhegius. Den 15ten August 1526. 22 Bl. in 8. (No. 55.)

5) Von der H. Taufe.

12. Vom Tauf, Wiedertauf und Kindertauf. Zugeeignet dem Rath und der ganzen Stadtgemeinde St. Gallen. Den 27sten May 1525. 144 S. in 4. (No. 44.)

13. Ueber Doktor Balthazars Taufbüchlein, wahrhafte und gegründete Antwort. 1525. 48 S. in 4. (No. 45.)

14** Ein Brief an Petrus Gynoräus, dermahlen in Augsburg, worin sich einige Nachrichten von Eck, Faber und dem Wiedertäufer Balthazar befinden. Den 31sten August 1526. 16 S. in 8. (No. 54.)

15** Wider die Kunstgriffe und Ränke der Wiedertäufer. Eine belehrende Zurechtweisung. 1527. 191 S. in 8. (No. 62.)

6) Von dem H. Nachtmahl.

16** Vom Meßkanon. Ein Versuch. Zugeeignet dem Herrn Theobald von Geroldseck, Statthalter des Klosters Einsiedeln. Den 4ten September 1523. 55 S. in 4. (No. 15.)

17** Vertheidigung des Versuchs vom Meßkanon. Zugeeignet Ebendemselben. Den 9ten Oktober 1523. 7 S. in 4. (No. 16.)

18.* Ein Gegenwurf und Widerwehr wider Hieronimus Emser, des Kanons in der Meß Beschirmer. Im August 1524. 66 S. in 4. (No. 17.)

19. a. Action oder Brauch des Nachtmahls, Gedächtniß oder Danksagung Christi, wie sie auf Ostern zu Zürich angehebt wird, im Jahr 1525. 16 S. in 4. (N°. 42.)

b. Christliche Ordnungen und Bräuche der Kirche Zürich, oder Zürcherische Kirchenagende. 1530. 72 S. in 4.

20** Expostulation, oder Beschwerdeschrift gegen Fridolin Lindauer, Prediger zu Bremgarten, wegen seines auf die Kanzel gebrachten Irrthums, die Gnade Gottes in Christo betreffend. Den 20sten Oktober 1524. 12 S. in 4. (N°. 37.)

21.* Vom Nachtmahl des Herrn, ein Sendschreiben an Matthäum Alber, Prädikanten zu Reutlingen. Verdeutscht durch Georg Binder. Im März 1525. 34 S. in 8. (N°. 38.)

22.* Eine Antwort auf die Epistel Johannis Bugenhag aus Pommern, das Nachtmahl Christi betreffend. Den 23sten Weinmonat 1525. 28 S. in 4. (N°. 47.)

23** Antwort auf die Briefe von Theobaldus Billicanus und Urbanus Rhegius. Den 1sten März 1526. 36 S. in 4. (N°. 50.)

24** Kurze Antwort auf einen sehr weitläufigen Brief eines sogenannten eben nicht gewöhnlichen Freundes, in Beziehung auf die Lehre vom H. Abendmahl. Den 14ten August 1526. 14 S. in 8. (N°. 52.)

25** Eine Zuschrift an den Nürnbergischen Prediger, Andreas Osiander, in welcher sich Zwingli überihn beschwert, daß er bis dahin die neue Lehre von der Danksagung verworfen und grundlos angefochten habe. Den 6ten May 1727, nebst Osianders Antwort. Nürnberg. S. 3–6. 7–78 in 4. (N°. 58.)

26** Sendschreiben an eine der berühmtesten Städte Deutschlands, welche den Schriften Zwingli's und Oekolampad's den Eingang bei ihr verschlossen hatte. (N°. 51.)

Der Grund dieser Verfügung und die Widerlegung desselben rechtfertigt die dieser N°. gegebene Stellung. Sie befin-

der sich übrigens, und zwar ohne Datum, einzig in den von Rudolf Gwalter herausgegebenen sämmtlichen Werken Zwingli's.

Von dem Nachtmahl Christi, Wiedergedächtniß oder Danksagung, H. Z. Meinung, jetzt im Lateinischen Commentario beschrieben, und durch drei getreue Brüder eilends ins Deutsche gebracht, ob Gott will, zu Gutem auch deutscher Nation. Den 23sten März 1525. 88 S. in 4.

Diese Schrift ist die sogleich mit der Erscheinung des lateinischen Commentar's von wahrer und falscher Religion veranstaltete deutsche Uebersetzung des 17ten Capitels desselben von der Eucharistie. Theils um eine vollständige Uebersicht aller diesen Gegenstand betreffenden und besonders erschienenen Abhandlungen Zwingli's beisammen zu haben, theils um selbst den Titel der nun zunächst folgenden und darauf sich beziehenden Schrift desto besser zu verstehen, konnte die Anführung dieser partiellen Uebersetzung von N°. 3. hier nicht wohl unterlassen werden.

27.* Nachhut von dem Nachtmahl oder der Danksagung Christi. Ein Nachtrag zur Vervollständigung dieses Capitels im Commentar von wahrer und falscher Religion. Verdeutscht durch Georg Binder. 1526. 57 S. in 4. (N°. 41.)

28. Eine klare Unterrichtung vom Nachtmahl Christi, deutsch beschrieben (zum ersten Mahl), um der Einfältigen willen, damit diese durch Niemandes Spitzfindigkeit hintergangen werden. 1526. 70 S. in 4. (N°. 49.)

29. Antwort über Doctor Straußen's Büchlein, wider Zwingli geschrieben, das Nachtmahl Christi betreffend. 1527. 96 S. in 8. (N°. 56.)

30** Freundschaftliche Auslegung oder Erklärung der Lehre von der Danksagung im H. Abendmahle.

(Eröffnung der von Seite Zwingli's mit Luther über diesen Gegenstand gewechselten vier Streitschriften.) Den 20sten Februar 1527. 77 S. in 4. (N°. 57.)

31. Freundliche Zurechtweisung oder Verwahrung gegen die Predigt des trefflichen Mannes Martin Luthers wider die Schwarmgeister, zu Wittenberg gethan und beschrieben, zu Schirm des wesentlichen Leibes und Blutes Christi im Sakrament. Den 30sten März 1527. 32 S. in 8. (N°. 59.)

32. Daß diese Worte Jesu Christi: Das ist mein Leib, der für euch dahin gegeben wird, ewig den alten, einzig wahren Sinn haben werden, und Martin Luther mit seinem letzten Buch (daß diese Worte Christi: das ist mein Leib u. s. w. noch fest stehen wider die Schwarmgeister) seinen und des Pabstes Sinn gar nicht gelehrt noch bewährt hat. Christliche Antwort, zugeeignet Joansen, Churfürsten zu Sachsen. 1527. 184 S. in 8. (N°. 60.)

33. Ueber D. M. Luthers Buch, Bekenntniß genannt, zwo Antworten Joh. Oekolampad's und Huldr. Zwingli's. 1525. Ohne die Dedication den frommen christlichen Fürsten Joansen, Herzog zu Sachsen, und Philippen, Landgrafen zu Hessen. 186 Bl. in 8. (N°. 61.)

7) In Beziehung auf die Ehe.

34. Ueber die Gevatterschaft, daß sie die Ehe nicht hindern soll noch mag. 1525. 12 S. in 4. (N°. 39.)

8) In Beziehung auf die Priesterweihe.

35. Von dem Predigtamt. Zugeeignet dem Rath und der ganzen Gemeine der Grafschaft Toggenburg. Den 30sten Brachmonat 1525. 60 S. in 4. (N°. 46.)

b.

auf die evangelische Sittenlehre.

36. Von göttlicher und menschlicher Gerechtigkeit, oder von dem großen Unterschied zwischen Legalität und Moralität. Eine erweiterte Predigt am St. Johannis Tag. Zugeeignet Herrn Niklaus von Wattenwyl, Probst zu Bern. Den 30. Heumonat 1523. 64 S. in 4. (N°. 12.)

37. Von Erkiesen und Freiheit der Speisen, oder Vertheidigung der evangelischen Freiheit in allen Dingen, welche Gott nicht verboten hat. Den 16ten April 1522.
52 Seiten in 4. (No. 1.)

38. Der wahre und falsche Hirt, oder Erwägung, wessen ein evangelischer Lehrer sich zu befleißen, und wovor er sich zu hüten habe. Eine erweiterte Synodalrede, zugeeignet Jakob Schurtanner, Bischof d. i. Wächter und Hirten zu Tüfen in Appenzell. Den 26sten März 1524.
74 Seiten in 4. (No. 23.)

39. Eine treue Ermahnung an die Eidgenossen, daß sie nicht, durch ihre falschen Propheten verführt, sich wider die Lehre Christi setzen.
21 Seiten in 4. (No. 14.)

40. Welche Ursach geben zu Aufruhren, welches die wahren Aufrührer seyen, und wie man zu christlicher Einigkeit und Frieden kommen möge, zugeeignet der christlichen Gemeine zu Mülhausen. Den 28sten Christmonat 1525. 96 Seiten in 4. (No. 48.)

Von der Verbindlichkeit der Regenten für die Freiheit und Unabhängigkeit ihres Volkes auf alle Weise, besonders aber durch Aufhebung des fremden Kriegsdienstes und des Pensionenwesens zu sorgen.

a.)

41. Eine göttliche Vermahnung an die ehrsamen, weisen, ehrenfesten, ältesten Eidgenossen zu Schwyz, daß sie sich vor fremden Herren hüten und entladen. Den 16ten Mai 1522.
24 Seiten in 4. (No. 2.)

b.)

42. Eine treue und ernstliche Vermahnung an die Eidgenossen, daß sie sich nach ihrer Voreltern Brauch und Gestalt richten, damit sie die Untreue und List ihrer Feinde nicht beleidigen möge. 16 Seiten in 4. (No. 24).

Von der Nothwendigkeit religioſer, wiſſenſchaftlicher und gymnaſtiſcher Bildung der Jugend.

43.* Wie man die Jugend in guten Sitten und chriſtlicher Zucht auferziehen und lehren ſoll. 1526. 26 Seiten in 4. (No. 13.)

2.

Schriften,
in Beziehung auf den Widerſtand der Biſchöflichen Kurie zu Conſtanz gegen die von Zwingli und ſeinen Freunden für nöthig erachteten Reformen in Lehre und Cultus.

a.)

Privatvorſtellungen an den Biſchof.

44** Bittſchrift einiger Verkündiger des Evangeliums in der Schweiz an den Hochw. Herrn Biſchof zu Conſtanz, daß er ſich zu keiner dem Evangelium nachtheiligen Bekanntmachung ſoll bereden laſſen, auch nicht länger dem Aergerniß der Unzucht zuſehe, ſondern den Geiſtlichen ſich zu verehlichen, die Bewilligung ertheile. Den 2ten Juli 1522. 16 Seiten in 4. (No. 3.)

45. Eine freundliche Bitt und Ermahnung etlicher Prieſter der Eidgenoſſenſchaft, daß man das H. Evangelium zu predigen nicht verwehre, noch darüber unwillig werde, wenn die Prediger, Aergerniß zu vermeiden, ſich verehlichen.

40 Seiten in 4. (No. 4.)

46** Schutzrede, Archeteles genannt, d. h. erſtes und letztes Wort zur Verantwortung auf die von dem Hochw. Herrn zu Conſtanz an Probſt und Capitel in Zürich erlaſſene (von dem ſchamloſen Partheigeiſt gewiſſer Perſonen ihm abgedrungene) Ermahnung. Den 23ſten Auguſt 1522. 76 Seiten in 4. (No. 5.)

b.)

Mit obrigkeitlicher Bevollmächtigung publicirte Schriften zur Vertheidigung und Anbahnung der Reformation.

47. Handlung der Versammlung der löblichen Stadt Zürich auf den 29sten Tag Jenner's, von wegen des H. Evangelii u. s. w. oder Beschreibung des ersten öffentlichen Religionsgespräches zu Zürich, im Jahr 1525. 80 Seiten in 4. (No. 9.)

48. Acta oder Geschicht, wie es auf dem Gespräch des 26. 27. und 28sten Tag Weinmonat's in der christlichen Stadt Zürich ergangen ist, oder Beschreibung des zweiten öffentlichen Religionsgespräches zu Zürich im Jahr 1523. 116 Seiten in 4. (No. 18.)

49. Kurze und christliche Einleitung, die ein ehrsamer Rath der Stadt Zürich den Seelsorgern und Prädikanten in ihren Städten, Landen und Gebieten wohnhaft, zugesandt haben, damit sie die evangelische Wahrheit einhellig fürhin verkünden, und ihren Unterthanen predigen. Den 17ten November 1523. 44 Seiten in 4. (No. 19.)

50. Christliche Antwort Bürgermeister's und Rath's zu Zürich, dem Hochw. Herrn Hugo, Bischof zu Constanz, über den Unterricht beider Artikel, der Bilder und der Meß, ihnen zugeschickt. Den 12ten August 1524.

72 Seiten in 4. (No. 20).

II.

Speciellere Schriften,

mit perſönlichen Beziehungen auf ſich und Andere.

1.

Perſönliche Vertheidigungsſchriften gegen Verläumdungen und falſche Zulagen aller Art.

a.

Ueberhaupt.

51. Entſchuldigung etlicher Huldrych Zwingli zugelegter Artikel, doch unwahrlich. An die Geſandten der Eidsgenoſſenſchaft, auf der Tagſatzung zu Bern verſammelt. Den 3ten Heumonat 1523.
8 Seiten in 4. (No. 11.)

52. Ein Epiſtel, kurz und chriſtlich, an den ehrſamen Landrath und ganze Gemeinde ſeines Vaterlandes, der Grafſchaft Toggenburg, geſchrieben. Den (15ten) Heumonat 1524.
8 Seiten in 4. (No. 25.)

53. Eine kurze, aber getreue Unterrichtung, wie man ſich vor Lügen (wovon dieſer Zeit alles voll iſt) hüten und bewahren ſoll. Den 25ſten Juni 1524.
8 Seiten in 4. (No. 26.)

b.

Beſonders

gegen

Johannes Eck und Johannes Faber.

54. Ueber Joh. Ecks Miſſiv und Entbieten an die Geſandten der Eidgenoſſen, auf der Tagſatzung zu Baden verſammelt, ſo viel als die Perſon Zwingli's darin angegriffen worden, chriſtlich und genugſame Verantwortung. Den 31ſten Augſtmonat 1524.
8 Seiten in 4. (No. 27.)

55. Huldrych Zwingli's Antwort, dem Rath zu Zürich eilends gegeben, auf die ihm gemachte Mittheilung eines zweiten, von Eck an die kurz vorher zu Frauenfeld versammelte Tagsatzung erlassenen Missiv's. Den 6ten Wintermonat 1524.
8 Seiten in 4. (No. 28.)

56. Zuschrift an die Gesandten der Eidgenossenschaft, über neue Zumuthungen, welche ihnen von Seite Eck's wider Zwingli und Oekolampad gemacht wurden, nebst beigelegter Copie einer schon den 6ten November 1524. an Eck, doch ohne Erfolg, abgeschickten, und mit einem Geleitsbriefe verbundenen freundlichen Zuschrift. Den 15ten Jenner 1526. 8 Seiten in 4. (No. 29.)

57. Eine freundliche Zuschrift an gemeine Eidsgenossen der zwölf Orten und Zugewandten, betreffend die Disputation gen Baden auf den 16ten Mai angeschlagen. Den 21sten April. 1526.
12 Seiten in 4. (No. 30.)

58. Antwort auf den ungesandten (heimlich ausgestreuten, ihm selbst aber nicht überschickten) Sendbrief D. Faber's an Huldrych Zwingli geschrieben. Den 30sten April 1526. 40 Seiten in 8. (No. 33.)

59. Die andere Schrift an D. Joh. Faber, oder zweite Klageschrift gegen dessen Verantwortung seiner ersten. Den 15ten May 1526.
32 Seiten in 8. (No. 34.)

60. Die dritte Schrift wider D. Joh. Faber, über das erdichtete Büchlein, das er Nüw Zeitung genennet, und im Heumonat hat lassen ausgehen, nebst Zwingli's Antwort auf den hievor abgedruckten Geleitsbrief der Eidgenössischen Gesandten, von sieben Orten, gegeben auf den 16ten May Den 28sten Heumonat. 1526.
29 Seiten in 8. (No. 35.)

61. Die erste kurze Antwort auf Eck's sieben Schlußreden, nebst einer Zuschrift an die Eidgenössischen Gesandten. Den 21sten März 1526.
12 Seiten in 4. (No. 31.)

62. Die andere Antwort auf etliche unwahrhafte, unchristliche Antworten, die Eck auf der Disputation zu Baden gegeben hat, mit einer Vorrede an die Löbl. Eidgenossenschaft. Den 3ten Brachmonat 1526.
16 Seiten in 4. (N°. 32.)

63. Eine kurze Schrift an alle Christen, voraus in einer Löbl. Eidgenossenschaft, warnend vor dem unchristlichen Fürnehmen Faber's, der nicht allein die neulich gedruckten Bücher etlicher Gelehrten, sondern auch das Neue Testament zu verbrennen sich unterstehet. Den 30sten Brachmonat 1526.
8 Seiten in 8. (N°. 36.)

2.

Ermahnungen, Aufmunterungen, Belehrungen.

64** Eine Zuschrift an Pierre Sebiville, Diener des göttlichen Wortes zu Grenoble. Den 13. December 1523. nebst einer Zuschrift des Herausgebers, eines französischen Edelmanns, Annemundus Coctus, und einem Brief Luther's an den Herzog Karl von Savoyen.
Seite 10 b. 3. C. von 2 Bogen in 4. (N°. 21.)

65** Eine ermunternde Zuschrift an den Theolog Joh. Frosch. Den 16ten Juni 1524. nebst einer von Urbanus Rheglus an Ebendenselben.
Seite 3—7 von 1 1/2 Bogen in 4. (N°. 22.)

66. Zwei Sendschreiben an die Christen zu Eßlingen, darin viel christliche Lehren und Ermahnungen begriffen sind; vom 20sten Juli und 16ten October 1526.
12 und . . Seiten in 4. (N°. 53.)

67** Erweckungen zum Nachdenken über die Erklärung Hadrian's nach seiner Erwählung zum Römischen Pontificat, für die zu Nürnberg versammelten Häupter Deutscher Nation, von Einem, der es mit der gesammten Christenheit, und besonders mit Deutschland von Herzen wohl meint. 1522.
8 Seiten in 4. (N°. 8.)

Damit verdient verglichen zu werden die ebenfalls anonym erſchienene, und im literariſch-hiſtoriſchen Anhange nur gelegentlich bei No. 10. angeführte Schrift:

Rathſchlag eines der von Herzen begehrt, daß genug beſchehe des Römiſchen Stuhls Würdigkeit, und darzu des chriſtlichen Standes Fried. (1520.) 10 Seiten in 4.

Dahin gehören endlich auch noch:

D. Johannes Oekolampad's und Hulbreich Zwingli's Epiſteln, in vier Büchern, (herausgegeben von D. Martin Buzer) mit einer Vorrede von Theodor Bibliander, nebſt einer Lebensbeſchreibung Oekolampad's von Simon Grynäus und Wolfgang Capito, und Zwingli's von Oswald Myconius. Baſel 1536. 424 Seiten in Folio.

III.

Exegetische Schriften, über das Alte und Neue Testament.

1.

68** 69 Vermischte Anmerkungen über das erste und zweite Buch Moses, aus Zwingli's mündlichen Vorträgen von Leo Jud und Caspar Großmann in die Feder gefaßt. 1527.

492 und 257 Seiten in 8. (N°. 68. und 69.)

70** 71 Erster Versuch einer Erklärung a) des Propheten Jesajas, b) des Propheten Jeremias, mit Anmerkungen, welche diese neue Uebersetzung rechtfertigen. Zugeeignet a) den christlichen Städten, Zürich, Bern, Constanz, Basel, St. Gallen, Müllhausen und Biel. Den 15ten Juli 1529. Ohne die Dedication und Vorrede zu den Anmerkungen

116 und 215 Seiten in Folio.

b) dem Rath und der Bürgerschaft zu Straßburg. Den 11ten März 1531.

198 Seiten in Folio (N°. 70 und 71.)

72** Zwingli's, des hochverdienten, des unvergeßlichen, Handbuch der Psalmen, aus dem Hebräischen Grundtext mit ungemeiner Klarheit in's Lateinische übersetzt. Ein aufmunterndes Vorwort an den christlichen Leser, von Leo Jud. 1532. 226 Blätter in 12. (N°. 72.)

2.

73** Anmerkungen über die Geschichte Jesu Christi, nach den vier Evangelisten, nebst einer aus ihnen allen in's Kurze zusammengezogenen Geschichte des Leiden's und Sterben's, der Auferstehung und Himmelfahrt unsers Herrn. 1539. Ohne die Zueignung Leo Jud's an den Rath und die Stadt Biel und das Register

406 Seiten in Folio. (N°. 73.)

74** — 81. **Anmerkungen über die Briefe Pauli an die Römer, Corinther, Philipper, Coloſſer, Theſſalonicher und Hebräer — über den Brief Jakob's und den erſten Brief Johannes.** 1539.

Seite 407 — 599 oder 193 Seiten in Folio (No. 74—81.)

Anmerkung.

Von allen dieſen exegetiſchen Schriften wurde hiermit keine gleichzeitig ins Deutſche überſetzt, und auch ſpäterhin war dieß nur bei einer einzigen der Fall, welche aber um ſo viel mehr hier bemerkt zu werden verdient, da ihr Verfaſſer ſeine Ueberſetzung noch mit einer biographiſchen Zugabe über ſeinen Autor ausgeſtattet, und durch ſeine unparthepiſche Würdigung der geiſtigen und moraliſchen Vorzüge Zwingli's, ſich als einen ſeiner entzückteſten Verehrer in Deutſchland bewies. Seine Schrift hat folgenden Titel:

Des vortrefflichen Religionsverbeſſerers **Ulrich Zwingli** erklärende Anmerkungen über des Evangeliſten **Matthäus** Lebensgeſchichte Jeſu bis zum Anfang der letzten Leiden. Aus dem Lateiniſchen überſetzt, mit einer Vorrede und Jahrtafel des Lebens Zwingli's, von C. D. Küſter, Conſiſtorialrath, Inſpektor und erſtem Prediger der evangeliſch-reformirten Gemeinde in Magdeburg. gr. 8. Halle, 1783.

Ohne Titelblatt und Vorrede XCVI und 668 Seiten.

Huldreich Zwingli's

sämmtliche Schriften

im Auszuge.

Erster Hauptabschnitt.

Religion.

A.

Religion überhaupt.

I.

Begriff, Wesen und Werth der Religion.

§. 1.

Worterklärung.

„Das Wörtlein Religio (Glaube oder Gottesehr) wird, wie Cicero im 2ten Buch von der Natur der Götter meint, vom Wiederlesen hergeleitet, und das darum, weil die, so religiös sind, mit hohem Fleiß und Ernst alles, was zu der Ehre der Götter gehört, ermessen und gleichsam wiederlesen. Solcher Gestalt mag auch ich dieß Wörtlein bequem brauchen; denn ich dasselbe hier an diesem Ort in dem Sinne brauche, daß ich darunter die ganze Frömmigkeit der Christen verstehe, nämlich den Glauben, das Leben, die Gesetze, Gebräuche, Sakramente.“

(N°. 3. S. 2. 3.)

§. 2.

Sacherklärung.

„Es ist nicht genug, zu erkennen, daß ein Gott ist (wiewohl dieß der Fundamentstein ist, auf welchem das Gebäude der wahren Religion aufgeführt werden muß), sondern man muß auch wissen, wer und was dieser Gott sey nach seiner Natur und seinem Wesen; was er wolle und liebe, was

er haſſe und verbiete, durch welche Mittel und Pflichtleiſtungen man ſich ihm wohlgefällig mache, welcher Dienſt ihm der angenehmſte ſey, was er vorzüglich von uns fordere. Es gab allerdings auch bei den Heiden ſolche, die es dahin brachten, daß das Daſeyn eines Gottes ihnen außer Zweifel war; aber den Gott, den ſie bekannten, achteten ſie eben nicht hoch, hielten auch nicht ſtandhaft an ihrer Erkenntniß von ihm, indem ſie es für hinreichend achteten, ihn erkannt zu haben; und da ſie darin ſich ſelbſt gefielen: ſo verſchmähten ſie es, nach ſeinem Willen zu leben. Aber welche ſchändliche und widerſinnige Undankbarkeit — Gott den Schöpfer aus den Geſchöpfen kennen lernen, und dann doch von ihm abfallen und ſich an die Geſchöpfe hängen, von ihm, den man als das Leben und die bewegende Kraft aller Dinge erkennt, von dem lebendigen durch ſich ſelbſt beſtehenden Gott ſich zu den flüchtigen, eiteln, nichtswürdigen Dingen kehren? Hätten ſie nicht billig jener mit Ehrfurcht und Schauer erfüllenden Gottheit Achtung und Verehrung weihen, und nach dem Willen derſelben ihr ganzes Leben einrichten ſollen?“

(Vorrede zu Lukas.)

„Das iſt Hauptſache und Anfang der Religion, daß wir Gott haben, daß wir ihn fürchten, ehren und lieben; haben wir ihn: ſo bedürfen wir nicht vieler Geſetze; haben wir ihn nicht: ſo würde uns die Fülle von Geſetzen nichts helfen.“

(Exod. 20, 2.)

„Die Religion beſteht nicht in Schwatzen, nicht in Disputiren, ſondern in Pflichterfüllung und rechtſchaffenem Beſtreben, den wahren Gott zu verehren. Darauf alſo ſoll all unſer Sinn gerichtet ſeyn, daß wir unſerer Pflicht ſtets ein Genüge leiſten, daß wir nach dem Willen des höchſten Weſens rechtſchaffen wandeln, als am Tage. Denn er ſieht Alles, auch die Tiefen unſers Herzens: überall und immer iſt er zugegen, Alles, ſauch das Verborgenſte durchſchaut er, Alles liegt offen und unverdeckt vor ſeinen Augen.“

(Geneſ. 17, 1.)

„Sind wir von der Allgegenwart Gottes überzeugt, glauben wir, daß er jede unserer Handlungen beobachtet: so werden wir bei Allem, was wir unternehmen, auf Rechtmäßigkeit und Anständigkeit, auf wahre Ehre vor Gott und Menschen sehen. Zu ihm werden wir emporschauen bei Allem, was uns begegnet, und werden ihn für unsern Vater und Richter erkennen: dieß ist wahre Religion, wahre Frömmigkeit.“ (Matth. 4, 10.)

„Solch Anhangen, da der Mensch auf Gott, als das höchste, ja einzige Gut, das allein unsere Mühsale zu vergüten, alle Uebel entweder abzuwenden, oder zu seiner Ehre und zum Nutzen der Seinen zu lenken weiß und vermag, steif und unerschütterlich vertraut, und ihn für seinen Vater erkennt und hält: das ist Frömmigkeit, das ist Religion. Denn die, welche von diesem Sinne beseelt sind, sich an Gott als ihren Vater halten, die befleißen sich auch sorgsam und ohn' Unterlaß wiederzulesen, zu handeln, zu trachten, auf welche Weise sie dagegen ihm gefallen, ihn sich geneigt machen mögen. Da ist also Frömmigkeit unzweifelhaft vorhanden, wo man sich bestrebt, nach dem Willen Gottes zu leben; denn das fordert auch das ächt liebevolle, fromme Verhältniß [pietas] zwischen Eltern und Kindern, daß der Sohn sich eben so sehr bestrebe dem Vater gehorsam, als der Vater sich bestrebt, dem Sohne nützlich zu seyn.“ (No. 3. S. 50.)

§. 3.

Ursprung der Religion.

„Da, auch nach Epikur, den Menschen eine gewisse dunkle Vorstellung oder Ahnung der Gottheit eingepflanzt ist, so fürchtet sich das menschliche Gemüth, das sich Vergehungen bewußt ist, sowohl vor der Macht als Gerechtigkeit dieses höchsten Wesens. Vor der Gerechtigkeit, weil es sich die Gottheit höchst heilig und rein, folglich als Rächerinn der Vergehungen denkt. Vor ihrer Macht, weil es die Vorstellung hat, daß sie Alles thun

könne, was sie wolle, sie wolle aber nur das Heilige und Gute. So wie dieß Religionsgefühl im Menschen entstanden ist, so denkt er sogleich auf Mittel und Wege, den Unwillen der Gottheit von sich abzuwenden, ihn zu stillen und abzubitten. Daher werden dem Gebieter Hekatomben, Opferthiere, Trankopfer, Weihrauch, Lampen, Feuer, Wohlgerüche, Musik, kurz Alles, womit wir uns zu ergötzen pflegen, dargebracht, als ob die Gottheit ebenfalls daran Gefallen fände. Da aber auch die nur mittelmäßig Verständigen die Nichtigkeit solcher Versöhnungsmittel erkannten, und behaupten, daß die Gottheit nur durch Gerechtigkeit versöhnt werden könne: so wagen wir's, auch ein Opfer dieser Art darzubringen; aber mangelhaft und unvollkommen kommt alles zum Vorschein, was wir in dieser Hinsicht zu leisten suchen. Und hier offenbart sich nun der Sinn der Frommen und derjenige der Gottlosen. Die Frommen, wenn sie ihre Fehlgeburten erkennen, demüthigen sich, und werfen sich ganz der göttlichen Güte zu Füßen. Die Gottlosen dagegen verharren auf ihrem stolzen Sinne, rühmen ihr Thun, und — blinde Richter in ihrer eigenen Sache — messen sie ihre Gerechtigkeit nach ihren Werken ab."

(Jesaj. 66, 1.)

„Da allein entsteht wahre Frömmigkeit, wo der Mensch nicht nur glaubt, daß ihm Vieles mangle, sondern sieht, daß er überall nichts habe, wodurch er Gott gefallen könnte; dagegen sein Schöpfer und Vater alles so im Ueberflusse besitze, daß bei ihm Niemand irgend worin Mangel haben könne, und daß derselbe zugleich eine so große Milde und Liebe gegen das Menschengeschlecht trage, daß er Niemand etwas abschlagen werde. Dieß alles kann mit Zeugnissen der Schrift dermaßen befestigt werden, daß die ganze Lehre des alten und neuen Testamentes, auch alle Frommen anders nichts aussagen, als daß wir nichts sehen noch haben, Gott aber nichts mangle, und von ihm uns nichts abgeschlagen werde. Denn bei dem Herrn ist Barmherzigkeit, und zwar große. Ps. 130.

Bei ihm ist der Brunn des Lebens. Ps. 36. Sein ist die Erde und was darin ist. Ps. 24. Sein ist das Heil, und dieß so bereitet, daß er seine Segnung, d. i. seine Mildthätigkeit und Güte aus freien Stücken seinem Volke erzeigt.“

(N°. 3. S. 50.)

§. 4.

Wesentliche Merkmahle ächter Religion.

„Gott allein ist gut! Darum soll auch nirgend anders woher das Gute gesucht noch gehefft werden, als von dem einigen Gott allein; und eben so soll auch der, von dem alles Gute herkommt, allein gehört werden. Aus diesem kann nun leicht abgenommen werden, was wahre Religion fordere, und was dagegen falsche Frömmigkeit sey. Aechte Religion, ächte Frömmigkeit ist diejenige, die allein auf Gott vertraut, ihm allein anhängt. Die Frommen hören also allein ihren Herrn, der sie vom Fleische so losgerissen und mit sich verbunden hat, daß sie einzig seine Stimme hören wollen, und mit jener inbrünstig liebenden Seele rufen: Deine Stimme soll ertönen in meinen Ohren. Cant. 2. Und: Wie süß sind mir deine Aussprüche! mehr als Honig sind sie meinem Munde! Ps. 119. — So erfordert also die ächte Religion oder Frömmigkeit, daß der Mensch sich ganz nach seinem Herrn richte, und keines Andern denn seines Gesponses (Gemahls) Wort höre oder annehme. Damit Gott uns solche fromme Treue gegen ihn vor Augen stelle, vergleicht er sie in der Schrift öfters einer treuen Ehe; womit er uns einzig will zu verstehen geben, wie in der Ehe vor allen Dingen Treue erfordert werde (ja, die Ehe selbst ist nichts anders als Treue, die man sich wechselseitig gelobt); eben so sey erst das ächte Frömmigkeit, wenn man auf Gott, den Gespons der Seele, mit ganzem Gemüthe vertraue, auf ihn allein das Augenmerk richte, und außer ihm Niemanden das Ohr darbiete.“

(N°. 3. S. 51.)

„Die Probe, an welcher sich die Aechtheit unserer Frömmigkeit und Treue bewährt, ist die: wenn uns nichts in der Welt so lieb ist, daß wir nicht auf Gottes Geheiß sogleich zu verlassen bereit wären. Gott fürchten, heißt: nichts Gott vorziehen, nichts so lieb und theuer achten, als Gott. — Dem wahrhaft Frommen ist Gott sein Schatz; ihn liebt er über Alles; ist bereit Alles zu thun und zu dulden, um nur diesen Schatz nicht zu verlieren. — Worin besteht aber bei den Nichttugendhaften die Gottesfurcht? Sie ist von keiner Dauer, ist nicht standhaft. Werden sie ja einmal von der Größe der göttlichen Allmacht und Güte gerührt: so entsteht doch bei ihnen keine Liebe, keine Ehrfurcht gegen Gott, sondern Verzweiflung. Die Frommen hingegen suchen dieses höchsten Gutes theilhaft zu werden, und in genaue Verbindung mit ihm zu kommen.“

(Genes. 22, 10. Matth. 11, 20. 6, 9.)

§. 5.

Einfluß der Religion auf unsere Sittlichkeit.

„Wollen wir nun zu dieser Gemeinschaft mit Gott gelangen, und ihm, unserm himmlischen Vater, als seine Kinder möglichst gleich seyn; so können wir dieß auf keine andere Weise bewirken, als durch Unschuld, Unsträflichkeit und einen von Befleckungen der Sünde freien Wandel. So lernt man rechtschaffen leben, und so wird dem Laster der Zugang verwehrt. Es ist auch kein glücklicherer, kein untrüglicherer Weg, der vom Laster zurück zur Tugend führt, als mit zuversichtlichem Vertrauen Gottes Gegenwart beständig vor Augen zu haben, ihn zu fürchten, und in dieser Furcht jede unedle That von sich zu entfernen. — Wer Gott nicht besitzt, wird nie etwas Gutes besitzen, noch bewirken: Wer aber Gottes Gegenwart vor Augen hat, kann von dem wohl etwas Gutes entfernt seyn? Ein Heide sagt sehr schön: „Gehe mit den „Menschen so um, als wenn Gott gegenwärtig wäre, und

„mit Gott rede so, als wenn alle Menschen zuhörten. Du „würdest dich gewiß schämen, vor den Ohren der Menschen „hunderttausend Goldgulden von Gott zu erbitten.“

(Matth. 6, 9. 4, 10. 11, 21.)

„Was das körperliche Auge bei den Handlungen eines Menschen ist, eben das ist der Glaube (Religion) bei allem, was der Fromme unternimmt. Dieses Licht wird uns, wenn wir uns desselben bedienen, dasjenige Maß zeigen, welches wir sowohl bei unsern Erwerbungen, als beym Gebrauch des Erworbenen zu beobachten haben: wir werden dann unsere Besitzthümer nicht der Verschwendung aufopfern. Wer dieses Lichtes beraubt ist, der wird in der höchsten Dürftigkeit wider diese Vorschrift anstoßen, nämlich durch Ungeduld, Murren und heftiges Streben nach Reichthümern; derjenige hingegen, welcher die Augen seines Geistes auf dieß Licht gerichtet hält, wird selbst im größten Ueberflusse die Gränzlinie der Mäßigkeit nicht überschreiten. Helle und Scharfblick wird derjenige in allen seinen Endzwecken zeigen, der dieß Licht bei sich führt. Er wird nie straucheln, nie anstoßen.“

(Matth. 6, 22.)

§ 6.

Religion, die einzige Quelle ächter Tugend.

„Die Philosophen lehren: Tugend müsse aus der Weisheit; die Christen: sie müsse aus dem Glauben entspringen. Röm. 14. Und im Grunde sagen sie beide das Nämliche. Wer sich gegen einen Feind tapfer beweist, aber nur des Geldes oder eitler Ehre wegen; dessen Tapferkeit verdient nicht den Namen der Tugend; sie hat nur den Schein derselben. Wer aus Liebe Gottes und der Gerechtigkeit gerecht ist, und wohl thut, der hat wahre Tugend. Wer recht richtet und die Lasterhaften bestraft nur darum, weil er weiß, das gefalle Gott, und solches zu unterlassen sey Gott mißfällig: der ist eigentlich tugendhaft. Denn Glauben (Religion) haben,

ist nichts anders als Gott erkennen, mit ganzem Vertrauen ihm ergeben seyn, ihn fürchten, ihn verehren, ihm dienen. Welche Tugenden aus diesem Glauben entsprungen sind, die sind wahre und gründliche Tugenden. Hat man Vermögen, Ehre oder andere Dinge im Auge, so verdienen sie nicht Tugenden genannt zu werden; denn sie sind von keiner Dauer, und halten nur so lange als das, was man dabei im Auge hatte. Natürlich sind sie darum nicht ächt, sondern eitel und leer, weil sie nicht aus lebendiger Wurzel, aus Glauben, Religion, entspringen: Wo aber Gott im Herzen lebt, da ist alles, was es hervorbringt, Worte und Thaten, lebendig und wahr." (Luk. 6, 43.)

§. 7.

Tiefere Untersuchungen und Erörterungen über Religion sind allerdings erlaubt.

„Da es nicht pflichtwidrig ist, das, was man unzweifelhaft als richtige Thaten des Herrn erkennt, zu betrachten und zu bewundern; und sodann auch aus ihrem Nutzen die Ursachen zu entdecken, warum sie geschehen oder gerade so geschehen sind: da Gott selbst die Ursachen anzeigt, z. B. warum und wozu er Sonne und Mond geschaffen habe: So wird es auch nicht irreligiös seyn, wenn man denjenigen sucht genug zu thun, die zwar nicht ohne Religion und Glauben sind, aber doch so geringen Verstandes, daß sie leicht anstoßen, nicht in Rücksicht auf Religion selbst, an der sie festhalten (ob sie gleich Vieles nicht wissen, was Andern klar ist); sondern in Hinsicht auf Licht und Einsicht, was beym Nachdenken über Gott nicht das Letzte ist. Ein Anstoß, der, wiewohl er den Glauben nicht schwächen oder verletzen kann, doch den Verstand häufig beunruhigt. So wie nämlich alle, welche wahre Religion besitzen, glauben, daß nur Ein Gott sey, und auf denselben vertrauen; so ist auf der andern Seite: zu wissen, wie und was Gott

sey, Zeichen und Vorzug der Erfahrnen, Hochverständigen, ja von Gott selbst vertraulicher Unterrichteten."

(N°. 8. c. 6. Bl. 58. 59.)

§. 8.

Gott recht erkennen führt zur Demuth.

„Haben wir Gott recht erkannt, so erscheint uns alles, was unter Gott ist, gering und verächtlich. Denn wie groß auch etwas in seiner Art seyn mag, so ist es doch, in Vergleichung mit jenem höchsten und ewigen Gut, ein wahres Nichts. Der vergißt sich selbst ganz, welcher Gott recht erforscht und kennen lernt. Sich mit Andern vergleichen, macht aufgeblasen (wiewohl wir, wofern wir eine solche Vergleichung gehörig und nach der Wahrheit anstellen, immer Eigenschaften finden, in welchen wir Andern nachstehen, und Niemand ist, der auch nur Einen Menschen übertreffe); aber sich mit Hinsicht auf Gott untersuchen, macht bescheiden. Gott ist Licht und ewige Weisheit; der Mensch aber hat einen überaus kleinen Funken dieses Lichtes und dieser Weisheit, gleichsam nur ein Theilchen davon empfangen. Die Sonne genießen wir, während sie leuchtet, und in dem Maße, als sie sich selbst uns dargibt und mittheilt; ist sie untergegangen, so haben wir nichts mehr von ihr. Eben so erleuchtet Gott, die ewige Sonne, uns so oft und in soweit es ihm gut dünkt. Denn was ist Einsicht anders als Erleuchtung der Seele von Gott, wie eine Kerze am Feuer angezündet wird. Wenn der Mensch in Betrachtung der Gottheit soweit kommt, daß er in sich selbst klein wird, und von der Höhe, auf die er sich selbst gestellt hatte, wieder herab steigt; dann fängt er an im Geiste zu frohlocken, und denkt mit Paulus: Was hast du, daß du nicht empfangen hast? Rühmt sich aber Jemand der Gaben Gottes, als seiner eigenen, so thut er eben so, wie wenn jemand sagen würde, die Sonne sey sein. Wo der Mensch sich selbst erniedrigt, da sind wahre Tugenden und Erkenntniß Gottes. Dem Menschen Er-

kenntniß Gottes beibringen, heißt also nichts anders, als die Menschen zur Erkenntniß ihrer selbst führen.

(Luk. 10, 21.)

II.

Gott.

§. 1.

Die Erkenntniß, daß ein Gott sey, ist dem Menschen möglich.

„Was Gott sey, ist vielleicht über menschliche Fassungskraft; daß aber Gott sey, ist nicht über den Verstand des Menschen. Denn Viele der Weisen sind in ihrem Forschen so weit gedrungen, daß sie nicht mehr zweifelten, es sey ein Gott; wiewohl auch Etliche gewesen sind, die solches (das Wesen der Gottheit) nicht Einem allein, sondern Mehrern zugelegt haben, und das aus Enge (Beschränktheit) ihres Verstandes, der solche hohe Gewalt und Majestät, wie sie sehen, daß die göttliche seyn müße, Einem allein nicht zuschreiben durfte. Doch gab es auch solche, die es fühlten, wie kleinlich jene von Gott dachten, und daß die Wahrheit vom Daseyn Gottes nicht füglich damit bestehe, daß man mehr als Einen Gott annehme. Daher sie denn auf die Meinung gekommen sind, daß sie behaupteten, es sey nur Ein Gott; wiewohl sie (wie denn das menschliche Gemüth träge und nachläßig gegen sich selbst ist) es für unwichtig achteten, fest an dieser Erkenntniß von Gott zu halten, und, ohne Zweifel mit der bloßen Erkenntniß zufrieden und darin sich selbst gefallend, es verschmäheten, auch nach Gottes Willen zu leben. Was wir noch heut zu Tage bei den Gelehrten unter den Christen wahrnehmen, die über das Wort Gottes, und die wahre Verehrung Gottes eifrig disputiren und kämpfen, darum aber an sich selbst nichts besser oder frömmer werden."

(No. 3. S. 5.)

§. 2.

Sie kommt demselben aber von Gott.

„Der Grund alles dessen ist das, was Paulus schreibt Röm. 1. Die Erkenntniß Gottes, schreibt er, ist unter ihnen offenbar; denn Gott hat es ihnen geoffenbart. Hier sehen wir klar, daß die Erkenntniß Gottes, welche wir, ich weiß nicht was für einer Natur zuschreiben, uns von Gott kommt. Denn Gott hat es ihnen geoffenbaret, spricht Paulus. Und die Natur, was ist sie anders als eine stäte und immerwährende Wirkung Gottes und Anordnung aller Dinge. Und woher haben wir unsern Verstand anders, als von dem, der da wirkt alles in Allem? Paulus richtete sich hier aber zum Theil nach dem Sprachgebrauch der Heiden, wenn sie von Gott reden; nicht als ob es wirklich seine Meinung wäre, daß die Erkenntniß Gottes das Werk menschlicher Vernunft sey; sondern weil die Heiden so dachten, zwischen welche und die Juden er sich als Mittelsperson stellte. Daher fügt er sehr vorsichtig bei: Gott hat es ihnen geoffenbart. Ganz nach seinem Beispiel bin ich von den Untersuchungen, daß Gott sey, und was er sey, ausgegangen, damit diejenigen, welche ihre Erkenntniß Gottes mehr von den Menschen als von Gott gelernt haben, nich desto leichter fassen möchten. Doch um wieder auf die Worte Pauli zurückzukommen, so sagt er, daß die Erkenntniß von Gott auch den Heiden offenbar gewesen sey, da Gott sie ihnen geoffenbart habe. Denn, fährt er fort, denn sein unsichtbares Wesen, nämlich seine Macht und Gottheit, wird aus den Dingen, die geschaffen sind, von Anfang der Welt her ersehen, so sie betrachtet werden. So daß sie sich nun nicht entschuldigen können, da sie Gott zwar erkannten, aber daß sie Gott nicht die Ehre gaben, noch ihm dankbar waren, sondern vielmehr in ihren Gedanken eitel wurden, und ihr unweises Herz verfinstert ward. Und da sie weise zu seyn meinten, wurden sie zu Narren, und vertauschten die Ehre des unsterblichen Gottes mit dem Abbilde nicht nur eines sterblichen Menschen, sondern sogar der

fliegenden, vierfüßigen und kriechenden Thierarten. Daß ein Gott sey, darin stimmten also alle Völker zusammen, aber auf sehr verschiedene Weise. Einige z. B. gelangten zur Erkenntniß eines einigen Gottes, aber sie ehrten ihn nicht, wie sich's gebührt hätte; und das war die kleinste Zahl. Andere hingegen erkannten zwar jene die menschliche Kraft weit übertreffende Macht und Gewalt, die sie unverkennbar wahrnahmen, als Gott, aber anstatt ihn für die Eine und alleinige Gottheit zu halten, wandten sie sich zu sich selbst, und suchten sich mittelst ihrer Einbildungskraft das Wesen Gottes vorzustellen. Sie theilten ihn daher vor allem aus in viele einzelne Gottheiten, weil sie seine unendliche Macht gar nicht fassen konnten, und bald gaben sie dann jeglicher dieser Gottheiten, nach eigener Erfindung, bald diese bald jene Gestalt. Daher der Dienst der Götzen und der Dämonen, welche sich mit List für die Gottheiten ausgaben, welche die armen Sterblichen in ihrer verkehrten Weisheit als solche ansahen und verehrten, und durch mancherlei Gestalten unterschieden hatten."

„Die Gläubigen aber (oder mit andern Worten, die Frommen, die Verehrer des wahren Gottes) zeigen sich einzig dadurch als solche, daß sie eines Einigen, wahren allmächtigen Gottes Daseyn glauben, und auf ihn allein vertrauen. Denn alles was ist, ist entweder geschaffen oder ungeschaffen. Ungeschaffen ist nichts als Gott allein. Es kann nämlich nur Ein Ungeschaffenes geben. Denn wenn viel ungeschaffene Dinge wären, so gäbe es auch mehrere ewige Dinge; denn ungeschaffen, seyn und ewig seyn, hängt dermaßen zusammen, daß keines ohne das andere seyn kann. Wenn viel ewige Dinge wären, so wären auch viel unendliche Dinge; denn auch unendlich und ewig ist so enge und unzertrennlich verbunden, daß was ewig ist, auch zugleich unendlich ist, und was unendlich, auch ewig. Weil nun aber nur Ein Unendliches seyn kann (denn sobald wir zugeben, daß es zwo unendliche Substanzen gebe, so ist jede eine endliche) so folgt, daß Gott allein das Ungeschaffene ist. Da-

her der Grund, **Urſprung** und das Fundament des erſten Artikels unſers **Glaubens**, da wir ſprechen: Ich glaube an Einen Gott ꝛc. **Daher bekennen** und behaupten wir, daß wir den wahren untrüglichen Glauben haben, weil er auf den einigen wahren **Gott** und Schöpfer aller **Dinge** allein ſich ſtützt und gründet. Die Heiden und alle Ungläubigen, (Nichtfrommen) die ſich auf ein Geſchöpf verlaſſen, die müſſen geſtehen, daß ſie in ihrem Glauben, oder vielmehr Wahn, ſich täuſchen können, eben weil ſie auf ein Geſchöpf bauen. Die aber, welche auf den Schöpfer und Urſprung aller Dinge, der ſelbſt keinen Anfang genommen, wohl aber allen Dingen das Daſeyn gegeben hat, vertrauen und glauben, die können keines Irrthums oder falſchen Glaubens überwieſen werden. — Woher aber das komme, daß die Frommen dieſe Vorſtellung von Gott haben, und nicht, wie die Heiden, jede unbekannte Kraft für eine Gottheit halten, darüber Aufſchluß zu geben, iſt dem Frommen leicht. Es geſchieht durch die Kraft und die Gnade deſſen, an den man glaubt. Denn in Abſicht auf menſchliche Art und Natur findet zwiſchen dem Frommen und **Nichtfrommen gar kein Unterſchied** ſtatt. Daher könnte jeglicher in Anſehung der Gottheit in **Irrthum fallen**, wäre nicht eine höhere Kraft, die das menſchliche Gemüth — das ſeiner Natur nach um nichts verſchieden iſt von denen, die am meiſten irren — zu ſich riefe und an ſich knüpfte. Und hier öffnen ſich die erſten Adern der Religion und Frömmigkeit. Denn die Gläubigen werden nicht (wie etliche meinten) darum gläubig, weil ſie Moſes ſagen hören: Im Anfang ſchuf Gott Himmel und Erde. Denn Unzählige ſind, die dieß hören, und es doch nicht glauben, daß die Welt nach der Erzählung Moſes ſey geſchaffen worden. Eben ſo ſind auch nicht alle die auf der Stelle Gläubige, die den Herrn ſelbſt reden hören und Wunder verrichten ſehen; denn es gab vormals und zu Chriſti Zeiten ſolche, die durch alles was ſie ſahen und hörten, ſo wenig zu Gott bekehrt wurden, daß im Gegentheil niemand heftiger wider die Frommen, ja wider die Frömmigkeit ſelbſt wüthete, als

gerade sie. Hieraus ist nun klar, wenn Jemand auf das Wort: Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde; glaubt, die Welt sey ein Werk Gottes, daß dieß nicht durch die Kraft des Wortes oder unsers Verstandes geschieht. Denn wenn das Wort solches vermöchte, so würden Alle fromm werden; und wenn's von unserm Verstande herkäme, so wäre niemand, der es hörte, ungläubig. Dadurch wird offenbar, daß die Frommen darum glauben, daß ein Gott sey, und die Welt sein Werk sey ꝛc., weil Gott sie solches gelehrt hat. Es ist also einzig Gottes Werk, daß du glaubst daß Gott sey, und daß du ihm vertraust."

(No. 3. S 5—8. No. 7. §. 1.)

§ 3.

Noch viel weniger kann der Mensch durch sich selbst ergründen, was Gott sey.

„Was aber Gott sey, das wissen wir so wenig aus uns selbst, als wenig der Käfer weiß, was der Mensch ist. Von diesem ewigen und unendlichen göttlichen Wesen bis zum Menschen ist ein viel tieferer Abstand, als vom Menschen bis zum Käfer: weil sich alle Geschöpfe füglicher unter sich vergleichen lassen, als irgend eines aus ihnen mit dem Schöpfer. Und alle vergängliche Dinge sind sich einander weit näher und verwandter, als dem ewigen, unbegränzten göttlichen Wesen, obschon man in ihnen Abbilder und Spuren desselben erblickt. Da wir also zur Erkenntniß dessen, was Gott sey, aus eigener Kraft keineswegs kommen mögen, (denn wenn nach dem Ausspruch Salomons, Ecclesiastes 1. alle Dinge, die unter der Sonne sind, so schwer sind, daß sie der Mensch nicht erklären kann; welche Vermessenheit wäre es denn erst, erklären und bestimmen zu wollen, was Gott sey; da auch Jesajas wohlbedächtlich ermahnt, sprechend Cap. 45. Wahrlich, du bist ein verborgener Gott!) so ist erwiesen, daß wir von Gott allein lernen müssen, was er sey. Denn da, nach der Meinung Pauli (1 Corinther 2.) niemand weiß

was im Menschen ist, denn der Geist des Menschen, der im Menschen ist; so mag auch niemand die Dinge Gottes wissen, denn allein der Geist Gottes. Es ist also eines Luzifers und Prometheus Kühnheit, so jemand sich annaßt, anders woher zu wissen was Gott sey, denn allein vom Geiste Gottes. Deßhalb ist Trug und falsche Religion alles was die Lehrer der H. Schrift (Theologen) aus menschlicher Weisheit (Philosophie) vorgebracht haben, was Gott sey. Und ob auch etliche davon etwas Wahres gesagt haben, so ist's aus dem Mund Gottes gewesen, der etliche Samenkörner seiner Erkenntniß auch unter die Heiden gesäet hat, wiewohl sparsamer und dunkler; sonst wäre es auch nicht Wahrheit, so es nicht von Gott käme. Wir aber, zu denen Gott selbst durch seinen Sohn und durch den heiligen Geist geredet hat, sollen dieß nicht von denen, die sich mit menschlicher Weisheit blähten, und das was sie richtig empfingen, wieder verdarben und verfälschten, sondern aus den göttlichen Aussprüchen schöpfen. Denn nachdem man angefangen diese zu vernachläßigen, verfiel man in alle Erdichtungen des Fleisches, das ist, menschlicher Weisheit; diesen glaubte man, auf diese verließ man sich, und glaubte nicht nur selbst von Gott, was man wollte, sondern zwang auch Andere eben dasselbe zu glauben, da doch keiner aus ihnen einem Andern gestattet hatte von ihm zu denken, was er wollte, wie groß der auch gewesen wäre. Das ist aber die Vermessenheit des Fleisches, das sich für Theologie ausgab. Wir hingegen wollen, was Gott sey, aus seinem Mund erlernen, damit wir nicht in unserm Thun verderbt und verabscheuenswerth werden. Psalm 14."

(No. 3. S. 9—10.)

§. 4.

Wie Gott sich selbst nenne und darstelle.

„Als Moses von Gott begehrte, (Exod. 3.) daß er ihm einen Namen offenbaren möchte, damit er mit den Kindern Is-

raels desto geschickter handeln könne, sprach der Herr zu ihm: Ich bin, der ich bin. Mit diesem Worte hat sich Gott ganz dargestellt. Denn es ist eben so viel, als hätte er gesprochen: Ich bin, der ich durch mich selbst und aus mir selbst bin; ja ich bin das Seyn und Bestehen selbst. Diesen Sinn drückt er gleich nachher aus, indem er hinzufügt: Also sprich zu den Kindern Israels: Der da ist, der hat mich zu euch gesandt. Mit welchem Wort er anzeigte, daß Er allein das Wesen aller Dinge sey. Denn wenn du jene Worte nicht in diesem Sinne verstehst, so hat sich Gott nicht von andern Dingen, die ebenfalls sind, unterschieden. Denn obschon alle Dinge aus ihm und durch ihn sind, so sind sie doch auch; und so hätte Gott den Moses auf seine Frage nicht klar berichtet, sondern vielmehr hintergangen. Denn setze den Fall, Moses sowohl als die Kinder Israels haben jenes Wort „der da ist, hat mich zu euch gesandt" nicht anders verstanden, als wie wir von jeglichem Dinge sagen, daß es sey; was meinst du denn, daß Moses und die Kinder Israels darunter anders hätten verstehen können, als: Einer, ein gewisser hat mich zu Euch gesandt! Was wäre aber das Großes und sonderbares gewesen, oder Glauben und Zutrauen Verdienendes. Deßhalb wird klar und offenbar, daß Moses bei den Worten: „Ich bin der ich bin", und „Der da ist, hat mich zu Euch gesandt", den verstanden hat, der von sich selbst, durch seine Natur ist, und so ist, daß er das Wesen aller Dinge ist. Das hat ihm auch Gott noch klarer zu verstehen gegeben, da er ihn weiter heißt die Aeltesten des Volks Israels also anreden: Der Herr, der Gott eurer Väter ist mir erschienen ꝛc. Da nennt er sich nun von der Macht und Gewalt her den Herrn, nachdem er sich so eben von seinem Wesen her genannt hatte: „Der ich bin" und „der da ist." Durch all dieses will ich nichts anders darthun, als daß das in der Erkenntniß Gottes das erste sey, daß wir wissen, daß Er von und durch sich selbst sey und bestehe, und sein Seyn und Wesen keinem andern Dinge zu danken habe. Diese Wahrheit zum Grunde gelegt, ist es uns nun leicht einzusehen, daß alles

von Gott, ja daß alle sichtbaren Dinge nicht von ihnen selbst sind, sondern daß sie von einem Andern, nämlich von jenem Urquell alles Seyns und Wesens, von Gott sind und ihr Bestehen haben. Gott allein ist also durch sich selbst, er theilt allen Dingen das Seyn mit, und dieß so, daß sie auf keine Weise und keinen Augenblick bestehen könnten, wenn Gott nicht wäre, der Aller Seyn und Leben ist, alles erhält, alles regiert. Das hat auch Jesajas schon angezeigt, da er spricht (Cap. 40.) Wer hat die Wasser mit der Hand gemessen, und die Himmel mit der Spanne gewogen? Wer hat mit drei Fingern gewogen die Last der Erde? Wer abgewogen im Gewicht die Berge, und die Hügel in der Wage? ꝛc.

(N°. 3. S. 10—12.)

§. 5.

Gott ist das höchste Gut.

„Dieß göttliche Wesen ist auch das Gut, so gewiß, und in dem Sinne, wie es das Wesen ist. Dieß wird kund aus seinem eigenen Worte: (Gen. 1.) „Und Gott sah alle Dinge, die er gemacht hatte, und sie waren sehr gut." So nun eine solch unzählbare Menge der Creaturen, von Gott geschaffen, sehr gut war, so daß sie alle insgesammt und jedes insbesondere gut waren; so ist klar einzusehen, daß auch ihr Urheber gut seyn muß, ja ein solches Gut, das von keinem Andern herrührt, sondern durch sich selbst besteht, und das aller Dinge Kraft und Wesen, und alles Guten Quell und Ursprung, ja das höchste Gut ist." —

„Gott heiße ich aber das höchste Gut nicht in dem Sinne nur, daß er über alle andere gute Dinge sey, als ob es gewisse gute Dinge gäbe, die durch sich selbst gut wären, aber von jenem höhern Gute noch übertroffen würden, wie z. B. das Gold am Werthe das Silber übertrifft, da sie übrigens beide köstlich sind und in sich Werth haben. Sondern darum wird Gott das höchste Gut genannt, weil er allein und von Natur gut ist, und alles, was

man als gut erkennen kann, eben dieſes höchſte Gut ſelbſt, dieß die Summe und der Inbegriff alles erkennbaren Guten iſt. Das hat Chriſtus mit ſeinen eigenen Worten ſo ausgeſprochen: „Was nennſt du mich gut? Gott allein iſt gut.“ Mit dieſen Worten wird uns zu verſtehen gegeben, daß Gott allein abſolut und vollkommen gut ſey, und daß nichts gut ſeyn und heißen könne, was er nicht ſey; endlich daß alles, was gut genannt wird (wie es heißt: Alle Kreatur Gottes iſt gut), nicht von Natur und aus ſich ſelbſt gut ſey, ſondern nur dadurch, daß ihm aus Gnaden etwas zu Theil wird von dem höchſten Gute, das iſt, daß es nur in ſofern und nur darum gut ſey, als und weil es von jenem allein Guten herkommt, in dieſem Guten und zu deſſen Ehren vorhanden iſt.“

(No. 3. S. 12. 13. No. 8. c. 1. Bl. 3.)

§. 6.

Gott, als höchſtes Gut, iſt auch Wahrheit, Weisheit, Macht, Gerechtigkeit.

„Um aber bis zur Quelle zu dringen, ſo folgt zunächſt und nothwendig, daß dasjenige, was ſeiner Natur nach gut, und im höchſten Grade gut, und alles Gute ſelbſt iſt, auch wahr iſt. Dieß erkannten auch die Philoſophen, indem ſie dem Guten und Einen auch Wahrheit zuſchrieben; nämlich was Eins (das Eine) ſey, müſſe auch gut ſeyn, gut aber könne es nicht ſeyn, ohne daß es zugleich wahr, d. i. rein, unverfälſcht, lauter, vollkommen, einfach und unwandelbar ſey. Denn alle dieſe Eigenſchaften gehören zu der Natur des Wahren. Denn was ſich ändert und verwandelt, iſt nicht einfach, nicht ganz und vollkommen (integer), nicht lauter, unverfälſcht, rein. Denn wie ſehr wir uns auch nach unſerer Faſſungskraft die Elemente als einfach denken, ſo ſind ſie doch in der That gemiſcht. Da alſo die Dinge, die wir für einfach halten, oder uns einbilden, (damit wir den Urſprung und das Entſtehen aller Dinge auf gewiſſe erſte Urſachen zurückführen) in der Wirklichkeit nicht

einfach sind, folglich der Veränderung unterworfen; so ist es ausgemacht, daß einzig und allein das höchste Gut wahr d. i. einfach, rein und ganz seyn muß, weil es allein unveränderlich ist: und umgekehrt, da einzig und allein jenes höchste Gut unveränderlich ist; so ist ausgemacht, daß es allein wahr d. i. rein, lauter ꝛc. ist."

„Was nun das Höchste ist und wahr, rein, lauter, vollkommen, ganz, das muß vor Allem aus alle Dinge wissen und verstehen. Denn wenn es an irgend einem Theile etwas nicht verstände, so wäre es darin nicht durchdringend und hell, nicht ganz und rein; was doch die Natur und Eigenschaft des Wahren ist. Ferner, das, was allein gut ist, kann nicht unweise seyn. Ist es aber weise, so muß es eine solche Weisheit seyn, die alle Dinge sehe, und das alles ungezweifelt, ohne alle Finsterniß und Unwissenheit. Denn Alles, was es ist, ist es ja zum Vollkommensten. Und wie Gott allein gut ist, so ist er auch allein untrüglich weise. Denn, wie wir nicht gut sind, denn allein so viel Er gibt: also sind wir auch nicht weise, denn allein so viel Er gibt. So nun er die Weisheit gibt, so muß ihm dieselbe nicht mangeln, noch sie durch sein Austheilen gemindert werden, sonst wäre sie schon längst um einen Theil gemindert; was aber gar nicht ist. So wie Gott das Gut ist, das ohne allen Mangel ist, so muß auch seine Weisheit ohne allen Mangel seyn. Ist sie ohne Mangel, so ist nichts, das sie nicht sehe; es mag auch nichts von ihr geschehen, das nicht gut sey. Es mag auch nichts vorgehen oder ungeschehen bleiben, das er, der Weisheit nach, nicht zu fördern oder zu hindern wisse, oder das nach seiner Güte nicht zu Rechtem und Gutem vollendet würde, welches wir seine Fürsichtigkeit nennen. — Durch seine Weisheit werden also alle Dinge, noch ehe sie sind, erkannt, durch seine Einsicht alle Dinge eingesehen, durch seine Fürsichtigkeit alle Dinge geordnet. Denn wenn Gott nicht das weiseste und fürsichtigste Wesen wäre, wäre er nicht das höchste Gut. Denn so etwas wäre, das Gott verborgen bleiben könnte, so hätte von

dieſer Seite ſeine Weisheit und ſein Wiſſen einen Mangel; und wenn etwas durch eine andere Fürſichtigkeit und Vorſorge als durch die ſeinige geordnet würde: ſo wäre die göttliche ſchläfrig und von dieſer Seite mangelhaft; folglich wäre ſie weder die höchſte, noch die vollkommenſte. Denn an welchem Theile ſie aufhörte, da wäre ſie auch unvollkommen. Dieß iſt aber ſo fern von Gott, daß im Gegentheil nichts ſo ſehr wider die Natur und das Weſen Gottes ſtreitet, als das Unvollkommen ſeyn. Denn was unvollkommen iſt, das iſt nicht Gott; und umgekehrt, das allein iſt Gott, was vollkommen iſt d. i. ganz vollendet, dem nichts gebricht, und das alles beſitzt, was das höchſte Gut beſitzen muß. Nichts alſo kann Gottes Wiſſen entgehen, nichts ſeinen Rathſchlag und ſeine Anordnung vereiteln, oder ihr ausweichen. Wenn aber wir, mehr aus Vermeſſenheit als aus Glauben, von ſeinen Handlungen und Rathſchlüſſen den Grund wiſſen wollen (z. B. ſo wir fragen, warum Gott den Floh, die Bremſe, die Weſpe, die Horniſſen, dieſe den Menſchen und Thieren ſo aufſätzigen Inſekten, geſchaffen habe); ſo verrathen wir damit nur eine weibiſche, ungezügelte und unnütze Neugier, gleich als möchte menſchlicher Verſtand die göttliche Weisheit faſſen, und als ob, wenn wir auch das eine und andere erkannt und begriffen hätten, nicht noch viel Mehreres ſich hervorthun würde, das uns eben ſo ſtark als jene reizte, es zu erkennen; da doch alle dieſe Dinge nur ein unermeßlicher und unendlicher Verſtand zu erkennen vermag, der menſchliche Verſtand aber, der ſo enge und beſchränkt iſt, durch ſolch neugieriges Forſchen nur eitele Arbeit ſchafft, wie Salomon mahnt, Pred. 1.

Die ſchwachen Sterblichen müſſen es alſo bei Betrachtung der göttlichen Weisheit und Fürſichtigkeit machen, wie jeglicher daheim in ſeinem Hauſe thut. Da hat Jeder dieſe und jene Werkzeuge und Inſtrumente, die zu ſeiner Kunſt dienen; von den einen nun will er, daß Jedermann ihren Gebrauch wiſſe, von den andern aber, daß derſelbe Allen unbekannt ſey, außer ihm; denn er freilich weiß es ſchon, wie und

wozu er sie zu seiner Zeit brauchen will. Eben so sollen auch wir die Dinge, die Gott uns zur Beschauung vor Augen gestellt hat, mit Ehrfurcht betrachten; diejenigen aber, die er verborgen hat, nicht unverschämt hervorziehen und betasten wollen, damit er sie uns nicht aus Unwillen entreiße, und wir nicht für unsern Frefel büßen müssen, wie die Fabel vom Prometheus erzählt. Weit und groß ist das Haus Gottes; der Himmel ist sein Stuhl und die Erde sein Fußschemel. Da ist so mannichfaltiger und unermeßlicher Hausrath, daß der, welcher Alles kennen zu lernen wünschte, eher verzweifeln würde, als daß er hoffen könnte, alles zu fassen. Nimm eine einzige Weinranke, und du wirst allen Muth verlieren, wenn du dir vornimmst, sie ganz und eigentlich zu ergründen. So hat sie einen Stamm, der sich in der Mitte hinauf bis zu der äußersten Spitze fortzieht, von welchem aus zuerst wie Schlagadern und Hauptvenen entspringen, die sich in bestimmte Winkel ausdehnen, aus denen sich dann ein Geäst von kleinen Aederchen in die innerste Fläche ergießt, die den Saft gehörig vertheilen: Gerade das was sich zeigt, wenn man den ganzen Menschen oder das ganze Weltall betrachtet. Und so mußt du in einem so kleinen Blättlein eher von seinem Kunstwerk abstehen, als daß du es vollkommen und in allen Theilen ergründen und verstehen könntest. Siehe, wie alle menschliche Weisheit so viel als auf Nichts beruhet, und ihre Unwissenheit und Unkenntniß gestehen muß! Aber die göttliche Weisheit, von welcher alles gehörig geschieht und angeordnet wird, die ist nicht unwissend noch unkundig. — Der Weisheit Lob und Preis — um für alles das, was bisher von der Weisheit und Fürsichtigkeit Gottes gesagt ist, auch Zeugniß aus dem Worte Gottes selbst anzuführen — hat Salomon Sprüchw. 8. herrlich beschrieben, indem er vor allem aus von ihr rühmt, daß sie bei Gott gewesen, noch ehe er angefangen, die Welt zu schaffen; und daß durch sie sodann die Angeln des ganzen Weltalls abgewogen, und alles durch sie eingerichtet worden. Und Jeremias

ſpricht Cap. 51. „Der die Erde geſchaffen in ſeiner Macht; er hat die Welt zubereitet in ſeiner Weisheit; und mit ſeiner Fürſichtigkeit hat er die Himmel ausgeſpannet.“ Aber lieblicher hat niemand davon geredet, als David, Pſ. 104. Denn beide, die Weisheit und die Fürſichtigkeit Gottes ſchildert er ſo, daß man meint, man ſehe Gott, wie er als kunſtreicher Baumeiſter die Berge wägt mit feſter Hand, und jeglichen an ſeinen Ort ſetzt; dabei die Thäler der Länge nach zieht, und in den Thälern die kuhlen Flüſſe, wie er die Gefilde ausdehnt, und das ungeſtüme Meer in ſeine Abgründe zurückdrängt, damit es nicht im zügelloſen Andrang etwas verderbe; dann ſetzt er in jeden Theil ſeine Bewohner und Anbauer, und verſieht ſie reichlich mit Nahrung.

(No. 4. S. 35. N. 3. S. 16—19.)

„Zum Andern, ſo muß das Höchſte und Wahre auch Alles vermögen. Denn wie könnte es das Höchſte ſeyn, wenn es nicht an Gewalt und Macht das Höchſte wäre? Wir reden aber von dem höchſten Gut, welches ſeiner Natur nach eben ſo wahr, als gut iſt; nennen es darum das höchſte Gut, weil es alles Gute in ſich begreift, und ſagen, daß eben dieß die Gottheit ſey, von der wir ſprechen, ja daß ſie es im höchſten Grade ſey. Iſt nun Kraft und Macht ein Gut, ſo muß der Gott, den wir verehren, auch höchſt mächtig ſeyn. — Dieſe Allmächtigkeit Gottes iſt aber nicht nur ſo zu verſtehen, daß er alle Dinge vermöge, ſondern auch, daß keine Macht noch Kraft iſt außerhalb ihm, das iſt, nicht daß er nur vermöge, ſo er vielleicht wollte, gleich wie ein Menſch etwa will, etwa nicht will; ſondern auch, daß er die Macht aller Dinge ſo iſt, daß keines keine Kraft hat, etwas zu machen, zu ſeyn, oder zu beſtehen ohne ihn. Denn er iſt die Kraft aller Dinge; alſo daß keine Kraft noch Macht iſt, als nur diejenige, die in ihm iſt.“

(No. 8. c. 1. Bl. 4. N°. 4. S. 40.)

„Gott iſt ſeiner Natur nach gut: denn Alles, was er iſt, das iſt er mittelſt ſeiner Natur. Gut aber iſt das, was mild und gerecht zugleich iſt. Denn ſo du die Milde und Güte von

der Gerechtigkeit entkleidest: so ist es nicht mehr Milde, sondern entweder Fahrläßigkeit oder Furcht. Dagegen so du die Gerechtigkeit nicht mit Güte oder Billigkeit milderst, so wird sie die höchste Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit. Da wir also anerkennen, daß Gott seiner Natur nach gut sey: so bekennen wir damit auch zugleich, daß er sowohl sanft, milde und gütig, als heilig, gerecht und unverletzbar sey. Da er also gerecht ist, so hat er nothwendig einen Abscheu vor aller Gemeinschaft mit Lastern: Daraus schließen wir, daß wir arme Sterbliche, die wir nicht bloß lasterhaft, sondern mit Lastern durchaus befleckt sind, an seiner Huld und Gemeinschaft verzweifeln müssen. Hinwiederum aber, da Gott gütig ist, so folgt nothwendig, daß er seinen Rathschluß und sein Thun auch durch Billigkeit und Güte mildere."

(No. 7. §. 1.)

§. 7.

Gott ist seinem Wesen nach Leben und Wirksamkeit.

„Solches Gut, Gott nämlich, ist also kein müßiges und unthätiges Ding, das weder sich noch andere Dinge bewege; denn oben haben wir gesehen, daß dieß höchste Gut das Wesen und Bestehen aller Dinge sey; was heißt das aber anders, als daß alle Dinge durch dasselbe und in ihm sich bewegen, enthalten sind und leben? Denn Gott wird auch von den Philosophen Entelecheia und Energeia, d. i. eine vollkommen thätige, alles wirkende Kraft genannt, die, da sie vollkommen ist, nimmermehr abläßt noch aufhört, nimmer wanken; sondern für und für alle Dinge so erhalten, bewegen, regieren wird, daß in allen geschaffenen Dingen kein Fehler und Gebrechen dazwischen kommen mag, durch welches entweder seine Kraft gehindert, oder seine Absicht vereitelt werden könnte. Dieß wird wiederum aus seinem eigenen Worte klar. Denn also heißt es im Anfange der Rede: „Und Gott sprach: Es werde Licht; und es ward Licht!" Siehe, wie das Licht, so-

bald ihm gerufen worden, nicht nur auf der Stelle vorhanden war, sondern, um dem Geheiß seines Schöpfers zu gehorchen, aus Nichts entstand und vorhanden war. Denn so groß ist seine Macht und Gewalt, daß, wann er den Dingen ruft, die nicht vorhanden sind, sie ihm eben so wie die bereits vorhandenen Dinge gehorchen, obgleich sie erst aus dem Nichts hervorgehen müssen. Und bald hernach spricht er: „Das Erdreich bringe hervor Gras, das da grüne und Samen treibe, und fruchtbare Bäume, die Frucht bringen nach ihrer Art, deren Same in ihnen sey über der Erde. Und es geschah also." Siehe, wie hier das rohe Erdreich auf den ersten Wink seines Schöpfers sich mit einem lieblichen Aussehen schmückt. Denn da die Wasser sich in ihre Canäle verlaufen hatten, und die Erde nun für sich selbst frei da stand, war sie nackt und scheußlich anzusehen. Da wollte Gott nicht, daß sie so nackt vor den Augen der Menschen da stehe, und gebot, daß sie sich schnell mit grünenden Kräutern bekleiden, und mit hervorgebrachten Bäumen schmücken solle, damit sie den nun sogleich werdenden lebendigen Wesen aller Art, jeglichem nach seiner besondern Beschaffenheit, eine Wohnung gewähren konnte. Und nicht nur dieses, sondern er legte auch, damit nie Mangel an Nahrung entstehe, in die Kräuter und Bäume die Kraft, Samen zu geben, damit sie, wenn sie uns für den Winter ihre Gaben dargereicht, mit dem wiederkehrenden Frühlinge sogleich ihr Werk von Neuem anfangen können, und so im immerwährendem Kreislaufe. Da wir nun sehen, wie dieß nach einer festen Regel Jahr für Jahr geschieht, müssen wir darin nicht des Schöpfers unermeßliche Macht, Fürsichtigkeit und gnädige Sorge für sein Werk erkennen? Denn nicht nur hat er gesprochen, und es ist geschehen; geboren, und das ist geschaffen worden, was er wollte; sondern er hat auch, was er geschaffen, ernährt; denn er hat auch der jungen Raben nicht vergessen. So nun alle sich bewegenden oder lebenden Dinge darum sich bewegen und leben, weil sie sind (denn wenn sie nicht wären,

könnten sie ja weder sich bewegen, noch leben; daß sie aber sind, das sind sie in Gott und durch Gott); so kann daraus auf's Klarste abgenommen werden, daß Gott, wie er das Wesen und Bestehen aller Dinge ist, so auch das Leben und die Bewegung aller lebendigen und sich bewegenden Dinge sey. Dieß zeigt Paulus sehr schön Act. 17., indem er nach einer längern Rede folgenden Schluß zumacht: „Denn in ihm leben wir, bewegen wir uns, und sind wir. Als auch einer euerer Poeten gesagt hat: Wir sind auch seiner Art.“ Das zeigt Gott auch an durch den Mund seines Knechtes Moses, der so spricht, Deuter. 30: „Er ist dein Leben, und die Länge deiner Tage.“ — Hinwiederum ist er nicht so das Leben und die Bewegung aller Dinge, daß entweder er selbst ohne Ziel und Zweck Leben und Bewegung ertheile, oder daß die lebenden und sich bewegenden Dinge eben so zufällig Leben und Bewegung von ihm suchen. Denn wie könnten sie von ihm suchen, sie, die nicht einmahl vorhanden seyn könnten, wenn sie nicht aus ihm ihr Daseyn hätten; oder wie wollten sie etwas suchen, ehe sie vorhanden waren? — Daraus folgt, daß Gott nicht etwa nur, gleich einer Materie, das ist, aus welchem alle Dinge sind, und von welchem alle Dinge bewegt werden und leben; sondern zugleich eine solche Weisheit, Einsicht und Fürsichtigkeit, der nichts verborgen, nichts unbekannt, nichts zu fern, nichts ungehorsam ist.“

(N°. 3. S. 13 — 15.)

„Gottes eigenthümliches Wesen besteht im Wirken, und ist von aller müßigen Unthätigkeit unendlich fern. Denn wo man Muße sucht, da hat man Erholung nöthig; wo man Erholung nöthig hat, da drückt die Arbeit; wo die Arbeit drückt, da hat dieß Ermüdung zur Folge; wo Ermüdung ist, da ist auch Schwäche; diese aber ist von Gott so fern als möglich. Die göttliche Kraft schwächt und verringert sich also nicht, indem sie Alles wirkt, Alles beaufsichtigt, Alles anordnet; im Gegentheil, daran findet sie Freude, das liebt sie, das ist ihre Gewohnheit, d. i. das fordert ihre eigenthümliche Natur.“

(N°. 8. c. 7. Bl. 65.)

§. 8.

Gott ist aber auch reine, allgenugsame, überschwengliche Güte.

„Fruchtlos aber, vergebens und unnütz wäre es für die Menschen, wenn Gott, dieß höchste Gut, nur für sich selbst ein solches Gut, Leben, Bewegung, Einsicht, Fürsichtigkeit wäre. Denn so würde kein Unterschied seyn zwischen ihm und dem Menschen, der auch seiner Natur nach das hat, daß er nur an sich denkt, nur seinen eigenen Vortheil sucht, sich selbst mehr liebt und begünstigt als Andere. Nothwendig muß also dieß höchste Gut, nämlich Gott, seiner Natur und Wesen nach gütig und freigebig seyn; nicht so wie wir Menschen, die wir uns den Schein geben, eine Wohlthat zu erweisen, indeß wir Vergeltung und Ruhm damit suchen: sondern so, daß Gott denen, die er begabt, wahrhaft nützen will, und dabei einzig zur Absicht hat, denen zu seyn und anzugehören, die von ihm sind geschaffen worden. Denn umsonst und ohne Bezahlung will er sich geben. Wie er nämlich die Quelle und der Ursprung aller Dinge ist (denn Niemand hat, ehe er war, verdient, daß er aus demselben entstehen sollte); so ist er auch immerwährend milde und freigebig gegen die, welche er einzig dazu geschaffen hat, daß sie seiner freigebigen Güte genießen. Kurz, dieses höchste Gut unterscheidet sich von andern Dingen, welche gut scheinen, dadurch, daß diese sich nicht umsonst, ohne Bezahlung zum Genusse dargeben, weil sie karg und dürftig sind; jenes hingegen sich gar nicht anders mittheilen will noch kann, als ganz umsonst. Weiter, was nur zum Scheine gut ist, das will geschont seyn; denn es kann nur äußerst wenige befriedigen, weil es beschränkt und schwach ist. Jenes Gut hingegen ist so überfließend, daß es im Stande ist, alle Bedurfnisse aller Wesen vollständig zu befriedigen; denn es ist unendlich, und hat seine Freude daran, sich nach allen Seiten hin mitzutheilen. Es selbst kann von andern Dingen keinen Genuß und Nutzen ziehen, denn sie sind alle weit geringer

als daſſelbe, und mögen keineswegs beſtehen, wenn ſie nicht das Gut genießen, von dem ſie ihren Urſprung haben.“

„Von der Wahrheit deſſen zeugt die ganze Menge aller Geſchöpfe. Denn hätte Gott nicht gewollt, daß ſeine Werke ſeiner genießen ſollten, ſo hätte er ſie nimmermehr aus dem Nichts hervorgerufen; denn Gott genießt ja ihrer nicht. Warum hat er ſie alſo geſchaffen? Damit ſie ihres Schöpfers genießen ſollten. Geneſ. 15. ſpricht Gott alſo zu Abraham: „Fürchte dich nicht, Abraham! Ich bin dein Beſchirmer, und dein ſehr großer Lohn.“ Was heißt nun wohl ein Beſchirmer ſeyn und Lohn, oder mit andern Worten, eine Belohnung oder ein Gut zum Genießen, allen Begriff überſteigend reich und überſchwenglich — was anders, als — Gott ſeyn? Da er ſich ſo freiwillig darbietet, wem dient dieß nicht zum Beweiſe, daß er genoſſen ſeyn will? Jeſajas 45. beweiſt genugſam, daß alle Dinge durch Gottes Fürſichtigkeit und freie Güte geſchehen, da er Gott zu Cyrus ſprechen läßt. Cyrus kannte Gott nicht, aber Gott kannte den Cyrus; denn er beſcherte ihm ſo freigebig Siege, Güter und ganze Königreiche, daß der Orient und der Occident es billig einſehen mußte, daß der, welcher dieß alles ſo reichlich ſpendete, der einige wahre Gott wäre. Nun ſpricht Gott nach einer langen Ermahnung — um nicht die ganze Anrede herſchreiben zu müſſen — folgendermaßen: „Verkündigt und kommt und verſammelt Euch! Wer hat dieß von Anfang verkündigt? Von da hab' ich's vorhergeſagt. (Siehe da die Fürſichtigkeit, welche auch die Gottloſen mit ihrer Sorge umfaßt!) Bin nicht ich der Herr; und ohne mich kein Gott! Ein gerechter Gott und Retter iſt nicht außer mir. Wendet euch zu mir, alle Ende der Erde, und es wird euch geholfen werden: denn ich bin Gott und kein Anderer ꝛc.“ Siehe da, die freie Güte Gottes, daß er alle Ende der Erde von freien Stücken zu ſich einladet! Siehe auch zugleich die Gewißheit, daß er allein es iſt, der Alles richtig vertheilt und ordnet, er allein hilft und rettet, und kein Gott

ist außer ihm. Auf gleiche Weise öffnet er auch den Schooß seiner Gutthätigkeit, da er Jes. 55. alle, welche die Weisheit und Hülfe von oben suchen oder bedürfen, zu sich ruft: „Kommet alle, die ihr dürstet, zu den Wassern, und die ihr kein Geld habet, eilet herzu, kaufet und esset! Siehe, wie er darauf dringt, nicht nur daß man eile, sondern auch daß man reichlich schöpfe. Nun sind der Zeugnisse aus dem Alten Testament genug angeführt; denn was ist der Zweck desselben überhaupt anders, als zu zeigen, daß Gott allein es sey, der erhalte, der für uns sorge, der da wolle, daß man alles von ihm begehre? „Ich bin es, der ich deine Sünden meiner selbst wegen tilge." Jesaj. 43. „Die Erde ist voll der Barmherzigkeit des Herrn". Ps. 33. Und: „Du gibst ihnen Speise zu seiner Zeit; und wenn du deine Hand aufthust, so wird alles mit Güte erfüllt." —

„Aus dem Neuen Testament, was für andere Zeugnisse soll ich da vorbringen, als — Den selbst, der das Testament ist, Jesum Christum, den Sohn Gottes, und der Jungfrau. Denn da wir von Natur Kinder des Zorns waren, (Epheser 2.) so hat uns Gott, jener reichste Quell der Barmherzigkeit, wieder zu Gnaden gebracht durch Christum, seinen Sohn. Diesen hat er verordnet zu einem Versöhner, (Röm. 3.) damit alle, die sich seines Blutes getrösten, für heilig und unbefleckt bey dem Vater geachtet werden. Nun ist er unsere Begnadigung und Versöhnung, folglich ist er auch unser Bund, und das Testament, das Gott mit uns aufgerichtet hat. Er ist auch zugleich der Versöhner; denn durch ihn haben wir den Zugang zu Gott. 1. Joh. 2. Hebr. 10. Ephes. 2. Weiter, was alles uns Christus ist, das ist er aus freigebigem Geschenk Gottes; denn wir selbst haben es nicht verdient, daß Gott seinen Sohn für unser Leben hingebe. Denn wenn wir mit unsern Verdiensten das Leben hätten erlangen können, so hätten wir Christum nicht nöthig gehabt; und wäre er nicht nöthig gewesen, was sollte ihn der Vater Mensch werden lassen? Das Werk Gottes ist nicht

müßig, nicht fruchtlos, nicht überflüßig, sondern der Sohn Gottes ist in diese Welt kommen, damit wir das Leben haben, und es überschwenglich haben. — — Röm. 8. sagt Paulus, Gott habe seines Sohnes nicht verschont, sondern denselben für uns alle hingegeben; und macht nun sogleich folgenden Schluß: Wie sollte er uns nicht auch Alles mit ihm schenken! Er will nämlich sagen: Kann jemand etwas Größeres für seinen Freund oder Bruder hingeben, als seinen eingebornen Sohn? Nun aber hat Gott seinen Sohn für uns dargegeben. Konnte er nun wohl die freie Milde seiner Barmherzigkeit augenscheinlicher bewähren? Wird uns der etwas abschlagen können, der seinen Sohn gegeben hat? Wie sollte er, da er den Sohn gab, nicht Alles zugleich mit ihm geben wollen? Denn alles, was im Himmel und auf Erden ist, ist geringer als der Sohn. Dazu also hat er den Sohn für uns dargegeben, damit, so wir sähen, daß das was das Höchste ist im Himmel und auf Erden, unser geworden, wir nun gewiß seyen, daß uns nichts werde versagt werden können. Denn der den Sohn gab, gab alles, was er besitzt, denn der Vater hat nichts, was nicht auch der Sohn hätte. — Dieß wird vermuthlich hinreichend seyn, um den Ungelehrten und Ungebildetern zu zeigen, daß Gott, wie er die Quelle alles Guten ist, so auch freigebig und keineswegs karg und unerbittlich, sondern so überschwenglich milde sich hingibt zum Besten derer, die seiner genießen, daß es seine Freude ist, von Allen hingenommen, festgehalten und besessen zu werden, und er demzufolge so immer bereit zu helfen, daß er überall beispringt und niemahls säumt. Daher nennen auch die Griechen Gott (Θεὸς) von θέειν d. i. helfen oder zulaufen, weil Gott überall zulaufe, bei der Hand sey, und Hülfe leiste. (Die Lateiner haben ihren Namen Deus mit den Griechen gemein: Wir Deutsche aber haben den Namen Gott vom Guten genommen und ihn dem obersten Gut beigelegt.)".

(N°. 3. S. 21—26. vergl. N°. 4. S. 33.)

§. 9.

Gott ist seinem Wesen nach unveränderlich.

„Gott setzt alles in Bewegung, — er bringt alles in Ruhe, er selbst aber bleibt unbewegt und unveränderlich. Sein Bild ist die Sonne, die, über alles was unter ihr ist, hoch erhaben, davon keine Veränderung leidet. Hier regnet es, dort schneit es; hier bebt die Erde, dort ist alles ruhig; die Sonne aber ändert dadurch ihren Lauf nicht. Eben so bleibt auch Gott, bei allen Bewegungen und Veränderungen, die mit uns und um uns her vorgehen, unverändert der, der er ist."

(Matth. 8, 22.)

„Gott ist nicht wie ein Mensch. Denn diesem mißglücken oft seine Anschläge so sehr, daß er sagen muß: Das hätte ich nicht gemeint! Oder: Auf diesem Wege ist's mir nicht gelungen, ich will's anderst angreifen. Gott hingegen kann nie einen unklugen Anschlag fassen. Unveränderlich bleibt daher, was er anordnet, weil er Alles voraus sieht; so daß nichts zustossen kann, das seinen Anschlägen Hinderniß oder Nachtheil bringen könnte. Fest bleiben seine Entschlüsse, weil er selbst fest und unveränderlich ist. Daraus folgt: Wie er von je gegen seine Geschöpfe war, so ist er's auch noch heut zu Tage. Hat er je den Guten seine Güte bewiesen, und mit seiner Gerechtigkeit die Bösen verfolgt, so wird er es seinem freien Willen zufolge, heute noch eben so halten."

(No. 8. c. 7. Bl. 60, 61.).

§. 10.

Gottes Eigenschaften machen zusammen nur Eins, und wirken immer unzertrennt.

„Die Eigenschaften Gottes, z. B. seine Weisheit, Einsicht, Vorsicht, und wie sie ferner heißen, sind so beschaffen, daß die eine ist, was die andere ist. Denn Gott ist mit allen seinen Ei-

genschaften und Kräften in jeder Hinsicht das einfachste Wesen. Freilich gibt es eine natürliche Ordnung unter ihnen, so daß der menschliche Verstand ihrer Natur nach eine vor der andern denken muß, da er nicht, wie Gott, alles zugleich auf Einen Blick überschauen kann. Aber in den Eigenschaften Gottes ist keine Trennung. Gott ist einfach (Einheit); nichts kann also von ihm geschehen, wozu nicht alle seine Eigenschaften in gleichem Maße mitwirken; denn auch sie, wenn sie gleich zum Behuf unsrer Fassungskraft unterschieden werden, sind doch nur eine Eine und untheilbare Sache. Noch wird der einen oder andern Eigenschaft etwas zugeschrieben, was im Grunde allen zukommt. So wird z. B. der Weisheit die Schöpfung des Menschen und des ganzen Weltalls zugeschrieben, da doch die Vorsicht und der Wille eben so wohl im Rathe saßen. Der Vorsehung wird Sorge und Fürsicht zugeschrieben, da doch Weisheit und Wille gleich dabei mitwirken. Dem Willen wird die Erwählung und Vorbestimmung zum ewigen Leben zugeschrieben, da doch Weisheit und Vorsehung dabei gleichmäßig thätig sind. Indeß wird doch einer jeden ihr besonderes Werk übertragen, damit die Eigenschaften Gottes uns desto klarer, und seine Werke desto bekannter werden. Denn wird nicht einerseits durch die Erschaffung der Welt Gottes Weisheit offenbar, und anderseits die Schöpfung aller Dinge desto bewundernswürdiger, da wir diese Dinge von der unendlichen Weisheit gemacht sehen? Wiewohl die Güte, die Billigkeit, die Gerechtigkeit, die Kraft, die Fürsorge, der Wille, auch zugleich mithalfen. Aber die Weisheit eignet sich gleich als die Herrinn den Namen des Werkes zu. Die übrigen Eigenschaften aber, wiewohl sie sich so dienend bewiesen, daß sie nicht minder Mühe und Arbeit hatten als die Herrinn selbst, können doch den Ruhm der Welterschaffung nicht für sich erringen: Aus dem Grunde vornämlich, weil die Weisheit zu einem solchen Werke vor allen andern aus erfordert wird."

(Nr. 8. c. 6. Bl. 44. 45.)

§. 11.

Kurze Schlußübersicht dieser Lehre von Gott.

„Doch was sollte ich weitläufiger von der Erkenntniß Gottes handeln, da das, was ich aus dem Munde Gottes selbst angeführt habe, von den Gottlosen verachtet wird; die Frommen aber sind mit Gott bekannter und vertrauter, als daß durch diese meine Verhandlung ihre Erkenntniß noch einen Zuwachs erhalten könnte. Ihnen ist nämlich Gott Alles, das Wesen, Leben, Licht, Stärke, der Schatz und die Genüge aller Dinge, die Summe des Guten. Dieß haben die frommen Gottesmänner erfahren, und daher von Anfang der Welt Gott mancherlei Namen gegeben, wie man in beiden Testamenten hin und wieder sehen kann, indem sie ihn bald Gott nannten, bald Leben, Wesen, Vater, Licht, stark, allmächtig, allgenugsam. Alle diese Namen legten sie Gott bei aus innerm Glauben ihres Herzens, weil sie nämlich in ihrem Innern die Ueberzeugung hatten, daß Gott ihre Stärke sey, ihr Leben, ihr Wesen, ihr Vater und so weiter. Was sie also zufolge ihres Glaubens Gott verdankten, als Leben, Stärke u. s. w. das waren die Namen, die sie nun auf Gott übertrugen. Daraus folgt, daß alles, was ich bisher von der Erkenntniß Gottes vorgebracht habe, fruchtlos ist, so bald der Glaube fehlt. Daher kann mir niemand einwenden, ich habe die Erkenntniß Gottes also gelehrt, daß ich dabei auf Einbildungen menschlicher Weisheit meine Lehre gebaut, da ich für's erste mich einzig auf die göttliche Schrift gestützt, und demnach offen gezeigt habe, daß es nicht möglich sey durch menschliche Kraft allein zur Erkenntniß und Anbetung Gottes zu gelangen, da es nicht vom Wollen oder Laufen abhange, sondern von dem Erbarmen Gottes. Sein Geschenk, seine Gabe sey es, daß die Werke seiner Hände ihn erkennen als den allein wahren Gott, als den Herrn, Heiland, Helfer, als Stärke, Leben, Licht, Vater, als offenstehende Fülle alles Guten, als den Mildreichen, Gütigen, Wohlwollenden, der umsonst

genossen zu werden wünscht. (Denn das Alles verstehen wir, wenn wir Gott nennen.) Denn wenn wir nicht diese Vorstellungen von Gott haben, werden wir nimmermehr auf ihn allein vertrauen, nimmermehr zu ihm allein unsere Zuflucht nehmen, nimmermehr ihn von ganzem Herzen und aus allen Kräften lieben."

(No. 3. S. 27 ff.)

„Wenn nun alle Philosophen und Weisen bei einander wären, und wir unsern Glauben also bekenneten: Wir vertrauen in den einigen Gott, der das höchste Gut ist, der allein vollkommenlich, ohne allen Abgang gut, weise, verständig, mächtig, stark, unwandelbar ist, ja allein Gott ist: So würden sie sagen müssen, daß unser Glaube der sicherste, der richtigste und einfältigste wäre vor allen Glauben aus, die in der Welt sind. Denn sie wissen von dem Einigen Vollkommenen zu sagen. Und so wir demselben Einigen Gott anhangen, so kann unser Glaube auch von den Ungläubigen nicht gescholten werden. Hiebei sieht man aber, wie unchristlich uns die thun, die uns vor allen Menschen verketzern, so wir lehren in den einigen Gott vertrauen; so doch das erste Wort in unserm Glauben das erfordert, und wir Alle das bekennen."

(No. 4. S. 38. 39.)

§. 12.

Anhang: Von der Trinität.

„Dieweil wir denn wissen, daß Gott der Ursprung und Schöpfer aller Dinge ist, so können wir uns unmöglich etwas vor ihm oder mit ihm Vorhandenes denken, das nicht aus ihm sey. Denn wenn etwas seyn könnte, das nicht aus ihm wäre, so wäre er ja nicht unendlich; denn er würde sich nicht bis dahin erstrecken, wo jenes Andere wäre, da es ja außer ihm wäre. Daraus folgt, daß der Vater, Sohn und heiliger Geist, die in der H. Schrift Gott genannt werden, weder Creaturen noch verschiedene Götter sind; denn diese drei sind Eins, Ein Wesen,

Eine Οὐσία d. i. Selbstständigkeit, Eine Kraft und Macht, Eine Weisheit und Fürsichtigkeit, Eine Güte und Geneigtheit, drei Namen oder Personen, aber alle zusammen nur Ein und derselbe Gott."

(No. 7. §. 3. Bl. 5.)

„Meines Bedünkens haben auch die Dinge, die wir dem Vater, Sohn und heiligen Geiste, die doch nur Ein göttliches Wesen sind, beilegen, aus eben diesen Quellen (der Natur der Gottheit, die nach §. 6. Wahrheit, Macht, Weisheit und Güte ist) ihren Ursprung. Denn dem Vater wird Allmacht, dem Sohn Gnade und Güte, dem heiligen Geist aber Wahrheit beigelegt. Doch wissen wir, daß alle diese Eigenschaften Einem und demselben göttlichen Wesen angehören; eben so wie jene Macht Güte und Wahrheit, welche in Rücksicht auf ihr Verhältniß zu einander und ihre Erklärung allerdings unterschieden sind, doch zusammen nothwendig Ein und dasselbe höchste Gut ausmachen. Wie also der Vater allmächtig, der Sohn gütig und ein Pfand der Barmherherzigkeit, der heilige Geist ein Geist der Wahrheit, und doch ihrem Wesen nach Ein Gott sind: so ist Gott seiner Natur nach allmächtig, gütig und wahr."

(N°. 8. c. 1. Bl. 6.)

„Daß dem Vater die Allmächtigkeit zugelegt wird, geschieht nicht darum, daß der Sohn und heilige Geist nicht eben so wohl allmächtig seyen (doch mit ihm) als er; sondern wie jeder Person etwas Besonderes von der persönlichen Eigenschaft beigelegt wird: also wird auch jeder Person insonderheit zugelegt, was des Wesens und der Substanz [wesentlich und substanziell] ist, und deßhalb allen drei Personen zukommt. Als z. B. daß der Vater ungeboren, der Sohn geboren, der heilige Geist von ihnen beiden gekommen; das sind persönliche Eigenschaften, also daß sie keiner Person ziemen (zukommen), als derjenigen, welcher sie zugesprochen werden. Der Sohn ist nicht ungeboren, sondern geboren; der Vater aber ist nicht geboren, sondern ungeboren; der heilige Geist wird weder geboren noch

ungeboren genannt, sondern der vom Vater und Sohn kommt. — Die Dinge aber, die des Wesens sind, aber den Personen insbesondere zugelegt werden, wie wohl sie allen drei Personen gemein, sind solcher Art: Dem Vater wird Allmächtigkeit und Schöpfung zugegeben; und sind aber Sohn und heiliger Geist mit ihm gleich allmächtig. Dem Sohn wird zugegeben die Weisheit, und sind aber Vater und heiliger Geist eben dieselbe Weisheit. Dem heiligen Geist wird Tröstung und Anzunden der Liebe ꝛc. zugegeben: und tröstet aber der Vater und Sohn eben sowohl; denn diese Dinge sind des göttlichen Wesens. Geschrift hierum anzuzeigen, ist nicht nöthig: denn das ganze neue und alte Testament sind deß voll, was hier gesagt ist; ja man mag in der Schrift nicht recht wandeln, so viel die Gottheit und Personen antrifft, ohne diese Unterscheidung."

(No. 4. S. 45. 46.)

„Ich bekenne also Einen Gott im Wesen, der aber Vater, Sohn und heiliger Geist, drei Personen ist; nicht daß drei Götter seyen, sondern Ein Gott; nicht daß nur Eine Person sey, wie nur Ein Wesen ist, sondern drei Namen und drei Genannte. Welcher Gestalt auch Gott den Menschen geschaffen, der Verstand, Gedächtniß und Willen hat, drei unterschiedenliche Wirkungen, die doch alle drei nur Einer Seele angehören. Verstand ist ja ein anderes als Gedächtniß, und Gedächtniß ein anderes als der Wille. Verstand ist das Licht, das erkennt und urtheilt; Gedächtniß ist die Kraft und der Dienst, der wieder herfur bringt, was Ein- oder mehrmahl erkannt und ersehen und darnach behalten gelegt ist. Wille ist, das sich erweist, nach Ermessen und Erkenntniß des Verstandes, das Verstandene anzunehmen oder nicht. Wie nun die drei Kräfte Eine Seele sind, also erkennen alle Theologen, daß die drei Personen Ein Gott seyen, nicht aber gleich, sondern gleichsamlich. Das ist das gemeine Beispiel der Gelehrten. Wer sich aber deß nit entsteht [dieß nicht versteht], der nehme ihm ein gemachtes Beispiel. Bilde dir selbst einen Brunnen ein, der in drei Ecke (und

Röhren) geſchränkt [abgetheilt] ſey. Dieſer dreieckigte Brunnen iſt nur Ein Brunnen, Ein Waſſer, Eine erquickende und tränkende Kraft; dennoch heißt er der dreieckete Brunnen: denn es iſt kein Eck das andere, und ſind doch alle drei Ein Brunnen. Dieß und alle Beiſpiele werden allein gegeben zu lehren; nicht daß die Gottheit nicht übertrefflicher ſey als aller Creaturen Bildniß und Schöne, ſondern daß man den Einfältigen doch eine etwelche Vorbildung, wie man gegen Kinder zu thun pflegt, in die Hände gebe."

(N°. 4. S. 39 u. 40.)

III.

Die Schöpfung.

§. 1.

Nichts von allem Sichtbaren iſt von ſich ſelbſt.

a) Nicht die Erde.

„Von Allem, was wir mit unſern äußern Sinnen begreifen und wahrnehmen können, iſt keines von ſich ſelbſt. Dieß wollen wir mit dem Höchſten und Niedrigſten, das iſt, mit den Geſtirnen und der Erde bewähren. Damit wir nun auf's Bäldeſte zur Erkenntniß der Wahrheit hindurch dringen, wollen wir zuerſt die Erde nehmen."

„Iſt die Erde von ſich ſelbſt, wo iſt ſie denn geweſen, ehe ſie ſich ſelbſt gemacht hat? Iſt ſie zuvor ein Geiſt geweſen, und erſt zur Materie worden? Oder wie hat ſie können ſich vornehmen, ſich ſelbſt zu machen, ehe ſie war? Wie konnte ſie ſich auch ſelbſt hervorbringen, oder aus welchem Samen ſich erzeugen, da ſie empfindungslos iſt, weder Verſtand noch Einſicht hat? Daher nicht zu gedenken iſt, daß ſie

sich selbst geschaffen habe, mit Vernunft und Verstand, nun aber die Vernunft und Einsicht verloren, nachdem sie sich selbst geschaffen; denn welche Vernunft könnte sich selbst vernichten? Ist sie aber von ihr selbst unverständig ihrer Natur nach, und doch eigenen [selbstständigen, für sich bestehenden] Wesens: so muß sie ewig seyn. Denn so sie sich selbst nicht gemacht hätte, auch nicht von einem Andern gemacht wäre, und doch ist: so müßte sie ohne Zweifel ewig seyn. Wäre sie aber ewig, ohne Anfang und Ende: so müßte sie unendlich seyn; daher alle Dinge nichts als Eine Erde wären. Da sie aber nicht unendlich, und doch eine Materie ist: so muß sie gemacht, und nicht eigenen Wesens seyn. — Ist aber die Erde aus einem andern Dinge hervorgegangen: so muß sie aus demselben hervorgegangen seyn entweder als aus einer Materie, oder als aus einer Ursache. Ist sie aus einer Materie hervorgegangen: so ist diese nächste Mutter unserer Erde wieder aus einer andern Materie entstanden, diese wieder aus einer andern; und so immerfort, bis wir zu einem Haufen von Erden und Welten gelangen. Welche Meinung von den Philosophen bereits gehörig an's Licht gezogen und verspottet worden. Ist die Erde aus einem andern Dinge, als aus einer Ursache hervorgegangen: so ist sie nothwendig erschaffen worden. Und da sie, wie wir so eben hörten, nicht aus einer Materie entstanden: so ist sie nothwendig aus Nichts hervorgegangen. Denn was aus Nichts entstanden ist, das ist erschaffen. Denn erschaffen heißt etwas aus Nichts hervorbringen. Daher handelten, um dieß im Vorbeigehen zu berühren, die Philosophen keineswegs umsichtig, als sie die Frage aufwarfen, ob die Welt erschaffen sey oder unerschaffen. Da sie nämlich sahen, daß jene zwei großen Massen des Weltgebäudes, der Himmel und die Erde, weder Empfindung noch Verstand besitzen, und doch ihren Ort sowohl als ihre Bewegung stets beibehalten: so stellten sie ein anderes Wesen als Beweger und Hüter der Welt auf, und legten demselben Sinn und

Vernunft bei. Aber sie erwogen dabei das nicht, daß jener Verstand entweder vor der Welt gewesen seyn, oder zugleich mit ihr angefangen haben müsse. War er eher als die Welt, so hat also die Welt einen Anfang genommen, und ist geschaffen. Ist aber jener Verstand (verständiges Wesen) gleich alt mit der Welt, nicht früher als sie vorhanden: Wer hat ihm denn wohl die Herrschaft über sie ertheilt? Denn so wäre die Welt und der Verstand gleich ewig; denn es ist undenkbar, daß sie sich ihm sollte unterworfen haben, ohne daß sie entweder geringer, oder eines spätern Ursprungs war; und eben so wenig denkbar, daß sie gleich ewig mit ihm sey, wenn sie geringer ist oder ward als er. Denn was ewig ist, das ist unendlich; und so ist es unbestreitbar, daß zwei Dinge, die gleich ewig, auch gleich unendlich sind. Ist nun jener Verstand ewig, und die Welt gleich alt mit ihm, so ist folglich auch die Welt unendlich, wie jener Verstand es ist. Eine Ungereimtheit, die man mit Händen greifen kann. Da nun nur Ein unendliches Wesen möglich ist, die Welt aber dieß nicht seyn kann, weil sie aus Theilen besteht (denn so müßten ja alle ihre Theile unendlich seyn, was ein Widerspruch ist): so ist jenes unendliche Wesen eben der Verstand, den die Philosophen den ersten Beweger, wir aber — Gott nennen. — Hat nun die Welt einen Anfang genommen: so ist offenbar unsre Erde nicht von Ewigkeit her; auch nicht von der Natur; (man müßte denn unter diesem Worte Gott selbst verstehen, der das Wesen und die Kraft aller Dinge ist) und auch nicht von sich selbst; sie hat also einen Ursprung, und zwar aus Nichts."

(N°. 4. S. 42. 43. N°. 8. c. 3. S. 9—11.)

§. 5.

b) Auch nicht die Gestirne.

„Es könnte der menschliche Verstand, der zur Erforschung der Dinge weit träger und unfähiger ist, als er selbst sich einbildet, so bei sich selbst denken: Von der Erde mag man es zu-

geben, daß sie geschaffen sey, da sie ein so dichter und dunkler, ein so träger und schwerfälliger Körper ist. Denn in ihrer Dichtigkeit und Undurchsichtigkeit ist sie finster in ihren Tiefen, weiß von Allem nichts, liegt nur da und läßt sich spalten, bearbeiten, graben und kehren. In ihrer Trägheit und Schwerfälligkeit hat sie sogar keine Bewegung, daß, wenn ein Wind, der in ihre Kluft gedrungen, und sich nun mit Gewalt wieder Luft macht, sie erschüttert, dieß für eine seltsame Vorbedeutung gehalten wird. So ausgemacht ist bei Jedermann die Trägheit der Erde, daß es für ein Wunder gilt, wenn sie sich bewegt hat. Daher wäre es eine ganz unstatthafte Behauptung, daß die Erde weder entstanden noch geschaffen sey. Die Gestirne hingegen, die so ungeheure Körper, und daher auch von ungemeiner Kraft sind, so schnell, daß ihre Bewegung jedes Maß von Geschwindigkeit übersteigt, so glänzend, daß, obschon entfernt von uns durch so weite Räume, dennoch ihr Licht bis zu uns dringt, und unser Auge blendet: diese Gestirne scheinen nicht geschaffen; da ihre Bewegung und innere Kraft das Zu- und Abnehmen der in die Sinne fallenden Dinge bewirkt, und sie überhaupt göttlichern und edlern Wesens sind, als die Erde, und die, welche sie bauen. Dieser Behauptung kann für's Erste eben dasselbe entgegen gehalten werden, was bei Anlaß der Erde ist gesagt worden. Die Gestirne haben diese ihre Körper, wie groß, schnell und glänzend sie seyen, entweder von sich, oder von einem Andern. Haben sie dieselben von sich, so fingen sie entweder an von sich selbst zu seyn, oder sie waren von Ewigkeit her von sich selbst. Ist das Erstere, so waren sie vorhanden, ehe sie waren, da sie sich ja selbst hervorbrachten; denn ein Nichts kann nichts erzeugen. Ist das Letztere, so sind sie auch unendlich; denn nur das Unendliche ist ewig. Unendlich und ewig sind Wechselbegriffe, d. i. sie sind einander gleich, ja im Grunde Eins und Ebendasselbe. Da nun die Gestirne nicht unendlich sind (denn wie viele von ihrem Heere kann unser Auge, dieß so kleine Organ, mit Einem Blicke umfassen!): so

folgt, daß sie von einem Andern sind. Dieser Andere ist eben jener erste Beweger und Urheber des gesammten Weltalls, unser Gott und Vater. Denn wie schön wir immer die Philosophen reden hören von ihren Himmeln und Sphären, derselben Bahnen und Macht, so muß man doch zuletzt stehen bleiben bei einem einigen und ersten Beweger; und der ist Gott."

„Wenn ferner der für die Einfältigen sehr scheinbare Einwurf gemacht wird, daß ja die Gestirne ganz entgegengesetzter Beschaffenheit seyen, als die Erde; jene von schneller Bewegung, diese eine träge, ungeschickte Masse; jene hellglänzend, diese schwarz und dunkel; so antworte ich, daß dieß keineswegs den Selbstursprung derselben beweise. So wenig als jemand behaupten könnte, da die Pflanzen wachsen, sich vermehren, blühen, Frucht tragen, altern, sterben, die Erde aber nicht; so haben jene ihren Ursprung aus sich selbst, weil sie nämlich von edlerer Kraft und Wirksamkeit seyen als die Erde. Denn sie werden offenbar von der Erde, als ihrer nächsten Ursache, hervorgebracht, ernährt und unterhalten: so fern ist's, daß eine sich in vollkommneren Wirkungen äußernde Kraft darum auch ungeschaffen wäre. Das hingegen ist allerdings wahr, daß ein Geschöpf um so mehr die Vollkommenheit seines Urhebers verkündigt und bezeugt, je vollkommener es selbst ist."

(No. 8. c. 3. S. 11—13.)

§. 3.

Gott ist also der Ursprung und das Wesen aller Dinge.

„Da also die Erde sowohl als die Gestirne unläugbar entstanden oder geschaffen sind, so liegt mir nun zunächst ob, zu zeigen, daß sowohl sie als das ganze Weltall aus Einem und demselben Urquell herstammen, und welches das Wesen sey, durch das Alles bestehe. — Wie es thöricht ist, zu glauben, daß es mehr als Eine erste Ursache aller Dinge gebe, eben so ist es das Zeichen eines ungebildeten und unerfahrnen Gemüthes,

anzunehmen, es könne irgend etwas seyn oder bestehen anders als in und aus demjenigen Wesen, welches allein ist. Denn da die Dinge allervorderst seyn müssen (was oder wie sie seyen, ist erst das Zweyte): so ward ihnen auch für's allererste das Daseyn gegeben von Dem, der die Quelle und der Ursprung alles Vorhandenen ist. — Das Seyn oder Wesen nun, das er jenen Dingen gab, nahm er es von sich, oder entlehnte er's von einem Andern? Nimmt man das Letztere an, so folgen zwei Unschicklichkeiten daraus. Erstens müßten dann die Geschöpfe mit größerm Rechte als Schuldner dessen angesehen werden, von welchem er ihr Seyn und Wesen entlehnte, d. h. sie würden mit Recht dem angehören, dem sie ihr Seyn zu danken haben. Zweitens wäre jenes höhere Wesen, welches der Ursprung aller Dinge ist, nicht das erste und höchste Gut, und folglich auch nicht Gott; denn jenes Wesen, das den Dingen ihr Seyn gab, wäre ja ein viel mächtigeres und reicheres Gut, und deßwegen auch wirklich die Gottheit, nicht aber dasjenige, das wir Gott nennen. Wie einfältig aber solche Behauptung sey, muß selbst einem Thoren einleuchten. Hat er aber jenes Seyn, das er seinen Werken und Geschöpfen bescherte, aus seinem eigenen Seyn genommen: nun so ist auch Alles, was irgend ist, Er selbst; ist in ihm und durch ihn. Denn da ein einziges und erstes Urwesen seyn muß: so haben auch alle Dinge, welche zu seyn anfingen, aus ihm ihres Seyns Anfang. Dieweil sie aber nicht also aus ihm sind, als wäre ihr Seyn und Bestehen ein anderes als das Seyn und Wesen Gottes: so ist auch gewiß, daß, soviel das Seyn und Bestehen angeht, nichts ist, das nicht Gott sey; denn Gott ist das Seyn und Wesen aller Dinge. Also sind und bestehen die Erde, Gestirne, Pflanzen, Thiere darum, weil sie aus demjenigen, und in demjenigen sind, der ewig und allein ist, und so ist, daß — (den Fall gesetzt, daß er nicht wäre, was doch unmöglich ist) so bald Er — nämlich Gott, nicht wäre, auch von allem Andern nichts vorhanden wäre; ja alle Wesen, alle Kör-

per, Geſtirne, Erde, Meer, kurz das ganze Weltgebäude in eben dem Augenblick zuſammen ſtürzen, und ſich in Nichts auflöſen würden.“

(No. 8. c. 3. Vl. 12, 13, 15.)

§ 4.

Dieß bezeugt auch die heilige Schrift.

„Als Moſes nach dem Namen Gottes fragte, ward ihm die Antwort vom Himmel: „Ich bin, der ich bin.“ Ferner: „Sage den Kindern Iſrael: Der Weſende hat mich zu euch geſandt.“ Dieſe Worte müſſen ſo verſtanden werden, daß im zweiten „Ich bin“ ein Nachdruck liege. Denn ſonſt wäre es eine eben ſo froſtige und fade Rede, als wenn Jemand ſpräche: Ein Menſch iſt ein Menſch, und anders dergleichen. Was für Licht gibt dieß dem menſchlichen Verſtande? Was lernt man daraus? Das zweite „Ich bin“ hat alſo den Nachdruck: Der ich wahrhaft bin, oder, der ich das Seyn aller Dinge ſelbſt bin. Wie dieß auch die von Gott erleuchteten Väter vor uns verſtanden und erklärt haben. Dieß ergibt ſich auch daraus, daß er ſich bald hernach den Weſenden nennt, als der nicht nur für ſich ſelbſt Daſeyn und Weſen habe, ſondern auch allem Vorhandenen Daſeyn und Weſen verleihe. Denn wenn irgend etwas aus eigener Kraft wäre und beſtände, ſo hätte Gott nichts Mehreres geſagt, als: Moſes ſolle ſich den Geſandten von einem nennen, der vorhanden ſey. Er nennt ſich alſo den Weſenden (Weſentlichen, weſentlich Beſtehenden) in dem Sinne, daß er durch ſich ſelbſt iſt und beſteht, und auch für Andere die Grundlage ihres Seyns und Beſtehens iſt: ſo daß nichts iſt oder beſteht als nur aus ihm und in ihm. Da nun Seyn und Beſtehen dem Leben und Wirken vorangeht, ja das Fundament von dieſem iſt, ſo folgt, daß Alles, was lebt oder wirkſam iſt, aus demjenigen und in demjenigen lebt und wirkt, aus welchem und in welchem es iſt und beſteht.“

„Als der Apostel Paulus in seinem Briefe an die Römer auf die Materie kam, war er derselben Meinung, die er auch mit den Worten ausdrückt: „Denn aus ihm und durch ihn und in ihm sind alle Dinge." Ich weiß, daß der griechische Grundtext hat „in ihn", nicht „in ihm." Aber das göttliche Gemüth des Apostels strebte durch diesen in hohem Grade aktiven Ausdruck die Wahrheit des Seyns und Bestehens aller Dinge in Gott auszusprechen; also nicht so fast, daß Alles in ihn, nämlich Gott, geordnet; sondern vielmehr in ihm und zu ihm, das ist, nach seiner ihnen gegenwärtigen Macht und in seiner wirksamen Kraft vorhanden sey und bestehe. Aus Gott also, als der Quelle und, wenn ich so sagen darf, dem Stoffe, geht Alles hervor zum Daseyn. Durch Gottes wirksame Kraft besteht, lebt und wirkt Alles. Ja in ihm, der überall zugegen ist, und bei ihm, der aller Dinge Seyn, Bestehen und Leben ist, ist Alles. Eben dieser Apostel, da er bei Gelegenheit zu Athen das Evangelium verkündigt, redet also von der Gottheit: „Gott, der die Welt, und alles was in ihr ist, geschaffen hat, da er Himmels und der Erde Herr ist, wohnt nicht in Tempeln von Händen gemacht; ihm wird auch nicht von Menschenhänden gedient, als ob er Jemandes bedürfe, da er allen Dingen, und zwar jedem absonderlich, Leben und Athem gibt. Er hat auch aus Einem Blute alle Völker gemacht, daß sie den ganzen Erdboden bewohnen zu bestimmten Zeiten und in den Gränzen ihrer Wohnung, damit sie ihn, den Herrn, suchen, und so sie etwa auf ihn stoßen, ihn finden, da er nicht fern ist von unser einem Jeden, denn in ihm sind wir, leben und bewegen uns; wie denn auch einige eurer Dichter gesagt haben: Wir sind auch sein Geschlecht." Mit diesen Worten bestätigt Paulus das Obengesagte so, daß alle weitere Ausführung dieses Punktes überflüßig ist."

(Nro. 8. c. 3. Vl. 16. 17.)

§. 5.

Dieß bestätigt endlich die wundervolle Einrichtung aller lebendigen und leblosen Geschöpfe.

„Aber nicht der Mensch allein ist in Gott, lebt und bewegt sich in ihm; sondern dieß gilt von allen vorhandenen Dingen. Auch Paulus spricht in jener Stelle nicht nur vom Menschen, sondern von allen Geschöpfen. Denn da unter allen mit Empfindung begabten Creaturen einzig der Mensch Vernunft und Sprache hat, so redet er auch allein unter allen als ihr Fürsprecher und Sachwalter. Auch ist nicht einzig der Mensch göttlichen Geschlechtes, sondern alle geschaffenen Dinge. Wiewohl das eine vornehmer und edler ist als das andere, so sind sie doch insgesammt dem Geschlechte nach aus Gott und in Gott, und je edler und höher ein Ding ist, desto mehr predigt es die göttliche Ehre und Macht. Verkünden nicht selbst die Thiere, welche in's Mäusegeschlecht gehören, die Weisheit und Fürsichtigkeit Gottes? Wenn der Igel so künstlich eine Menge Obst auf seinen Stacheln in seine Höle trägt, indem er sich auf demselben herumwälzt, und es so anspießt? Oder wenn das Murmelthier eines der Seinen als Wache auf die Höhe ausstellt, damit es durch sein Pfeifen die herumschweifenden und der Arbeit obliegenden zu rechter Zeit von der Gefahr benachrichtige, während der übrige Haufe allenthalben das weichste Heu zusammenrafft, und dann einander selbst zum Wagen dienen, indem das eine sich auf den Rücken legt, sich das Heu auf Bauch und Brust laden läßt, und mit allen seinen Füssen faßt und festhält; das andere aber seinen so zum Lastwagen gewordenen Gefährten beim Schwanz ergreift, und mit der Beute zum Lager fortzieht, damit sie die Strenge des rauhen Winters verschlafen? Oder wenn das Eichhorn ein Brettchen mit dem Maul ans Ufer zieht, und auf demselben wie auf einem Kahn über den Fluß setzt, indem ihm der aufgerichtete haarigte Schwanz statt jedes andern Segels dient? Welche Stimme, welche Sprache vermöchte die göttliche Weisheit, so

hoch zu preisen, wie diese Thierchen, die beinahe der niedrigsten Gattung angehören? — Ja, zeugen nicht auch die empfindungslosen Dinge und Wesen davon, daß die Macht, Güte und belebende Kraft Gottes auch ihnen stets gegenwärtig sey? Die Erde z. B. die Allernährerinn, verschließt nie unerbittlich ihre reichen Vorräthe, sie denkt nicht der Wunden, die ihr durch Hacke und Pflugschaar beigebracht werden. Der Thau, der Regen, die Flüsse, beleben, befeuchten, erquicken alles, was bei Dürre und Trockenheit in seinem Wachsthum stille stände, dergestalt, daß es durch sein wundersames Gedeihen von der Gegenwart göttlicher Kraft und Lebens zeugt. Und die Berge, diese plumpe, rohe, träge Masse, sie, die der Erde, wie das Gebein dem Fleische, Haltung und Festigkeit geben, das Hinüberkommen von einem Orte zum andern unmöglich machen oder doch erschweren; die, ob sie gleich schwerer sind als der Erdboden, doch sich über denselben empor halten und nicht versinken — sprechen sie nicht die unzerbrüchliche Macht Gottes, und das ganze Gewicht seiner Majestät aus? In diesen Dingen nehmen wir also das Vorhandenseyn der göttlichen Kraft, durch die sie Bestehen, Leben und Bewegung haben, nicht minder wahr, als in dem Menschen."

(N°. 8. c. 3. Bl. 17 18.)

„Möchten wir also Gott in seinen Geschöpfen kennen lernen! (Denn dazu hat er Alles erschaffen, damit er sich uns zu erkennen und zu genießen gebe.) Denn in allen erschaffenen Dingen finden sich Spuren und Merkmale des göttlichen Wesens. Im Engel sehen wir, welch ein reiner und feiner Geist Gott sey, im Menschen, wie Gott sich auch dem Fleische mittheile, und sich mit ihm in Gemeinschaft setze; in den Thieren sehen wir Leben und Bewegung, in den Pflanzen Empfindung und Wachsthum, im Stein erblickt man Festigkeit und Unveränderlichkeit. Sollte nun der nicht selbst leben, der allen Leben gibt? Und der so feste und dauerhafte Geschöpfe schuf, wie Berge und Felsen sind, muß gewiß selbst Stärke und Festigkeit besitzen. So durchgehe man die ganze Stufenleiter der Geschöpfe, und steige

herab zum Einzelnen, vom Engel bis zur geringſten und unbedeutendſten Creatur, und man wird in allen eine Spur der Gottheit entdecken; ſtufenweiſe aber je bei dem einen größer und vollkommner als bei dem andern. Der Engel ſteht Gott näher als der Menſch; der Menſch kommt ihm näher als die unvernünftigen Thiere; und ſo die übrigen Geſchöpfe."

(Matth. 16, 1.)

IV.

Die Vorſehung.

§. 1.

Die göttliche Vorſehung folgt nothwendig aus dem Weſen Gottes ſelbſt.

„Iſt ein Gott, (es muß aber einer ſeyn, denn alle Dinge haben Einen Urgründ, welchen wir Gott nennen) ſo muß auch eine Fürſichtigkeit (Vorſehung) ſeyn. Es muß nämlich jenes Urweſen oder Gott, Verſtand, Güte und Macht beſitzen. Denn wenn er nicht verſtändig wäre, wie hätte er verſtändige Weſen erſchaffen, oder ſeine Werke in beſtimmten Formen und Geſtalten hervorbringen können? Wäre er nicht gut, wie könnte er durch ſeine eigene Kraft beſtehen? Denn das iſt die Urſache des Verfalls und der Verderbniß, wenn man etwas verkehrtes und fehlerhaftes in ſich hat. Gott aber muß durch ſich ſelbſt beſtehen. Denn wenn er auf einem andern Weſen beruhen würde, ſo wäre ja dieß andere Weſen das höchſte; wir reden nämlich von dem höchſten Weſen, über welches nichts iſt, noch gedacht werden kann. — Wäre Gott nicht mächtig, ſo wäre er weder das höchſte Gut, noch verſtändig. Denn auch der Verſtand iſt eine Macht und ein Vermögen (virtus) und das Gut iſt nichts anders als ein Vermögen (virtus); das Vermögen (die Kraft) iſt aber

nichts anders als ein richtiges Wirken. Und überhaupt, wenn jenes höchste Wesen, oder Gott, nicht die höchste Kraft oder Macht wäre, so wäre es auch nicht Gott. — Und er muß der höchste Verstand seyn, so wie die höchste Macht. Er ist aber nicht der höchste Verstand, wenn er nicht Alles versteht; er ist auch nicht die höchste Macht, wenn er nicht Alles kann; ich rede nämlich vom Können des Rechten und Guten (legitimum posse). Denn Böses zu thun, oder sich selbst zu erniedrigen, oder feindlich gegen sich zu handeln, oder mit sich selbst im Widerspruch zu seyn, dieses Können ist Ohnmacht und nicht Macht. Da nun Gott Alles kennt, so hat er auch die Ideen aller Dinge in sich; da er Alles kann, so steht die Macht aller Dinge in seinem Willen. Und da der, der das alles zugleich kennt und vermag, so wahr und einfältig gut ist, als er verständig und mächtig ist, so entspringt nun hieraus die Fürsichtigkeit. Denn der Alles kennt und vermag, wäre nicht gut, wenn er nicht nach seiner Weisheit und Macht für Alles sorgte. Da er aber für Alles sorgt, so müssen nothwendig auch alle Dinge aus ihm und in ihm seyn. Wiewohl sich eben dieß auch aus seiner Güte und Macht folgern läßt."

(No. 8. c. 7. Bl. 73.)

„Laßt uns die drei Dinge zusammenfügen und mit gläubigem Verstande gleichsam in Eins zusammenschmelzen, nämlich die hechste Macht, das höchste Gut, und die Wahrheit an sich, das ist, Einfachheit, Reinheit, Licht, Lauterkeit und Unveränderlichkeit; so werden wir sehen, theils daß nothwendig eine Vorsehung sey, theils daß diese für Alles sorge, und Alles ordne. Denn da es zum Wesen der höchsten Wahrheit gehört Alles zu kennen; so muß die Gottheit nothwendig Alles sehen. Da es im Wesen der höchsten Macht liegt, was sie sieht, ja überhaupt Alles zu vermögen; und endlich im Wesen des höchsten Gutes, was es erkennt und vermag, nach seiner Güte auch zu wollen; so folgt daraus, daß wer Alles vermag, auch für alle Dinge sorge. Denn, setze den Fall, daß er zwar Alles vermöge, und doch

etwas ohne sein Mitwirken sich ereignen lasse; so wird dieß daher kommen, daß ihm entweder das was sich so zuträgt, verborgen ist, oder wenn ihm nichts verborgen bleiben kann, daß er der Sorge hiefür überdrüßig ist, und sich daher ihrer entladet oder sie von sich weist. Ist ihm etwas verborgen, so würde ihm schon das Wesen des Wahren mangeln; er wäre nicht das höchste Gut, das höchste Wahre, oder die Wahrheit selbst, sondern von der Seite wenigstens, von welchem ihm dieß oder jenes unbekannt wäre, Dunkelheit, Finsterniß und Unwissenheit. Wenn er aber aus Ueberdruß und Eckel etwas vernachläßigt, so ist er nicht das höchste Gut, weil er sich der Sorge für die von ihm geschaffenen Dinge entzieht, da doch die Thiere sogar, geschweige die Menschen, für ihre Jungen sorgen. Denn es ist unmöglich, daß Gott etwas schaffe oder hervor bringe, welches er vor seinem Entstehen für gut halte, das aber, nachdem es nun vorhanden, seinen Werkmeister täusche, daß er sagen müßte: Das hatte ich nicht gedacht! Denn dieß ist ein Wort der Thoren, nicht dessen, dem, weil er die Wahrheit selbst ist, auch nichts entgeht oder verborgen ist; der ein Licht ist, das alle Dinge beleuchtet und besieht, der ein solch klarer Quell oder Spiegel ist, über allen Dingen schwebend, so daß alles was war, ist und seyn wird, in ihm wiederglänzt. Setze zweitens den Fall, daß er zwar das höchste Gut, und den von ihm geschaffenen Dingen günstig sey und wohl wolle, aber sie nicht zu regieren, noch ihnen zu helfen im Stande sey, so wird er ja nicht das Höchste seyn, nicht jene Kraft (virtus), die aller Dinge Macht hat, wird folglich auch nicht Gott seyn. Ist er nicht Gott, so ist er auch nicht das höchste Gut, noch die Wahrheit selbst. Setze endlich den Fall, daß er zwar die Wahrheit sey, die alle Dinge vollkommen durchschaue; aber daß er für die Dinge, die seine Einsicht umfaßt, nicht könne oder nicht wolle Fürsorge thun. Wie etwa jemand sich einen ärmlichen und neidischen Weisen denken könnte, der zwar die entstehenden Dinge voraus sähe, aber entweder aus Mangel an Kraft und Vermögen außer Stande wäre den Dingen eine

gehörige Einrichtung zu geben, oder mit Hülfe beizustehen; oder wenn er's auch könnte, doch aus Neid es nicht thun wollte; so würde man Gott zu einem ohnmächtigen, kraftlosen, und mangelhaften Wesen machen; sodann auch zu einem neidischen, finstern und harten. Ein solches Wesen kann aber Gott so wenig seyn, daß diese Schilderung vielmehr den bösen Dämon, ja die Göttin alles Unheils (Ἄτη) bezeichnet. So glaube ich nun hinreichend gezeigt zu haben, daß Weisheit, Güte und Kraft, das ist, um mich der ersten Worte zu bedienen, Wahrheit, Güte und Macht eine Vorsehung nothwendig in sich schließen."

(No. 8. c. 1. Bl. 5. 6.)

§. 3.

Begriff der Vorsehung. Unterschied zwischen Vorsehung und Weisheit.

„Nachdem wir dargethan, daß es eine Vorsehung gebe, und daß sie nothwendig seyn müsse, so ist nun das zweite, zu zeigen, was sie sey. Nun wissen wir, daß häufig in der H. Schrift Weisheit (sapientia) und Vorsicht (prudentia) eins für das andere gesetzt wird; obgleich ein bedeutender Unterschied zwischen beiden ist, wenn man die eigenthümlichen Merkmahle von jeder genauer erwägt. Die Weisheit ist nämlich ungefähr das, was die Philosophen Dynamis, Kraft, Vermögen; Vorsicht aber, was sie Praxis oder Energeia, Handlung oder Wirksamkeit nennen. Ein Beispiel macht dieß anschaulicher. Gehör und Gesicht sind Vermögen; das Sehen und Hören aber sind Handlungen. Denn Gesicht und Gehör hat auch der Schlafende, aber das Sehen und Hören (die Aeußerung, die Thätigkeit jener Vermögen) ist bei ihm nicht vorhanden; eben so ist Weisheit die Kraft und das Vermögen des höchsten Verstandes (der Wahrheit, Licht und Reinheit ist), der alle Dinge kennt: Vorsicht aber, die Wirksamkeit im Thun und Ordnen dessen, was man weiß und erkannt hat; so daß also diese mehr die

Handlung, die thätige Aeußerung, jene aber die bloße Kraft, das Vermögen an sich bezeichnet. Aber ihrer Verwandtschaft wegen wird, wie gesagt, diese oft für jene gesetzt, und umgekehrt. In der Genesis z. B. lesen wir, Cap. 41. „Daher sehe sich Pharao um nach einem weisen und klugen Manne." — So möchte ich nämlich wörtlich übersetzen, denn es gibt Menschen, denen es zwar nicht an Scharfsichtigkeit fehlt, denen aber die Fähigkeit Anschläge zu fassen, zu unternehmen und durchzuführen gänzlich abgeht. Ein Fürsichtiger ist also, wenn wir eigentlich reden wollen, ein weiser Mann, der fähig und geschickt ist, das mit Bedacht auszuführen, was er für angemessen erachtet hat. Und ein solcher ward erfordert zu dem Werke, von welchem Joseph vor Pharao spricht. Weise waren Diogenes und Heraklit, aber fürsichtig (prudentes) möchten sie kaum zu nennen seyn, da sie wohl einsahen, was für die Sterblichen das Beste sey, aber sich gar nicht angelegen seyn ließen, daßelbe zu bewirken. Joseph, Moses, Josias hingegen waren dieses, da sie sich die höchste Mühe gaben, daßjenige zu bewerkstelligen, was ihre Weisheit für das Gemeinwohl und für die Religion als ersprießlich erkannte. So bedeutet die Weisheit vorzüglich einen hohen Grad von Einsicht, Fursichtigkeit aber fügt der Weisheit noch das Unternehmen und das kraftvolle Wirken bei. Obschon wir auch zuweilen von einem Fursichtigen, statt von einem Weisen sprechen, so gebrauchen wir doch das Wort Fürsichtigkeit statt Einsicht oder Weisheit, besonders wenn wir von Gott reden, beinahe nie: Sondern wenn wir das Wort Fürsichtigkeit hören, so verstehen wir darunter eine Weisheit, die Alles vorsieht, und Alles Vorgesehene ordnet. Daher bestimmen wir sie so: Vorsehung, Fürsichtigkeit — ist die immerwährende und unveränderliche Regierung und Verwaltung aller Dinge. Durch das Wort Regierung (Regiment) bezeichnen wir die Macht, Ansehen, Würde der Gottheit; da nämlich diese Macht, (von der wir schon oben sprachen, da wir zeigten wie das höchste Gut auch Macht über alle Dinge

besitzen müsse) nicht gewaltthätig, lästig, tyrannisch, und darum verhaßt und unerträglich ist: so fügen wir in der Erklärung des Wortes **Regiment** noch die Worte **Ansehen** und **Würde** bei, um damit zu verstehen zu geben, das Regiment der Gottheit sey so fromm (religiosum), heilig, angenehm und willkommen, daß Jedermann mit Freuden gehorche, der auch nur zu einiger Erkenntniß von demselben gelangt ist. Wir setzen endlich noch das Wort **Verwaltung** hinzu, um damit theils die milde Beschaffenheit der Regierung, theils die Darreichung alles Nöthigen anzudeuten. Denn Gott herrscht nicht wie die Menschen. Haben diese nämlich sich der Herrschaft bemächtigt, so fordern sie, daß man für die Besorgung des Staates sie mit Allem versehe. Gott hingegen reicht aus sich selbst Allen Alles dar, und verlangt nichts dafür, als daß wir dasjenige, was er uns so freigebig schenkt, fröhlich und dankbar hinnehmen. Denn da er Niemandes bedarf, da er überdieß Alles im Ueberflusse besitzt, da er endlich gut und milde, ja ein Vater seiner Geschöpfe ist: so kann ihn das Geben weder ermüden noch erschöpfen; er freut sich vielmehr des Gebens, ja er will nichts anders als geben: denn je mehr und öfter er gibt, desto kundbarer wird seine Güte. Sodann nennen wir jene Regierung und Verwaltung eine **immerwährende**. Wir nehmen dieß Wort gleichbedeutend mit **ewig**. Ewig ist nämlich diese Regierung, was die Kraft anbetrifft: denn die Gottheit kann keinen Anfang haben. Da aber die Geschöpfe einst einen Anfang nahmen: so ist auch die Leitung und Regierung aller Dinge immerwährend. **Unveränderlich** aber nannten wir jene Verordnung und Verwaltung aus der Ursache, um zu zeigen, daß die Meinung derer, die dem Menschen einen freien Willen zuschreiben, nicht von allen Seiten fest stehe, und daß die Weisheit Gottes viel zu sicher und gewiß sey, als daß irgend ein Ereigniß ihr verborgen seyn könnte, welches sie dann hernach unversehens nöthigte, ihren Anschlag zurückzunehmen oder abzuändern. Die göttliche Vorsehung ist also fest und unwandel-

bar; denn Gottes Weisheit ist untrüglich und sicher, seine Macht ist nicht zu schwächen, seine Güte nicht zu ermüden. Endlich heißen wir die Vorsehung eine Regierung und Verwaltung aller Dinge. Denn wenn irgend etwas aus eigener Kraft und Einsicht bestehen und wirken würde, so wäre hier die Weisheit und Kraft unsers Gottes nicht in Thätigkeit. In diesem Falle aber wäre die göttliche Weisheit nicht die höchste, da sie ja nicht alle Dinge umfaßte; die göttliche Kraft nicht allmächtig: da es ja eine Kraft gäbe, die von der göttlichen unabhängig, folglich eine andere, von ihr unterschiedene wäre. Es gäbe also noch eine Kraft außer der göttlichen, es gäbe ein Licht und eine Einsicht, welche nicht die Weisheit jener höchsten Gottheit wäre. Würde man nun jene andere Einsicht und Kraft erschaffen nennen: so könnte sie ja einzig von Gott erschaffen seyn. Ist sie aber das: so würde ihr fälschlich eine eigenthümliche Kraft oder Weisheit zugeschrieben; denn in diesem Falle hätte sie dieß, gleich wie alle übrigen Geschöpfe, Gott zu danken; ja sie wäre das Licht und die Kraft der Gottheit selbst. Soll aber jene Einsicht und Kraft unerschaffen seyn: so wäre sie auch Gott, und so würden eine Menge Götter abermahls eingeführt. Denn jegliche Kraft ist entweder erschaffen, oder unerschaffen. Ist sie unerschaffen: so ist sie Gott und göttliches Wesen; ist sie erschaffen: so muß sie von jenem göttlichen Wesen erschaffen seyn. Denn erschaffen heißt sie, wenn gleich alle Kraft eine Kraft Gottes ist; denn nichts ist, das nicht aus ihm, in ihm, durch ihn, ja er selbst ist; eine erschaffene Kraft, sage ich, wird sie genannt darum, weil jene allgemeine und Gesammt-Kraft in einem neuen Subjekt und in neuer Gestalt sich zeigt. Dafür zeugen Moses, Paulus, Plato, Seneka. Nichts ist also, das nicht von der Gottheit regiert würde; nichts ist so hoch oder mächtig, daß es sich der Herrschaft unsers Gottes entziehen könnte; nichts so niedrig und unbedeutend, daß Gott es verschmähete, dasselbe unter seine Leitung zu nehmen."

(N°. 3. c. 2. Bl. 6—9.)

§. 3.

Alles kommt von Gott. Die sogenannten zweyten Ursachen sind nicht Ursachen, sondern nur Mittel und Werkzeuge.

„Da alle Dinge aus dem Einen und in dem Einen (Gott) sind, bestehen, leben, sich bewegen und wirken: so müssen wir gestehen, daß es nur eine einzige wahre Ursache aller Dinge gebe, und alles Uebrige im Grunde eben so wenig Ursachen seyen, als der Gesandte seines Herrn der Herr selbst ist, oder der Grabstichel oder der Hammer des Künstlers die Ursache des Bechers, das Zugvieh die Ursache der Bebauung des Ackers. Oder wer wird dem Gesandten den Namen seines Fürsten beilegen, oder dem Meißel die Verfertigung des Bechers, oder dem Ochsen die Durchpflügung des Ackers? Und wiewohl wir den Brauch haben zu sagen: Der Bote des Königs hat wegen Wiedererstattung unterhandelt; so hat doch nicht der Gesandte, sondern der König dieß gethan. Und obschon der Goldarbeiter zuweilen die Verfertigung der Schüssel seinem Hammer zuschreibt, indem er spricht: Diese Schüssel ist das Werk dieses Hammers; so ist doch der Wahrheit nach nicht der Hammer die Ursache, sondern der Goldschmid. So rühmt der Bauer seinen Ochsen, daß er viele Juchart gebaut habe, wenn er sagt: Dieß große Feld hat dieser Ochse da gepflügt! da doch der Bauer selbst der Urheber der ganzen Bearbeitung des Ackers ist, da er den Ochsen dazu aufgezogen, gewöhnt, geleitet, da er die Pflugschar angekauft hat. Ja auch ihm, so gut wie seinem Ochsen, schreiben wir hierinn etwas zu, das ihm von Rechtswegen nicht zukommt. Die Pflugschar pflügt den Boden auf, sagen wir. Wenn sie es aber thäte, so hätte man die Bebauung des Feldes vom Schmid, ja sogar vom Ambos selbst herzuleiten. Es ist also klar, daß die sogenannten zweiten (oder mittelbaren) Ursachen nicht mit Recht Ursachen genannt werden, obgleich wir uns nie vornehmen, hartnäckig über Namen zu streiten, wofern man nur über die Richtigkeit der

Sache übereinkommt; denn Namen werden mannichfaltig aus vielerlei Rücksichten sowohl als Veranlassungen übergetragen. So nennen wir etwa einen Menschen, der uns Hülfe geleistet hat, einen Gott, ohne daß wir mit dieser Benennung ihn wirklich für Gott ausgeben wollen; sondern da Gott allein die wirkende Kraft aller Dinge ist, allein Alles kann und thut, wir jedoch von einem Menschen Hülfe empfingen: so nennen wir diesen mit einer Hyperbel [Uebertreibung] Gott, entweder weil Gott uns durch ihn half, oder weil er uns half, wie Gott zu thun pflegt. Was also Mittel oder Werkzeug ist, wird nicht mit Recht Ursache genannt, sondern nur metonymisch, d. i. durch Uebertragung des Namens von jener alleinigen und ersten Ursache alles dessen, was geschieht. Dem zufolge kommt das, was einem Engel zugeschrieben wird, nicht gerade dem Engel zu, sondern Gott, der den Engel sandte. Daher geschieht's, daß im 2ten Buch Mose es auf's Bestimmteste heißt: Moses habe Gott gesehen von Angesicht zu Angesicht, da doch eben daselbst behauptet wird, ein sterbliches Auge könne Gott nicht schauen. Wie verhält sich nun die Sache? Sah er Gott, oder sah er ihn nicht? Der Gestalt nach sah er einen Engel, nicht Gott; außer, so weit er im Engel und in jedem Geschöpfe ist: dem Befehl aber und der wahren Ursache nach hat er Gott gesehen. — Aus eben diesem Grunde ist es herzuleiten, daß wir der Sonne und den übrigen Gestirnen zuschreiben, was doch Gottes allein ist. Denn er ist in den Gestirnen; ja so wie sie aus ihm und in ihm sind, so ist auch Wesen, Kraft, Wirkung nicht ihnen eigenthümlich, sondern Gottes. Sie sind Werkzeuge, durch welche die gegenwärtige Kraft der Gottheit wirkt. Denn dazu erschuf er die Creaturen, daß er sich ihrer zu ihrem wechselseitigen Nutzen bediene; damit der Mensch, dieß bewunderungswürdige Muster (exemplum) der göttlichen Weisheit überall und in allen Dingen die Gottheit betrachte, und sie noch viel näher in ihm selbst vorhanden, lebend und wirkend erkenne, wenn er die Kraft, die Arbeit, den

Geist (ingenium) der Gottheit in Allem sähe, was ist und geschieht. Daher fließt es auch, daß dem Menschen zugeschrieben wird, was einzig und allein Gottes ist. In dieser Hinsicht wird den Aposteln die Vergebung der Sünden beigemessen, da doch Gott allein Sünden vergibt; sie hingegen die durch Christum geschehene Begnadigung der Sünder nur ankündigen. Denn in ihnen war die Gottheit gegenwärtig, die ihren Verstand erleuchtete, daß sie die Wahrheit erkannten; ihr Herz belebte, daß sie die erkannte Wahrheit unerschrocken verkündigten, die Gemüther der Zuhörer aber so entflammte, daß sie die geistige Lehre sogleich mit ihrem Geiste auffingen, und sich mit ihr nährten. Sehen wir nicht auch hier, daß der Apostel, und das Wort, das er zur Darlegung der Wahrheit gebrauchte, Werkzeuge sind, nicht Ursachen: die einzige Ursache, durch die der Apostel ist und lehrt, die Gottheit ist? Und daß ich Alles zusammen fasse: Nicht die Erde erzeugt, nicht das Wasser nährt, nicht die Luft befruchtet, nicht das Feuer erwärmt, selbst die Sonne nicht; sondern jene Kraft, welche der Ursprung, das Leben, und die Stärke aller Dinge ist, bedient sich der Erde als Werkzeug zum Erzeugen und Hervorbringen, speiset und tränkt dann das Hervorgebrachte, da es durch Speise erhalten wird, mit Wasser; erquickt, füllt und mehrt es hierauf durch die Luft, kocht es aus, verschönert, erweicht, zeitigt und vollendet es durch Feuer und Sonne. Da diese Dinge überdieß von Natur leblos, und doch die göttliche Güte allen lebendigen Wesen aus ihnen und durch sie Nahrung zuführt: so ist's offenbar, daß man sie richtiger Werkzeuge nennt als Ursachen. Es kann nämlich nicht mehr als eine einzige Ursache geben; denn wie ein einziger Ursprung aller Dinge ist, so muß auch eine einzige Ursache seyn. Daß dann aber ein Ding dem andern dient, alle aber dem Menschen, da doch die Kraft Gottes den Menschen und sein ganzes Reich (denn er ist über alles was auf der Erde, im Meere, und in der Luft ist, gesetzt, daß er es beherrsche) durch ihre lebendige Gegenwart erhalten

und nähren könnte ohne die Beihülfe jener genannten Mittel; daraus ergibt sich, daß Alles dieses, wodurch wir erhalten und genährt werden, Werkzeuge des göttlichen Wirkens sind und nicht Ursachen. Schon einige Philosophen wollten ungern die Materie in die Reihe der Ursachen aufnehmen, da dieselbe ja nichts selbst wirke, sondern sich leidend verhalte, und den Stoß des auf sie Wirkenden empfange. Wir hingegen, da wir wissen, daß beides, Materie und Kraft, Eine und dieselbe Quelle haben, erkennen es als eine hochheilige Wahrheit, daß jede Wirkung, Einrichtung und Erhaltung aus dieser Quelle herfließt, und daß alle die Dinge, die uns näher und darum bekannter sind, keine wahren Ursachen seyn können, obschon wir sie so benennen; sondern nur Werkzeuge jener einzigen Ursache, die es ihrem Wesen nach ist. Sehen wir also, daß die milde Erde Weitzen, der Baum sein Obst, die Sonne Licht und Wärme spender, so haben wir darin gerade so die uns mittheilende Hand Gottes wahrzunehmen, wie wenn ein gütiger Vater seinem lieben Söhnlein eine Traube am Rebschoße darreicht. Die freundliche Kraft Gottes ist's, die Alles schenkt: Erde, Baum, Sonne u. s. w. sind das Rebschoß und der Zweig, an welchem das Geschenk uns gereicht, und von uns empfangen wird."

(N°. 8. c. 3. Bl. 21—23.)

§. 4.

Es gibt keinen Zufall. Alles was geschieht, geschieht durch Gott.

a) Die Naturveränderungen.

„Das Wort Zufall verträgt sich nicht mit wahrer Religion. Wenn nämlich alles durch Zufall geschieht, so ist die Vorsehung aufgehoben, mit ihr aber auch die Gottheit. Denn wenn irgend etwas durch Zufall geschieht: so muß alles und jedes durch bloßen Zufall geschehen. Denn wenn die Vorsehung auf ein einziges Ding sich nicht erstreckte: so wäre sie keine

Vorsehung, weil sie alle und jede Dinge umfassen muß; da auch die Macht der Gottheit sich auf alle Dinge erstreckt; würde sie sich nicht auf alle erstrecken, so wäre sie nicht die Gottheit. Würde zwar die göttliche Macht sich auf Alles erstrecken, nicht aber die Vorsehung: so wären ja die Eigenschaften der Gottheit nicht alle gleich, folglich die Gottheit nicht höchst einfach. Es ist also unwidersprechlich: Entweder sorgt die Vorsehung für Alles, hört nirgends auf, ist niemals unthätig; oder es gibt gar keine Vorsehung: Und ist keine Vorsehung, so ist auch kein Gott. Wird aber Alles von der Vorsehung gethan: so kann nichts durch bloßes Ungefähr geschehen. — Laßt uns nun Beispiele anführen, daß die Dinge, die tief unter dem Menschen stehen [Naturereignisse] nicht durch Zufall, sondern von der Vorsehung bewirkt werden."

„Die Sündfluth zu Noah's Zeiten scheint so eingebrochen zu seyn, wie wenn die Natur (wie die Philosophen sich ausdrücken) sie herbeigeführt hätte. Denn die Schleußen des Himmels, heißt es, öffneten sich, und der Regen fiel vierzig Tage lang ununterbrochen in Strömen herab. Und doch that dieß keine Natur, sondern der Urheber aller Dinge, der in Wahrheit die Natur und Kraft aller Dinge ist; Er, der nicht nur den Flüssen hätte sich aufzuschwellen und ihre Ufer zu überschreiten gebieten, und ohne Regengüsse Alles unter Wasser setzen, sondern mit Einem Worte tödten, ja ganz zernichten können, wenn er seine Kraft zurückgezogen hätte. Er wollte aber auf diese Weise, ich meine durch Regengüsse, der Welt eine neue Gestalt geben. Haben wir nun erkannt, daß Gott dieß beschlossen habe: so sehen wir leicht, daß es nicht durch einen Zufall geregnet, als die Welt unter Wasser gesetzt ward, sondern durch Gottes Regierung; sey es nun, daß er nach der einst getroffenen Einrichtung der Dinge einen natürlichen Regen herbeigeführt, oder daß er ihn außer der gewöhnlichen Ordnung hervorgebracht habe: Wie viel weniger regnet es wohl durch Zufall, wann die Erde zum Besten der Menschen befeuchtet wird! Denn, zugegeben

auch, daß damals alles auf natürlichem Wege von oben und unten zusammen getroffen, um eine solche Menge Wasser hervorzugeben; so ging doch das vorher, daß die göttliche Vorsehung, als sie die Welt schuf, voraus sah und anordnete, daß Alles in seiner Ordnung und zu seiner Zeit geschehe. Es kann also unmöglich anders seyn, als daß die Vorsehung schon von Ewigkeit her beschlossen hat, die Welt, die zur Zeit Noah's höchst verdorben seyn werde, zu strafen, und zwar durch eine Wasserfluth zu vertilgen. Daraus folgt: mögen nun die obern Regionen zu jener Zeit auf natürliche Weise so beschaffen gewesen seyn, daß sie jene Menge Wasser ausgossen, oder mögen die Wasser durch ein neues Wunder heruntergestürzt seyn, so lag doch das eine wie das andere der göttlichen Vorsehung, als sie die Welt schuf, so vor Augen, daß sie entweder den Lauf und die Ordnung der obern Naturkräfte (supernorum) so einrichtete, damit dieselben zur Zeit, wann die Lasterhaften zu Grunde gehen sollten, eine solche Fluth von Wasser ausgießen, oder daß sie mit Beibehaltung des eigenthümlichen Ganges jener Kräfte durch ein neues Wunder die Ruchlosen ertränkte."

„Als auf die Bitte des Elia nach so viel Jahren wieder Regen erfolgt; so erscheint erst ein Wölkchen einer Spanne breit, dieß nimmt hierauf zu, wie die Wolken pflegen, und ergießt sich endlich in einen so reichen Regen, daß Alles wieder erfrischt wird. War nun dieser Regen eine Wirkung des Ungefährs, oder der Naturkraft, nicht aber der Vorsehung? Wer konnte denn dem Elias über seine Ankunft Gewißheit geben, daß er mit solcher Bestimmtheit Regen verhieß, zumal in einem so schwierigen Falle, wo er den Regen gleichsam als Zeugen aufgeführt, daß der Herr, der ihn verheißen hatte, der wahre Gott sey. Da also der Regen durch Gottes Vorsehung und Anordnung erfolgte: so kann es uns nun Eins seyn, ob er durch die ursprüngliche Einrichtung der obern Naturkräfte, die damals so zusammen trafen, oder durch ein neues Wunder sich ergossen habe; wenn wir nur das wissen, daß die Vorsehung vor

Erschaffung der Welt alles so voraus sah, und gegenwärtig hatte, daß sie wußte, jene Constellation, die eine solche Wassermenge bewirkte, werde zusammen treffen mit der Verdorbenheit der Welt, die zu Noah's Zeit im Wasser zu Grunde ging: so wie auch jene Regengüsse, die sie nach so langer Dürre sandte. Denn, mag solches in oder außer der gewohnten Ordnung erfolgt seyn — daß es durch die Vorsehung Gottes geschehen sey, davon gibt die Warnung und Vorhersagung den Beweis. Ist nämlich die Sündfluth natürlich und der Ordnung gemäß mit der Bosheit der Menschen zusammen getroffen: so leuchtet daraus Gottes Weisheit und Fürsichtigkeit hervor. Ergossen sich die Wasser außer der Ordnung: so zeigt sich daraus neben jenen erwähnten göttlichen Eigenschaften auch noch die Gerechtigkeit und Macht. Denn Gott wirkt Wunder außer der Naturordnung, damit nicht die Astrologen, und alle, welche wie sie, den Giganten gleich, wider die Alleinherrschaft der Gottheit Krieg führen, in Einem fort Alles ich weiß nicht welcher Natur zuschreiben können; sondern genöthigt werden, sie mögen wollen oder nicht, eine höhere Kraft anzuerkennen, als die sichtbaren Dinge haben. Ist also jener Regen, der jene Sündfluth oder jene Erfrischung des Erdreichs bewirkte, durch die Vorsehung herabgeflossen, warum wollen wir irgend einen Regen, ich weiß nicht welcher natürlichen Kraft zuschreiben? Sollte etwa die Vorsehung, die allthätige, bisweilen wachen, bisweilen schlafen? Wenn aber von Ungefähr jene Regen fielen, warum erfolgen nur die Regengüsse von Ungefähr, und warum nicht Alles? — Wenn also auch nur Ein Regen Werk der Vorsehung ist, so sind alle von ihr herzuleiten. Nicht minder fällt daher der Regen noch jetzt nach Anordnung der Gottheit, als ehemals. Derselbe Fall ist es mit der Dürre, mit Ueberfluß und Theurung. Es ist also klar, daß der Lauf und die Ordnung der Himmelskörper ein Werk der Vorsehung und nicht der Natur ist, es sey denn, daß man durch eine Namensverwechslung das Wort Natur für die Gottheit setze. Denn ist

jener Regen zur Zeit des Elia nach dem ordentlichen Lauf der obern Naturkräfte ohne ein Wunder erfolgt, so muß er der Vorsehung zu danken seyn, die vor Erschaffung der Welt sah, daß jene Ordnung und Stellung der Gestirne und jenes Bedürfniß der Menschen zusammentreffen werde. Oder ist er durch ein neues Wunder erfolgt: so ist es von der Vorsehung geschehen. Denn wer kann Wunder hervorbringen, als der, welcher Alles zu regieren und zu leiten vermag? — Denn von Sonnenfinsterniß, Erdbeben und Blitz, die zur Zeit, da die Welt noch unwissend war, für Wunder gehalten wurden, weiß man jetzt, daß sie natürlich, d. i. durch die Einrichtung und Stellung der Himmelskörper, also durch eine nähere und bekanntere Ursache bewirkt werden. Diese Kenntniß entzog ihnen die Bewunderung, da sie doch nicht minder eine Wirkung der alleinigen Kraft der Gottheit sind, als die Wunder, welche außer der Ordnung geschehen. Ja sie sind, da die einmal festgesetzte Ordnung ihr Amt verrichtet und beständig ausübt, um so bewundernswürdiger, als das, was nur für eine Stunde und nach den jedesmaligen Umständen geschieht. So ist also der natürlich d. i. nach der im Anfang festgesetzten Ordnung erfolgte Regen, ob er dem Anscheine nach durch nähere und bekanntere Werkzeuge uns zu Theil wird, doch darum nicht minder Wirkung der Vorsehung, als wenn er durch ein Wunder sich ereignet."

(N°. 8. c. 7. Bl. 61—63.)

§. 5.

b) Auch die menschlichen Schicksale.

„Laßt uns nun auf die Beispiele kommen, die den Menschen selbst betreffen! Die ganze Geschichte Joseph's ist ein solches Beispiel, daß man mit keinem andern die über alle Dinge sich erstreckende Vorsehung so klar erweisen kann. Daß der Knabe mit einem bunten Rocke bekleidet wird, ist nicht von Un-

gefähr; denn nachher wird er desto besser erkannt, als er in Thierblut so getunkt war, daß er der Rock eines von wilden Thieren Zerrissenen zu seyn schien. Daß Joseph träumt, ist nicht mehr Ungefähr: da er durch die Erzählung des Traums theils den Haß der Brüder wider sich aufregt, theils das voraus anzeigt, was sich künftig wirklich ereignen sollte. Daß er unversehens auf die bösen Thaten seiner Brüder stößt, ist nicht von Ungefähr: denn indem er ihre Bubenstücke dem Vater hinterbringt, legt er einerseits sein edles Gemüth zu Tage, theils reizt er die Brüder das zu thun, was Gott beschlossen hatte. Daß er, da er die hütenden Brüder besuchen will, sich auf dem Felde verirrt, aber wieder auf den rechten Weg geführt wird, ist nicht von Ungefähr: denn daraus wird sowohl die Lebhaftigkeit des noch zarten Knaben offenbar, als die Sorge der Vorsehung, die ihm, als er irre ging, Jemanden zuführte, der ihm wieder auf den Weg half. Kurz, daß er in eine Grube geworfen, herausgezogen, verkauft wird, daß Ismaeliten da vorbeigehen; was von allem diesem ist bloß zufällig geschehen? Sehen wir ja offenbar, daß jene Kaufleute, eine sonst nicht immer nützliche Menschenklasse, hier zum größten Nutzen diese Reise gemacht, auf welcher sie Joseph kaufen sollten; den Mann, der künftig der Vater des Landes zu werden bestimmt war. Er wird des Ehebruchs bezüchtigt; wird unter die Gefangenen verstoßen; Andere träumen, was ihm Anlaß zur Befreiung wird. Durch seine Auslegungen beweist er, daß auch die Träume nie so eitel und leer seyen, daß sie nicht von der Vorsehung zu irgend einem Nutzen herbeigeführt werden. Ich will jetzt nicht an die Naturkundigen erinnern, welche die verschiedenen Temperamente leicht aus den Träumen entdecken; ich will mich nicht auf diejenige Gattung von Träumen berufen, durch welche etwas Nützliches angekündigt oder gelernt wird; noch auf diejenige, wodurch der Schlemmer seine Trunkenheit verdammt, und der Sklave der Leidenschaft seinen Zorn oder seine Wollust: Wenn wir nur das Einzige aus den Träumen schöpften, daß

wir daraus, daß wir uns ihrer erinnern, die Unsterblichkeit der Seele erkennen — Denn da sie nicht einmal im Schlafe ruht, sondern gewisse Gestalten und Bilder hervorbringt (eben so wie die Thiere), diese aber, wenn sie gleich dieselben meistentheils nachher für leer und nichtig erkennt, doch auch nach dem Traum dem Gedächtniß eingeprägt bleiben (da sie bei den Thieren erlöschen): stellt sie sich uns damit nicht als eine Substanz dar von nie rastender, nie ermüdender Natur? — Ich sage, wenn wir auch nur diesen Vortheil von den Träumen hätten, so würde dieß hinreichend beweisen, daß nicht einmal so unbedeutende Kleinigkeiten, wie die Träume, ohne die Vorsehung sich ereignen. So daß also der ganze Lebenslauf Josephs nichts anders ist, als ein Zeugniß, daß Alles durch die Vorsehung geschehe; sogar nichts ist in demselben, von welchem es sich nicht, zu seiner Zeit, gezeigt habe, daß es auf Gottes Geheiß und Anordnung geschehen sey."

(No. 8. c. 7. Bl. 66. 67.)

„So ist was wir thun und was wir denken, Wirkung Gottes, des Alles Schaffenden, Alles Ordnenden. — Von der göttlichen Vorsehung sind also schon vor Erschaffung der Welt die Handlungen und der Lebenslauf der Menschen eben so gut bestimmt, als ihre Geburt und Zeugung. Denn wenn die Haare unsers Hauptes gezählt sind, wenn der göttlichen Weisheit nichts verborgen seyn kann, wenn die Vorsehung sich über Alles erstreckt, wenn die Güte nichts vernachläßigt oder hintansetzt: so ist klar, daß Dasjenige, was auf Leben und Daseyn folgt, eben so gewiß von Gott geordnet ist, als er das Leben und Daseyn selbst schenkt. Denn unter den Ursachen sind die beiden die vorzüglichsten: die schaffende und die Endursache (das Ziel, finis). Da nun von der göttlichen Weisheit nichts geschehen kann, ohne Hinsicht auf das Ziel: so folgt daraus, daß nichts von ihr geschaffen wird, dessen Ziel und Ende, so wie das, was bis ans Ende vorgeht, nicht lange zuvor voraus gesehen und bestimmt ist, ehe es geschaffen worden. Folglich ist Leben und Handlung

für jeden Menschen von der göttlichen Vorsehung nicht minder bestimmt, als Geburt und Entstehung selbst. Und auf der andern Seite ist der Tod und die Abschneidung des Lebensfadens nicht weniger angeordnet, als Geburt und Lebenslauf; denn jenes ist ja im eigentlichen Sinne das Ziel und Ende."

(No. 8. c. 6. Bl. 59.)

§. 6.

Das Walten der Vorsehung läßt sich durch ein Bild anschaulicher machen.

„Gottes Vorsehung erstreckt sich über Alles: denn Alles besteht durch ihn; folglich wird auch durch ihn Alles erhalten und geordnet. Daß aber unser Verstand dieß zu fassen nicht im Stande ist, davon liegt die Ursache in seiner Kurzsichtigkeit und Beschränktheit. Dennoch gibt es nicht wenige Dinge, durch deren genauere Erwägung wir uns selbst von der göttlichen Vorsehung ein etwelches Bild entwerfen können. Wir wollen aus ihnen nur eins, aber das Vorzüglichste, den Menschen selbst anführen. In ihm führt die Vernunft die Herrschaft: so, daß alle Glieder von ihrem Winke abhangen. Vernunft nenne ich nämlich die ganze Kraft, vermittelst welcher der Mensch sich bestimmt und entschließt, so oder anders zu handeln. Ich rede hier von den äußern Handlungen, nicht von der innern Thätigkeit oder Veränderung des Gemüthes. Die Vernunft befiehlt den Füßen zu gehen, und sie schreiten vorwärts; den Händen, den Pflug zu ergreifen, und sie gehorchen; nirgends regt sich ein Finger ohne Geheiß der Vernunft. Noch weit stärker und sicherer geht die göttliche Vorsehung in Lenkung des ganzen Weltalls zu Werke. Denn, wenn wir Großes mit Kleinem vergleichen dürfen, so ist Gott in der Welt, was die Vernunft im Menschen. Sehen wir nun, daß die Vernunft allen Handlungen, Bewegungen und Rasten dergestalt vorsteht, daß ohne ihren Befehl nichts ge-

schieht: wie kommt es denn, daß wir nicht eingestehen wollen, daß auf gleiche Weise von der göttlichen Vorsehung Alles also geschehe und geordnet werde, daß ohne ihren Willen und Leitung gar nichts geschieht? Wir sind alle besorgt, daß wir Gott zum Urheber auch des Uebels machen müßten, wenn wir jenes zugäben. Dieses kommt daher, weil wir den Menschen nicht sorgfältig genug erforschen. Es befallen ihn nämlich zuweilen Krankheiten und Uebelkeiten; würden diese ihm nicht zustoßen, so wäre es ganz mit ihm aus. Eine Fieberhitze wandelt ihn an; inzwischen enthält er sich von unmäßigem Zechen, und bald kehrt seine vorige Gesundheit wieder. Er leidet am Podagra; es zog sich also diese dünne und scharfe Feuchtigkeit von den innern Lebenstheilen in die äußern; wäre dieß nicht erfolgt, so würde er längst todt seyn. So, wenn sich etwas ereignet, dessen Ursache oder Zweck wir nicht einsehen, so wollen wir darin nicht die göttliche Vorsehung erkennen, welche uns, ja alle Dinge nach ihrem freien Willen gebraucht." — Laßt uns also nicht so besorgt und furchtsam seyn wegen der göttlichen Vorsehung, daß wir sie von etwas befreien wollen, was ihr, nach unserer Meinung, nicht geziemt. Denn was uns unanständig ist, das ist's nicht für sie; und was wir für verderblich achten, das ist von einer andern Seite nützlich." (N°. 3. S. 330. 331.)

§. 7.

Gottes allwirkende Vorsehung umfaßt auch das Kleinste und Unbedeutendste in und außer dem Menschen.

„Wie Gott durch sich selbst ist, so ist auch sonst nichts, das durch sich selbst und nicht durch Gott wäre. Das Seyn und Wesen aller Dinge ist also das Seyn und Wesen Gottes. Daher ist die Meinung der Philosophen, die da sagten, daß alle Dinge Eins seyen, nicht so ungereimt, wenn wir dieselben nur recht verstehen, nämlich daß das Seyn aller Dinge zugleich das Seyn Gottes ist, weil solches Seyn allen Dingen von Gott ertheilt und

erhalten wird. Daher kann von Gott nichts vernachläßigt werden. Denn da alle Dinge aus ihm und in ihm sind, so kann auch nichts aus ihm oder in ihm seyn, das er nicht kennen, oder verachten sollte, denn dieß wäre mit seiner Weisheit und Güte unvereinbar. Daraus folgt, daß nichts so gering und niedrig ist oder gedacht, ja selbst geträumt werden kann, welches nicht durch die göttliche Vorsehung vorhanden wäre oder gedacht würde. Daß aber wir so vieles bald übersehen, bald nicht kennen, bald wirklich verachten, kommt daher, daß wir nicht Gott sind. Denn ihm ist nichts schlecht und verächtlich, weil ihn kein Ueberdruß befallen kann. Denn was Ekel und Verdruß fühlt, ist elend; nun aber kann Gott nicht elend seyn, folglich auch keinen Ueberdruß an einem Dinge empfinden."

„Da nun die Vorsehung nicht nur die Dinge selbst und ihren Zweck, sondern auch die Kette der Dinge, ich meine die Handlungen, das Leben, die Verrichtungen, die Plane, die Mittel und Erfolge unter ihrer Aufsicht und Leitung hat, so folgt daraus, daß auch das in unsern Augen allerverächtlichste in den ihrigen höchst würdig in seiner Art und höchst nützlich sey."

„Christus selbst lehrt, daß die Haare unsers Hauptes gezählt seyen; ja, daß nicht einmahl zwei Sperlinge, die man um einen Heller kauft, aus den Händen auf die Erde fallen, ohne Vorwissen Gottes. Aus diesen beiden Stellen lernen wir: daß auch das, was wir zufällig oder von Ungefähr geschehen nennen, es nicht ist, sondern daß Alles nach dem Willen und der Anordnung Gottes erfolgt. Die eine Stelle: „Kein Sperling fällt auf die Erde u. s. w." bezieht sich auf die sogenannten zufälligen Dinge. Die andere: „Auch die Haare unsers Hauptes sind alle gezählt," auf die verachtetesten, niedrigsten und unbeachtetesten. Nichts ist also so verächtlich in unsern Augen, welches die Vorsehung Gottes nicht so hoch hält, daß sie Sorge dafür trägt. Der Sinn der Gottheit wird aber dadurch nicht herabgewürdigt, daß sie auch für geringfügige und niedrige Dinge sorgt, sondern es geht daraus hervor ihre Güte und Vollkommenheit; da sie nichts von

demjenigen verachtet, was sie schuf, und sie vollkommen weise und mächtig ist, daß sie ohne mühvolle Arbeit und Berechnung Alles sieht, über Alles wacht, und Alles mit Sorgfalt wirkt."

§. 8.

Alles hängt mit einander zusammen, und dient der Vorsehung zu einem heilsamen Zwecke.

„Ich weiß, es wird Leute geben, die meine Behauptung (über die Träume als Wirkungen der Vorsehung. Siehe §. 5.) für allzuschwach oder gar für nichtig erklären, und dieß hauptsächlich darum, weil der Inhalt der Träume bisweilen so albern, bisweilen selbst so häßlich ist, daß es schändlich scheint, die Vorsehung zu so niedrigen Dingen herabzuziehen. Diese mögen sich folgendes merken: Da sich die Vorsehung selbst herabließ, wichtige Dinge in Träumen zu offenbaren, warum sollte man uns denn der Vermessenheit beschuldigen, wenn wir der Vorsehung selbst Träume zuschreiben? Besonders da hier der Schluß von Einem auf Alle, vom Besondern auf's Allgemeine gilt. Denn da es sich Einmal erfunden, daß die Vorsehung mittelst der Dürre und Trockenheit das Getreide vermindert, durch Regen aber wieder in gehörigem Maße hergestellt habe, so wird mit Recht der Schluß gemacht, daß das Getreide stets ein Gegenstand der Sorge der Vorsehung sey, daß sie folglich, sie mag nun dasselbe entziehen, oder reichlich schenken wollen — also niemals außer Acht lasse, was zu dieser Sorge gehört. Denn die Annahme, daß sie dieß auch nur Einmal vernachläßigt habe, hebt die Einsicht und die Macht der Vorsehung gänzlich auf. Sodann frage ich: Welche Träume hatten denn nichts zur Folge? wenn wir auch nur die thörichte Erzählung eines Traums oder das Denken desselben, ja die leere Erinnerung davon betrachten. Denn indem Jemand Andern auch nur einen eiteln Traum erzählt, so hat er ein ernsthaftes oder auch ein schädliches Gespräch unterbrochen; und dessen bedient sich Gott nun vortheilhaft zu irgend einem

Zwecke, obschon wir diesen nützlichen Gebrauch oft erst spät, oft gar nie wahrnehmen. Bald gibt der Erzähler des Traumes dadurch sich oder Andern Gelegenheit dieses oder jenes zu denken: Bald indem er bei sich selbst den Traum wiederholt, erweckt er in sich gute oder böse Gedanken, die er nach dem Willen der Vorsehung denken soll. Wenn er aber auch umsonst den Traum wieder aufsucht, oder ihm nachgrübelt, da er ihm entfallen ist, so geschieht auch das nicht ohne Nutzen, indem er sich selbst entweder von schädlichen Gedanken abzieht, oder sich nichtswürdigen hingibt; denn alles dieses dient dazu, die Anschläge und Gedanken der Menschen entweder zu fördern oder zu vereiteln. Und da aus den Anschlägen die Thaten hervorgehen, siehe, wie das nichts weniger als unbedeutend ist, dessen Wichtigkeit wir gar nicht erwägen! Die Erzeugung der Wanzen, Läuse und Flöhe halten wir der göttlichen Vorsehung unwürdig, weil uns diese Thiere lästig sind; bedenken wir aber, wie wir durch sie von der Fäulniß entledigt werden, aus welcher sie eben zu diesem Zwecke entstehen so werden wir einsehen, daß durch diese nichts geachteten Dinge bisweilen einer grausamen Pest vorgebogen wird. Die aus der Fäulniß des wilden Feigenbaums erzeugten Insekten machen die Feigen zur Zeitigung mürbe. Der Nutzen dieser Thierchen ist am Tage; der von jenen, wenn nicht eben so offenbar, doch eben so gewiß, daß sie nämlich aus Fäulniß und Moder entstehen, welcher größeres Uebel verursachen würde, wenn er nicht in sie überginge. So ist der Motten, Mücken, Bremsen, Würmer, Käfer, Raupen, Spinnen, Heuschrecken und anderer solcher kleiner Thierchen halben Jedermann überzeugt, daß giftige und schädliche Fäulniß in diese Thierchen sich verwandelt, damit der Mensch von ihr ohne Schaden für ihn befreit werde. Da nun das, was außer dem Menschen ist, so zu seinem Besten sich verwandelt und in etwas Reineres übergeht; wie viel mehr ist es denn mit demjenigen der Fall, was innerhalb des Menschen vorgeht, ich meine, seine Gedanken, Träume, Gesichte, Anschläge, Neigungen oder Abneigungen; daß sie nämlich nicht zwecklos sind,

sondern immer zu einem gewissen Zwecke geschehen oder unterbleiben."

„Es verhält sich hier so, wie mit einem Hausvater, der sein Haus angefüllt hat mit jeder Art von Vorräthen, von Waffen, mit mancherlei Hausgeräthe, und verschiedenen Werkzeugen. Alles ist ihm bekannt; von jeglichem weiß er, wo es liegt, und wie es beschaffen ist, ob abgenutzt, oder vom Rost entstellt, ob ganz oder zerbrochen. Jetzt langt er das eine zum Gebrauche hervor, jetzt legt er das andere wieder bei Seite. Keines von allen klagt sich, daß es zu viel, oder daß es zu wenig gebraucht werde. Auch kann dem Hausvater keine Ungerechtigkeit Schuld gegeben werden, wenn er sich des sonst abgenutzten häufiger bedient, als dessen, das durch Müßigliegen verdirbt. Eben so Gott, der Hausvater der ganzen Welt. Nichts von Allem, was in seinem Hause ist, kann er übersehen oder vernachläßigen. Er weiß z. B. wie dieser im Müßigseyn erstarrt, und aus Mangel an Gebrauch zu Grunde geht. Er weiß, wie ein Anderer durch beständige Leiden oder Mühsale abgenutzt wird, und nichts desto weniger gebraucht er ihn mehr und mehr. Den Einen hat er eine Zeitlang gebraucht zu seinem Ruhm und Werke, jetzt stellt er ihn wieder auf die Seite, und nimmt einen Andern zur Hand, ohne irgend eines Unrechts oder Unwissenheit beschuldigt werden zu können. Milo wird verwiesen, Cato zurück gesetzt; David verhindert die Regierung anzutreten, Chaleb der Tapferste aller Hebräer, bezieht sein Erbtheil zum letzten. Diese so lange zu gebrauchen, bis sie gänzlich verbraucht und aufgezehrt sind, gefällt der Vorsehung. Inzwischen zehren Clodius und Piso, Manasses und Absalom durch Wollüste und Schwelgereyen sich ab; durch Unthätigkeit müssen sie, wie vom Rost, zu Grunde gehen. Die Schwieger Petri und Timotheus, beide emsig im Werke des Herrn, liegen am Fieber darnieder; Herodes und Nero, beides garstige Wüstlinge, leben ganz gesund. So steht es der Alles anordnenden Vorsehung frei, sich der Erstern fortwährend zu bedienen zum allgemeinen Besten, in ihnen lebendi-

ge Tugendbeispiele aufzustellen, und zu zeigen, welch ein herrliches Ding es um die Tugend sey, und auf welchem Wege man sie erlange: Die Letztern aber als Pfützen und Schlammgruben der Laster darzustellen, worin alle Laster ihren häßlichen Unrath entladen. Es klagt sich jemand, so viele Monate bettlägerig zu seyn, und bald nachher lernte er, welche Vortheile ihm dieß gebracht, oder welchen Nachtheilen er dadurch entgangen sey. Ein Haus brennt nieder, aber ein besseres wird wieder erbaut, und der wird gedemüthigt, den dieser Unfall traf. Es tanzen Mädchen, die eine, daß sie ihren Körper mit Anstand bewegen und tragen lerne, die andere, um durch schamlose Geberden dem Buhler ihre Keuschheit feil zu bieten. Cato betrinkt sich monatlich Einmahl, um sich zuweilen die Sorgen, die sein Gemüth belasten, leichter zu machen; Antonius sinkt jeden Tag vom gestrigen Rausche, daß er sich in Ueppigkeit und Schwelgerei bis zum Untergang versenke. Cäsar bemächtigt sich der Alleinherrschaft, damit die Römische Macht unter ihrer eigenen Last zusammenstürze; Brutus hebt sie auf, damit die Tyrannei der Tarquinier ausgerottet werde, und einer künftigen auf Gleichheit gegründeten Volksherrschaft Platz mache. So weiß die Vorsehung aller, guter und schlechter, Handlungen der Menschen wohl zu gebrauchen. Nur wir klagen dazwischen aus Ungeduld oder Unwissenheit. Alles aber geschieht gerade so, weil Alles nach ihrer Anordnung und ihrem Befehle vollbracht wird."

(N°. 8. c. 7. Bl. 67, 68. 72, 73.)

„Immer geht Gutes hervor aus dem was Gott wirkt, wenn auch die Begebenheit mit einem großen Verbrechen anhebt. Jakob klagte um seinen Sohn Joseph, ihn haben wilde Thiere zerrissen, während seine Brüder ein brudermörderisches Verbrechen an ihm begangen hatten. Aber welch einen fröhlichen Ausgang nahm das ganze Ereigniß! Der Vater meinte, der Gram werde ihn verzehren: Aber ihm selbst und den Seinen, ja so vielen Völkern ward dasjenige zum Leben und Heil, was in seinem Anfange das größte Verbrechen war. Dabei ist Gott weder ungerecht

noch gewaltthätig, wenn er den Vater mit Traurigkeit, den Sohn mit Ungemach heimsucht. Oder wer macht dem Bauer darüber Vorwürfe, wenn er vom Walde, den er gepflanzt, und groß zieht, einen Theil stehen läßt zu Balken, Dielen, Latten, um daraus ein Haus zu bauen; einen andern Theil aber zur Feurung verbraucht? Ist nicht die Verwendung des einen wie des andern Theils für den Eigenthümer vortheilhaft und nützlich, ja wirklich nothwendig, so daß sogar derjenige Theil, welcher verbrannt wird, nöthiger ist, als derjenige, aus welchem ein Haus erbaut wird? Eben so wenig kann das klägliche Unglück, welches den Jakob und Joseph, diese rechtschaffensten Menschen, traf, den Vorwurf einer Grausamkeit oder Gewaltthätigkeit von Seite Gottes begründen: Theils, weil alle Dinge noch in weit eigentlicherm Sinne Gott angehören, als der Wald dem Bauer: Theils, weil alle seine Werke einen glücklichen Ausgang nehmen, freilich nicht zur Zeit wann wir es wünschen, wohl aber wann es die schicklichste Zeit ist; was er allein weiß. Eine unmenschliche That beging Herodes, als er die zarten wimmernden Knaben mordete; und doch sind uns zwei Vortheile daraus erwachsen. Der eine: Daß wir sehen, daß es durch Bewahrung und Leitung Gottes geschah, daß Christus jenen Nachstellungen entging, und daß es umsonst ist, wider Gott zu streiten. Der andere: Daß uns damit ein Beispiel gegeben ist, wie ohnmächtiger Zorn, Grausamkeit, und Furcht das Reich zu verlieren, vergeblich wüthen. Möchten doch dieß in unsern Tagen die Fürsten öfterer bei sich selbst beherzigen!"

(No. 8. c. 7. Bl. 71, 72.)

§. 9.

Die Lehre von der alles wirkenden Vorsehung darf nicht zur Unthätigkeit mißbraucht werden.

„Wir würden Gott versuchen, wenn wir sagen wollten: „Nun wenn Gott alles in Allem wirkt, so will ich nichts thun, ich will nicht arbeiten, will den Bekümmerten nicht trösten, dem Unterdrückten nicht beistehen, dem Armen nicht Hülfe leisten; für

alles dieses mag Gott sorgen." So muß die göttliche Vorsehung unserer Trägheit zum Vorwande dienen. Aber wo Gottes Geist ist, da ist auch ein gewisses fortdauerndes Wirken alles Guten. Wen der Geist Gottes erfüllt, der räth, springt bei, leistet Hülfe, thut immer etwas zur Wohlfahrt des Nächsten, will immer nützen und wohlthun, hört damit niemals auf, ist unverdrossen in jedem guten Werke, ist vielmehr immer in ängstlicher Besorgniß weniger zu thun, als er sollte. Gottes Geist wirkt immer in den Frommen; sie gleichen der Mühle auf einem Berge, die vom Andringen des Windes in Thätigkeit gesetzt wird. Laßt uns eingedenk seyn, daß wir Werkzeuge der göttlichen Wirksamkeit sind, deren sich Gott zur Ausführung dessen bedient, was er vor hat. Emsig und hurtig müssen wir also an die Arbeit schreiten, nicht schläfrig und träge seyn, uns dem göttlichen Werke nicht entziehen, nicht feyern, vielmehr beispringen und helfen in Allem."

„Obschon die göttliche Vorsehung alles in Allem wirkt, so fordert sie nichts desto weniger Arbeit und Thätigkeit von uns, damit wir uns üben! Freilich werden wir nicht mehrer's ausrichten, als er will. Ein Beispiel liegt vor Augen. Der Bauersmann beobachtet fleißig die Zeit und alle Umstände; er achtet auf den Mondlauf, er pflügt das Erdreich, er säet, egget u. s. w. Nichts desto weniger kommt nichts hervor, wenn Gott nicht will. Gefällt es Gott, uns mit Hunger zu züchtigen, so wird alle seine Arbeit vergeblich seyn. Dennoch setzt er nicht aus. Die Erde aber gibt nicht mehr hervor, als Gott will. „Was — sprichst du — will denn Gott damit, daß er den Menschen arbeiten heißt, da er selbst doch nicht mehr darreicht als ihm wohlgefällt?" — So gefiel es dem weisesten, gerechtesten und besten Vater. Es sollte unter den übrigen Geschöpfen eine Classe geben, die mit ihrem Geiste ihn erkennen, mit dem Körper aber in Thätigkeit und Uebung erhalten würde. Denn der Mensch ist zur Arbeit bestimmt, wie der Vogel zum Fliegen. Es gefiel dem Höchsten ein Geschöpf zu bilden, das auf der einen Seite den Engeln,

nämlich dem Geiste nach, gleichen, und himmlische Dinge denken und erkennen sollte; auf der andern den Thieren, vermöge des Körpers. Würde nun der Mensch nicht arbeiten, was wäre er mehr als ein Thier? Das sehen wir an Lüstlingen und Müßiggängern. Wenn auch ein Vater seinen Sohn erziehen könnte, ohne ihn zur Arbeit anzuhalten; dennoch wird er ihm Uebungen auflegen. Der Mensch soll also thun, was seines Berufes und Standes ist, und dann gläubig den Erfolg erwarten, den Gott seinem Unternehmen geben will."

„Wenn du dir also alle Mühe gibst, die Sünde auszurotten, so handelst du recht, auch wenn Gott deiner Bemühung nicht gerade jetzt Erfolg geben will. Er weiß, welche Zeit für jegliches Ding und Unternehmen die angemessene ist. Wolltest du nun aber sagen: Nun so will ich diese Zeit abwarten, und für jetzt das Werk ruhen lassen! so irrest du. Denn Arbeit und Fleiß fordert Gott von dir, indeß er selbst alles wirkt und zu Stande bringt. Suche du nur seinen Ruhm zu befördern, und du wirst deinen Zweck nicht verfehlen. Thust du dieß nicht, so wirst du gestraft deiner Nachläßigkeit und Trägheit wegen. Gott demüthigt uns also, und übt uns, indem er, nicht nach unserm, sondern nach seinem Willen Alles vollführt."

(Matth. 4, 10. 2, 22. 10, 30. vergl. 10, 19.)

§. 10.

Vielmehr sollen die Wege der Vorsehung mit ehrfurchtvoller Bewunderung und demüthiger Freude von uns betrachtet werden.

„Alles geschieht nach göttlicher Vorhersehung und Anordnung! Aber nur reinen und frommen Herzen soll dieß gesagt werden, unreine sollen sich nicht mit dieser Lehre befassen. Denn noch haben nicht Alle die Stufe des Glaubens erstiegen, daß sie glauben können, Alles komme von Gott her. Ihrer Schwachheit muß man schonen, damit sie nicht in sündliche Gedanken und Zweifel fallen. Denn wer sind wir, daß wir mit Gott rechten,

oder ihn über seine Thaten zur Rechenschaft ziehen dürften? Wollen wir daher wahrhaft fromm und gläubig seyn, so müssen wir diese Wahrheit mit der größten Ehrerbietung und Bescheidenheit nicht sowohl untersuchen, als vielmehr bewundern und verehren."

(Genes. 20, 6.)

„Voll Ehrfurcht sollen wir seyn gegen Gott, nicht ihn in Untersuchung nehmen, oder über seine Handlungen zur Rechenschaft fordern. Vielmehr sollen wir seine Thaten beschauen, und die Weisheit und Kraft in ihnen mit Frohlocken bewundern, nicht aber meistern, bessern, oder anders haben wollen. Denn von jenem höchsten Gut kann nichts geschehen, das nicht dem Zwecke, zu welchem es geschah, ganz entspreche, vollkommen und vollendet sey. Denn dasselbe sieht alles, noch ehe es wird und geschieht; es ordnet alles, wie es geschehen und gewirkt werden soll; fest und unveränderlich sind auch seine Beschlüsse und Anordnungen."

(No. 8. c. 5. Bl. 40.)

„Alles was geschieht, wir mögen es zufällig oder nach Vorschrift und mit Vorbedacht geschehen nennen, geschieht vermittelst der stets gegenwärtigen Vorsehung Gottes, es mag nun die leblosen Dinge oder die lebendigen und mit Verstand und Vernunft begabten Wesen betreffen; wenn wir dieß schon nicht deutlich erkennen, weil wir durch unsere grobe körperliche Natur in tiefes Dunkel der Unwissenheit versenkt sind. Wem es aber gegeben ist, diese Ereignisse aus einem höhern Gesichtspunkte zu betrachten, Gott! welche Wonne genießt ein solcher, wenn er überall die Weisheit und Güte der Gottheit entdeckt! So daß ihn nun die Betrachtung des ganzen Weltalls, wie schön es auch ist, anekelt gegen das Vergnügen, welches ihm zu Theil wird, wenn er bis zu Gott hinaufsteigt, und ihn als den Baumeister des ganzen Werks betrachtet. In welche Bewunderung wird nicht ein frommes Gemüth gerathen, wenn es (um einige Beispiele und Zeugnisse anzuführen) jenen Jeroboam betrachtet, wie er von Gott dazu verordnet war, Israel in zwei Reiche zu trennen, aber bald

darauf an dem, der ihn erhoben hatte, untreu ward, indem er goldene Kälber zur Verehrung aufstellte: was zuerst Israel, und dann auch Juda den Untergang brachte. Denn es war eine schändliche That, vom wahren Gott zum Götzendienst das Volk verleiten. Sehr unklug wäre daher der göttliche Rathschluß gewesen, einen Mann auf den Thron zu erhöhen, der in der Folge von Gott abtrünnig werden sollte, wenn Gott nicht beschlossen hätte, sich zu dem, was er vor hatte, der Treulosigkeit Jeroboams zu bedienen. Ich sage, wenn das fromme Gemüth die Folgen dessen betrachtet, so ist es so weit entfernt, wider Gott zu eifern, daß es vielmehr seine Rathschlüsse bewundert und erhebt. Es hatte die höchste Güte beschlossen, sich von dem Jüdischen Volke eine Zeitlang wegzuwenden, und dagegen abgöttische Völker zu erwählen. Darum bereitet sie den Fall, den sie über Israel bringen wollte, durch Jeroboam vor. Denn von da fing Israel an zu sinken, bis es endlich in die Babylonische und Römische Gefangenschaft gerieth. Die heidnischen Völker, welche an seine Stelle getreten, triumphirten damals in der Erkenntniß Gottes. Indem der fromme Glaube dieß so klar sieht, wird er nicht von wunderbarer Freude hingerissen?“

(N°. 3. c. 7. Bl. 70.)

§. 11.

Der Glaube an die Vorsehung gibt Muth und Erhebung im Glück, und besonders im Unglück.

„Eine richtige Kenntniß von der göttlichen Vorsehung ist für die Frommen und Gottesfürchtigen das sicherste Verwahrungsmittel wider die Gefahren des Glücks und des Unglücks. Werden uns Glücksgüter zu Theil, Schönheit, Gesundheit, Kinder, Ehrenstellen, und erkennen wir dieß für ein Geschenk der Vorsehung: welchen Trost und welchen Fleiß erzeugt dieß in

dem Gemüthe! Troſt und Erquickung, da es ſieht, daß ihm auch das, was den Leib angeht, von Gott ertheilt wird, und es deſſen genießen darf; Fleiß und Emſigkeit aber, indem es ſich nicht genug hüten kann, das nicht etwa karg mitzutheilen, was es ſo freigebig erhielt. Aus jener Geſinnung entſteht Dankbarkeit, aus dieſer — Wachſamkeit über ſich ſelbſt und der rechtſchaffenſte Wandel. Trifft uns dagegen Mangel, Schmach, Kummer, Verlaſſenheit, Verachtung und Mißlingen, und wir leiten auch dieß von der Vorſehung ab, welchen Troſt und Aufrichtung gewährt uns dieß in ſo hartem Mißgeſchick! Mit welcher Seelengröße kann ein ſolcher ſich über die Welt erheben und Alles unter ihm verachten! Denn indem er ſich ſagt: „Dieß „Bittere iſt mir von der Vorſehung gereicht, ich muß es alſo „trinken, und mit unerſchrockenem Gemüthe einzig durch Ge„duld überwinden. Du biſt Gottes Werkzeug; dich will er „verbrauchen, indem er ſich deiner bedient, nicht indem er dich „müßig läßt; o du Glücklicher, den er zu ſeinem Werke be„ruft!“ ſo iſt er bereit, dieſes ſein Leben fahren zu laſſen, da er ſieht, daß ihm ſelbſt die ganze Welt nichts verſprechen kann, als mancherlei Unfälle und Mühſale. Wird nicht unſer Frommer die ganze Welt wieder gern und willig ſich abfordern laſſen, geſetzt, daß er ſie beſäße? Denn wer ſollte ſich eines Landgutes nicht entſchlagen wollen, das ihm nichts als fruchtloſe Mühe einträgt? Und gerade dahin führt die gläubige Anerkennung der Vorſehung. Denn da wir ſehen, daß die ſogenannten Glücksgüter ſo unſtät ſind und wechſeln, daß ſie nirgends feſten Fuß halten, werden wir dann nicht (wofern wir bei geſunder Vernunft ſind) allen Fleiß anwenden, daß wenigſtens wir ſelbſt feſt bleiben, und uns nicht mit ihnen hin und her werfen laſſen; gerade wie ein Schiff wider den Sturm hinter irgend ein Vorgebirg ſteuert, und die Anker auswirft. Was wird uns aber gegen dieſe Wogen des Schickſals ſtark machen können, als allein die Betrachtung der Vorſehung? Sie iſt's, die der mannlichen Bruſt alſo

zuredet: „Glaube nicht, daß dieß von Ungefähr geschehe; auf mein Geheiß geschieht es; es mußte geschehen, es kann unmöglich anders seyn. Erträgst du's männlich, so feierst du den schönsten Triumph, nicht bei denen, die jedem lasterhaften Buben zujauchzen, wenn er nur irgend eine blutige That beging; sondern vor jenem Vereine der Seligen, wo von allen den Gerechten, Helden, Weisen, Gelehrten, Frommen, die seit der Erschaffung der Welt lebten, keiner fehlt; wo sich die Verwegenheit nicht mehr für Tapferkeit, die Heuchelei nicht für Frömmigkeit, die Geschwätzigkeit nicht für Gelehrsamkeit, eitle Beredsamkeit nicht für Weisheit verkaufen kann. Denn dort kommen nur die zusammen, welche nach ächter probhältiger Tugend, nicht nach bloßen Schlacken strebten. Dort entscheidet ein Kampfrichter, den Niemand täuschen kann, der aber auch selbst Niemanden hintergeht oder täuscht. Flieh'st du aber aus Trägheit oder aus Verzweiflung Mühe und Anstrengung: so wird die größte Schmach auf dich fallen; denn der Führer, an dem du untreu bist, kann nicht hintergangen werden, da er die geheimsten Falten des menschlichen Herzens durchschaut. Das Vergehen läßt sich dann weder läugnen noch bemänteln: denn er sieht's uns an der Stirne geschrieben, was wir gethan, und er kennt auch alle die Arten der Sünden von Andern: so daß veränderte oder verfälschte Gesetzestitel hier nichts helfen. Keine Verborgenheit kann Kain's und Romulus Brudermord, David's und Aegistus Ehebruch verdecken. Könntest du also auch vor den Menschen deinem Verbrechen einen andern Namen geben: so kannst du es doch nicht vor Gott.““

(No. 8. c. 7. Bl. 76 u. 77.)

V.

Die Vorherbestimmung oder Erwählung.

§. 1.

Erklärung dessen, was Erwählung sey, und Rechtfertigung dieser Erklärung.

„Aus der Vorhersehung entspringt die Vorherbestimmung, oder welches Eins ist, Vorherordnung und Erwählung.“

„Erwählung ist der freie Entschluß oder die Selbstbestimmung (Constitutio) des göttlichen Willens über die, welche selig werden sollen. — In dieser Erklärung bediene ich mich des Wortes Entschluß in der Bedeutung von Willensmeinung oder Bestimmung, da es sonst auch so viel heißt als Rathschlag oder Bedenken, was aber gemeiniglich der Nothwendigkeit unterliegt. Denn einen Rathschlag faßt man über das, was gethan werden soll, wo eine Nothwendigkeit eintritt, die uns heißt einen Rathschlag fassen, wie ihn die Sache fordert, nicht wie wir vorzüglich wünschen. Jener Entschluß (Selbstbestimmung) geziemt also der göttlichen Würde und Majestät, die keiner langen Umsicht bedarf. Denn wie Gesetzgeber und Fürsten mit Freiheit beschließen, nach Maßgabe dessen, was recht und gut ist: so steht es auch der göttlichen Majestät frei, aus ihrem eigenen Wesen, welches Güte ist, sich zu bestimmen; so daß also der Entschluß nicht durch irgend ein Geschöpf veranlaßt wird. Denn das ist jener mangelhaften menschlichen Weisheit eigen, nach vorhergegangener Unterredung oder Musterung einen Beschluß zu fassen: Gott hingegen, der von Ewigkeit zu Ewigkeit Alles mit einem einzigen einfachen Blicke überschaut, hat nicht erst nöthig, Schlüsse zu machen, oder Thatsachen abzuwarten; sondern, eben so weise wie fürsichtig, gut ꝛc. bestimmt und ordnet er Alles mit Freiheit. Daher fügte ich zur Selbstbestimmung noch das

Wort Freiheit, damit wir verstehen, daß diese Selbstbestimmung Gottes frei sey, und nicht von unserer Anordnung oder Bestimmung abhange, oder unserer Bestimmung folge. Ich sage dieß mit Hinsicht auf die Meinung des Thomas von Aquino von der Vorherbestimmung. Wenn ich mich seiner Philosophie noch recht erinnere, so war sie folgende: Da Gott Alles sehe, ehe es geschieht, so bestimme er des Menschen Loos dann erst, wann seine Weisheit gesehen, wie er beschaffen seyn werde. Eine Meinung, die mir freilich gefiel, so lange ich mich noch an eine Schule hielt; so wie ich sie aber verließ, und der reinen Lehre der göttlichen Schriften anhing, mißfiel mir diese Meinung höchlich. Denn sie nimmt an, Gottes Bestimmung über uns richte sich nach unserm Entschlusse, d. h. erst dann erfolge Gottes Ausspruch und Verfügung über uns, nachdem seine Weisheit gesehen, was wir seyn und wie wir uns bestimmen werden. Was heißt dieß anders, als Gottes Entschluß und Bestimmung derjenigen eines menschlichen Richters gleich setzen? Denn dieser thut seinen Ausspruch erst nach angehörter Rechtssache, und zwar nothgedrungen, weil er vor Auseinandersetzung des Handels nicht sieht, was darin recht oder unrecht ist. Daher hängt er nothwendig von der Auseinandersetzung der Sache ab. Und gerade dazu macht man Gott, wenn man auf diese Weise bei ihm die Vorherbestimmung erst auf die Erkenntniß folgen läßt. So gefährdet man nun aber auch unvorsichtiger Weise Gottes Güte und Allmacht. Denn da Gott vor Erschaffung der Welt schon sah, wie Adam, Kain oder Judas seyn werde, und doch nicht verhütete, daß sie in Vergehungen sich stürzten, so schien er ja seine Güte vergessen zu haben. Konnte er aber den vorhergesehenen Fall nicht zum Voraus abwenden, so gerne er es auch wollte, so steht also doch die Kraft seinem Willen nach, und demzufolge läßt sich seine Allmacht in Zweifel ziehen. Ferner: wenn die göttliche Bestimmung erst nach unserer Beschaffenheit sich richtete, so wären wir ja oder würden aus uns selbst

etwas, noch ehe Gott über uns verfügte, was doch ganz grundlos ist. Wir sind also, oder vielmehr Paulus selbst und wir mit ihm, sind der Meinung, daß die Vorherbestimmung ein freier Entschluß Gottes über uns ist, ohne alle Rücksicht auf unser Gut- und Böshandeln."

„Dieser Entschluß ist das Werk des Willens als der Hauptursache, nicht aber der Weisheit. Wiewohl der göttliche Wille nie blind handelt ohne Weisheit, wie bisweilen der von Leidenschaften verblendete Wille des Menschen zu dem sich hinneigt, was das Gemüth und der Verstand abräth. Denn in Gottes Eigenschaften ist keine Trennung; und da Gott ein einfaches Wesen ist: so kann nichts von ihm geschehen, ohne daß dieselben alle in gleichem Grade dazu mitwirken. Doch wird der einen Eigenschaft etwas zugeschrieben, was das Werk Aller ist. So wird dem Willen zugeschrieben die Erwählung und Vorherbestimmung zum seligen Leben, obgleich Weisheit und Vorsehung eben so gut mitwirken. Es ist nämlich bei der Bestimmung der Menschen zur Seligkeit der Wille die Hauptkraft, dem die Weisheit, Güte, Gerechtigkeit und übrige Eigenschaften dienen. Daher wird die Erwählung dem Willen und nicht der Weisheit zugeschrieben: denn sonst würde Gottes Gabe und Bestimmung von unserm Handeln abhangen. Nicht der Gerechtigkeit: denn sonst würde wiederum die ewige Seligkeit von der Gerechtigkeit der Werke und nicht von der göttlichen Huld herzuleiten seyn. Endlich geht die Erwählung nur auf die, welche selig werden sollen; von den Unseligen sagt man nicht, daß sie erwählt werden, obgleich auch über sie der göttliche Wille bestimmt, aber zur Verstoßung, Verwerfung, damit sie Beispiele der Gerechtigkeit werden. Die Erwählung ist also frei, aber nicht blind, eine mit Majestät und Ansehen begleitete Selbstbestimmung — nicht einzig zwar, jedoch vorzüglich — des göttlichen Willens, über die Seligzumachenden, nicht aber über die Zuverdammenden."

(N°. 8. c. 6. Bl. 43—45. Vergl. N°. 5. §. 2.)

§. 2.

Bestätigung dieser Erklärung durch die heilige Schrift.

„Nun kommen wir zu den Zeugnissen der Schrift, durch welche unsere ganze Erklärung der Erwählung bestätigt, ja das gesammte Geschäft der Vorsehung anschaulich wird. 2 Buch Mose 33, 19. spricht Gott zu Moses: „Ich erbarme mich wessen ich will, und bin gnädig, wem ich will.“ Was heißt dieß anders, als nach der Art Herrscher bestimmen und sich äußern: Ich ertheile Erbarmen nach meinem Gefallen, nicht bewogen durch die Gebete, oder das Elend derer, die mich darum anflehen; sondern aus freiem Gnadengeschenk der Erwählung. Denn auch die Gottlosen flehen zuweilen um Hülfe. Diese Meinung wird noch klarer und verständlicher, wenn wir die Worte des Herrn selbst erwägen, die er zu Moses sprach, um ihm Muth zu machen: „Ich will das Herz Pharao's verhärten, damit ich meine Wunder und Zeichen mehre in Egypten. Dennoch wird Pharao euch nicht gehorchen.“ Und diese Worte wiederholte er öfters, nicht hyperbolisch, als Drohung, sondern als eigentliche Warnung und Offenbarung des Geheimnisses seiner Selbstbestimmung, zufolge welcher er beschlossen hatte, Pharao's Verwerfung und Verdammung durch dessen Widerspenstigkeit und Treulosigkeit der Welt zu offenbaren, wie er sie schon vor Erschaffung der Welt bei sich beschlossen hatte. Denn Er setzt noch hinzu: „Dazu habe ich dich Pharao erhoben und verhärtet, damit ich meine Kraft an dir offenbar mache, und mein Name gepriesen werde auf der ganzen Erde.“ Hieraus kann man klar erkennen, daß Gott an solchen Beispielen der Verwegenheit und Hartnäckigkeit der Welt seine Macht sowohl, als seine Gerechtigkeit zeigt. Denn wenn er die Menschen verhärtet, damit sie widerstreben: so leidet es keinen Zweifel, daß er dieß aus keiner andern Ursache thut, als um sie der Welt als Exempel der Gerechtigkeit aufzustellen. Daraus folgt auch

umgekehrt, wenn er Moses zum Führer des Volks macht, und David zum Könige; wenn er sich des am Kreuze sterbenden Schächers, und des ihn nicht nur in der Gefahr im Stich lassenden, sondern selbst noch frech verläugnenden Petrus erbarmt; daß er an ihnen Exempel seiner Güte aufstellt. Darauf deutet auch der heilige Paulus hin, wenn er spricht: Röm. 9, 18. „Er erbarmt sich wessen er will, und verstockt wen er will.“ Was will er damit anders sagen als, die Erwählung und Verwerfung sey ein Werk des freien Willens. Diese ersten Zeugnisse der Schrift bestätigen den zweiten Theil unserer Erklärung von der Erwählung: Daß nämlich die Selbstbestimmung der Wahl das Werk des göttlichen Willens sey. — Am gleichen Orte sagt Paulus auch folgendes: „Als Rebekka von unserm Vater Isak schwanger ging, ehe noch die Zwillinge geboren waren, geschweige daß sie etwas Gutes oder Böses gethan hatten (damit nämlich der Vorsatz der göttlichen Erwählung unverletzt bleibe, die nicht aus den Werken, sondern von dem Rufenden kommt), ward ihr gesagt, der Aeltere werde dem Jüngern dienen ꝛc.“ Mit diesen Worten sagt Paulus offenbar, daß die Erwählung auf unsern Entschluß oder unsere Beschaffenheit so wenig Rücksicht nehme, daß die Zwillinge der Rebekka ehe sie geboren, ja ehe sie empfangen waren, selbst ehe noch die Welt geschaffen ward, seyen erwählt worden durch Gottes unveränderlichen Rathschluß. Daraus lernen wir, daß die göttliche Selbstbestimmung frei ist, und von keiner Rücksicht oder Mittelursache abhange. Und dieß machte den andern Theil unserer Erklärung aus.“

(Nº. 8. c. 6. Bl. 45, 46.)

§. 3.

Die Erwählung schließt alles eigene Verdienst aus.

„Durch jene Worte des Paulus wird nun auch aller Streit über das Verdienst unserer Werke gehoben. Denn er sagt eben so klar, daß die Erwählung nicht komme aus den

Werken, sondern von dem Rufenden. Damit fällt das Verdienst unserer Werke hin. Entweder muß nämlich die Erwählung aus freier Gnade hin fallen, oder unser Verdienst. Denn wenn die Seligkeit durch die Werke erworben wird, so wird sie nicht umsonst geschenkt; wird sie hingegen dieß, so ist sie kein Lohn unsers Werks. Wie auch Paulus dieß auf's Klarste entwickelt Röm. 11. Da aber nichts desto weniger die heilige Schrift so oft unsern Werken die Seligkeit als Lohn verheißt: so verfallen die Ungeübten in Zank; daher jener Streit über den freien Willen und das Verdienst, der ehmals entstand und jetzt noch fortdauert, indem der eine Theil die stärkern Gründe für die Vorsehung und die freie Wahl der Gnade streiten sieht, der andere die Meinung von dem freien Willen und dem Lohne der Werke hegt. Dieser Streit würde sich aber bald legen, wenn sie zur Betrachtung der Gottheit, als zu der sichersten Burg der Religion ihre Zuflucht nähmen. — Daß übrigens die H. Schrift unsern Werken Lohn verheißt, darf uns nicht irre machen, da wir schon gehört haben, daß Gottes Güte sich nach menschlicher Gewohnheit richtet, so daß dem Werkzeug zugeschrieben wird, was doch im Grunde Sache des Urhebers und Künstlers ist. Wenn also den Werken das als Lohn verheißen wird, was die göttliche Güte aus freier Gnade schenkt, so ist der Grund hiervon nicht in der Natur der Sache, sondern in der göttlichen Güte zu suchen, welche sich herabläßt, uns zuzueignen, was doch allein ihre Sache ist. Unserm Verdienste wird also zugeschrieben, was wir allein der göttlichen Huld zu danken haben."

(No. 8. c. 6. Bl. 46. 47. 49.)

§ 4.

Verhältniß, in welchem der Glaube zur Erwählung steht. Die Erwählung geht dem Glauben vorher; dieser ist nur das Wahrzeichen von jener.

„Wie kommt es aber, daß die Befreiung von Sünden und ewige Seligkeit in so vielen Stellen der H. Schrift dem Glau-

ben zugeschrieben wird? Laßt uns sehen, wem der Glaube, dieß freie Geschenk Gottes, gegeben werde. Der Glaube wird denen gegeben, die zum ewigen Leben erwählt und bestimmt sind; jedoch so, daß die Erwählung vorher geht, und der Glaube derselben als Wahrzeichen (symbolum) nachfolge. Denn so sagt Paulus Röm. 8. „Welche er vorher bestimmt oder geordnet hat, die hat er auch berufen; welche er aber berufen hat, die hat er auch gerecht oder frei gesprochen; welche er aber gerecht gesprochen, die hat er auch herrlich gemacht.“ Dieser Ausspruch des Paulus erklärt unsere Meinung vortrefflich. Er will nämlich zeigen, daß die Vorherbestimmung und Wahl Gottes der Grund und die Ursache sey, daß wir mit ewiger Herrlichkeit begabt werden. Sey diese Bestimmung und Erwählung beschlossen, so werde der Mensch von Gott berufen, nicht bloß vermittelst jener allgemeinen Berufung, welche in der äußern Predigt der Apostel besteht, sondern auch noch so, daß der Geist den Erwählten das Ohr öffne, daß sie begierig werden, dem zu gehorchen, was Gott gebeut oder verheißt. Die, welche nun Gott so beruft, die spricht er auch gerecht, d. i. macht sie frei von Sünden. Kann es also eine andere Rechtfertigung geben als die des Glaubens? Denn darauf zielt die ganze Lehre Christi und der Apostel hin, zu erweisen, es gebe keine andere Lossprechung oder Rechtfertigung, als die des Glaubens. Die aber, welche den Glauben haben, sind auch Erben ewiger Herrlichkeit. Aus welchem Allem wir lernen, daß denjenigen, welche erwählt sind, der Glaube gegeben werde. Die nun den Glauben haben, sind gerecht d. i. frei gesprochen, so daß nichts Verdammliches mehr an ihnen ist. Nicht als ob der Glaube ein Werk sey, dem Vergebung der Sünden gebühre; sondern weil die, welche Glauben an Gott haben, ohne allen Zweifel wissen, daß Gott ihnen durch seinen Sohn versöhnt, und die Handschrift der Sundenschuld zernichtet sey. Denn nur die Sünde ist es, die uns von der Besitznehmung des Erbes ausschließt und abhält. Ist sie weggenommen, so vereinigen wir uns wieder mit

Gott, gerade so, wie zwei Gewässer zusammen fließen, nachdem der Damm oder die Scheidewand weggehoben worden. Welche dieß Licht und diese Kraft des Glaubens haben, die sind gewiß, daß weder Tod noch Leben ihnen diesen Schatz rauben können, den sie sich mit Aufgebung alles Andern erworben haben. Diese also sind so erwählt, daß ihre Erwählung nicht Gott allein nur bekannt ist, sondern auch ihnen, den Erwählten selbst. Ein anderes Zeugniß, aus welchem wir lernen, daß der Glaube allein den Erwählten gegeben werde, ist folgendes: In den Geschichten der Apostel steht geschrieben (Cap. 13.): „Und es glaubten so viele ihrer verordnet waren zum ewigen „Leben.“ Siehe da, die, welche zum ewigen Leben bestimmt und verordnet waren, die glaubten. Es ist also ausgemacht, daß die, welche glauben, wissen, daß sie erwählt seyen; denn welche glauben, die sind erwählt.“

„Wenn also dem Glauben der Gewinn des ewigen Lebens zugeschrieben wird: so wird hier dem Spätern, das nur zum Siegel dient, beigelegt, was eigentlich dem Frühern, als dem Mittel, zukommt. Der Glaube ist das Zeichen der Erwählung, durch die wir wahrhaft selig werden. Wäre die Erwählung nicht als Blüthe vorangegangen, so würde der Glaube niemals gefolgt seyn. Eben so wird auch den Werken ein Verdienst beigemessen, die, wiewohl sie aus dem Glauben herkommen, wie z. B. Abraham's Werke, doch die Seligkeit nicht verdienen. Wenn aber die Schrift sagt: „Thu das, so wirst du leben.“ Und: „Willst du zum Leben eingehen, so halte die Gebote!“ so müssen wir wissen, daß diese und ähnliche Aussprüche nur die Folge ausdrücken. So wie nämlich dem Glauben Gerechtmachung und Seligkeit beigelegt wird, da doch dieselbe nur aus der Erwählung und göttlicher Güte herkommt, der Glaube aber auf die Erwählung so folgt, daß wer ihn hat, es weiß — gleichsam durch Siegel und Pfand dessen versichert — daß er erwählt sey: Eben so geben die, welche Werke des Glaubens thun — in sofern sie aus freier Liebe zu Gott und dem Nächsten und nicht

aus eitler Ruhmsucht handeln — damit sowohl sich selbst als Andern einen Beweis, daß sie Gott ehren, d. h. daß sie den Glauben haben. Denn es ist so gewiß, daß wo Glaube ist, da auch gute Werke folgen, als es gewiß ist, daß der Ofen Wärme verbreitet, wenn Feuer in ihm angezündet ist.“

(N°. 8. c. 6. Bl. 53, 54, 56. vergl. N°. 5. §. 6. u. N°. 15. S. 162 — 165.)

§. 5.

Die Lehre: Wer glaubt, wird selig! ist mit Einschränkung zu verstehen. Denn die Erwählung ist frei.

„Die Erwählung geht also dem Glauben vorher. Daher erlangen diejenigen, welche erwählt sind, und nicht zur Erkenntniß des Glaubens kommen, wie z. B. Kinder, nichts desto weniger die ewige Seligkeit. Denn die Erwählung macht selig, und diese ist so frei, daß auf kein Werk oder Tugend von unsrer Seite Rücksicht genommen wird. Dagegen folgt aber auch, daß die, welche den Grund des Glaubens zwar hören, aber ihn nicht auffassen, zu ewiger Strafe bestimmt und verordnet sind. Denn wer der Predigt der Apostel glaubte, war bestimmt zum; ewigen Leben. Und umgekehrt, sagt Christus selbst, wer nicht glaube, nämlich dem gepredigten und angehörten Evangelium (denn es gehen die Worte vorher: Prediget das Evangelium aller Creatur!) der sey allerdings verdammt. Der Unglaube ist also dessen ein eben so gewisses Zeichen, als der Glaube das Zeichen der Erwählung ist. Dem zufolge sind — um dieß im Vorbeigehen zu sagen — diejenigen Stellen der H. Schrift mit Umsicht zu betrachten, wo es heißt, daß nur die Gläubigen selig werden; diese Bedingung gilt nämlich nur von denen, die gehört und geglaubt haben. Dieselbe Bewandniß hat es mit der Ungläubigen Verdammniß. Es gilt nur von denen, die gehört und doch nicht geglaubt haben. Von den Andern können wir nicht urtheilen, da uns keines Men-

schen Erwählung bekannt ist. Theils weil Paulus sagt, wenn der Heide das Gesetz erfülle, so werde er ein Jude, indem er zeige, daß Gottes Gesetz ihm in's Herz geschrieben sey. Theils weil Abraham, Isak und Jakob, die Mutter des Heilandes, Petrus und Paulus von Gott Erwählte waren, schon als Kinder, ja vor Erschaffung der Welt, und da sie den Glauben noch nicht hatten. Es gilt also nicht im allgemeinen: „Wer den Glauben nicht hat, wird verdammt;“ sondern wer die Lehre des Glaubens verkündigen hörte, und doch im Unglauben beharrt und stirbt, den können wir vielleicht unter die Unseligen zählen. Denn viele glauben nicht alsbald so sie gehört haben; sondern dann erst, wenn sie vom Geiste ergriffen und gezogen werden, wie Paulus. Darum läßt sich dieß Urtheil nur von denen fällen, die bis zu ihrem Tode im Unglauben beharren. Und wenn auch Einige durch ihre Grausamkeit oder Wollust offenbare Beweise geben, daß sie von Gott verworfen seyen; so sollen wir dennoch, da so oft schon die schlimmsten Menschen sich gebessert haben, niemand (wie der Dichter sagt) vor seinem Ende verdammen. So lassen sich die beiden Stellen mit einander vereinigen: „Wer nicht glaubt, ist schon verdammt.“ Und: „Wenn der Heide dem Gesetze gemäß lebt, so wird ihm die Vorhaut zur Beschneidung.“ Denn so die Heiden, die das Gesetz nicht haben, von Natur thun, was das Gesetz in sich faßt, so sind sie, die das Gesetz nicht haben, ihnen selbst ein Gesetz ꝛc. Denn nichts sieht im Wege, daß Gott nicht auch unter den Heiden sich solche auswähle, die ihn ehren, ihm gehorchen, und nach dem Tode sich mit ihm vereinigen: Denn frei ist ja seine Wahl. Einmal ich, wenn mir die Wahl frei stände, möchte lieber das Loos eines Sokrates oder Seneka wählen, die nicht nur den Einen Gott erkannten, sondern auch durch ein reines Gemüth ihm zu gefallen strebten, als das Loos des Römischen Pabstes, der sich selbst für einen Gott ausgeben möchte, oder irgend eines Königes oder Fürsten, der diesen Götzen schutzt. Zwar

erkannten Jene die Religion nicht nach unserm Worte, und dem Sakramente; aber der Sache selbst nach waren sie frömmer und heiliger als alle Dominikaner und Franziskaner.“

(N°. 8. c. 6. Bl. 54. 55.)

§. 6.

Die Erwählung derer, die als Kinder sterben.

„Es möchte aber Jemanden der Kinder halben folgender Zweifel beunruhigen: „Da alle Erwählten schon vor Erschaffung der Welt erwählt sind, und die Kinder der Gläubigen zur Kirche gehören, so läßt sich nicht zweifeln, daß sie nicht, wenn sie als Kinder sterben, in die Zahl der Seligen aufgenommen werden, da die Erwählung, nach dem Ausspruch des Apostels, fest und unwandelbar ist. Sind wir nun Alle, während wir Kinder sind, erwählt oder nicht? Sind wir Alle erwählt, und ist die Erwählung unwandelbar, so mögen wir als Erwachsene leben, wie wir wollen, glauben oder nicht glauben; dennoch werden wir selig. Denn wenn man einmahl erwählt ist, bleibt es auf ewig. Sind wir's nicht, nun so leiden die, welche in ihrer Kindheit sterben, ewige Strafe, ohne solche verdient zu haben, da sie von der Erbsünde durch Christum frei geworden, für sich selbst aber noch keine Sünde begangen haben.“ Obgleich diese Frage mehr unter die Fragen der Neugier, als der Frömmigkeit zu gehören scheint; so will ich sie dennoch beantworten, und zwar mit Folgendem: Leben und Handeln sind Jedem von der göttlichen Vorsehung eben so bestimmt wie Geburt und Zeugung: Und umgekehrt, Tod und Abschneidung des Lebensfadens eben so bestimmt, als Hervorbringung und Lebensart. Daraus folgt, daß kein Kind stirbt, dessen Schicksal nicht von Ewigkeit her bestimmt ist; und daß keine Kraft es dahin bringen kann, daß der, dem das Ziel so oder so bestimmt ist, dasselbe überschreite. Wenn also die Kinder der Gläubigen sterben, so ist dieß ein Zeichen, daß Gott sie erwählt

habe, und zur Herrlichkeit der Seligen berufe, denn sie werden hingenommen, damit das Böse nicht ihre Seelen beflecke. Die welche leben bleiben und Gott ungehorsam werden, wie Esau, die werden dazu erhalten, damit ihre Verwerfung und Verstoßung durch ihr böses Wesen an den Tag komme. Die aber, welche leben, und fromm und gottesfürchtig bleiben, wie Jakob, die werden dazu erhalten, damit durch ihre guten Handlungen Gottes Güte und ihre eigene Erwählung offenbar werde. Inzwischen da die Kinder als in der Kirche befindlich geachtet werden, und uns nicht bekannt ist, was sie seyn; und ob sie leben oder sterben werden, so urtheilen wir von ihnen gerade so, wie von den Erwachsenen, von denen unsre Meinung ist: sie gehören zur Kirche, sie seyen von Gott erwählt, so lange sie nicht durch große und schaamlose Verbrechen sich als Verworfene zu erkennen geben. Wie es nun unter den Erwachsenen viele gibt, welche von uns nicht als Verworfene erkannt werden, bis sie dieß durch ein Verbrechen offenbaren: Und dagegen viele sind, die zwar einst lasterhaft lebten, jedoch sich bekehren, und durch Buße und Rechtschaffenheit des Lebens zeigen, daß sie von Gott erwählt seyen: Eben so setzen wir überhaupt alle von christlichen Eltern Geborne unter die Zahl der Kinder Gottes. Inzwischen zeigt dann Gott entweder durch ihren frühzeitigen Tod, oder durch Verlängerung ihres als Folge des Glaubens geführten unsträflichen Lebens, ihre Erwählung; oder aber ihre Verwerfung durch ihr langes aber ruchloses Leben. Am gewissesten sind wir also der Erwählung derjenigen Kinder, die in ihrer Unmündigkeit sterben, da sie noch ohne Gesetz sind. Denn die Unschuld des menschlichen Lebens ist oft keine ächte, sondern nur scheinbare Unschuld. An den Kindern der Gläubigen kann keine Befleckung seyn, da die ursprüngliche (Erbsünde) durch Christum getilgt ist. Eigentliche Sünde aber kann sie noch gar nicht verunreinigen, da sie noch nicht unter dem Gesetze sind. Da uns nun nichts von Gott trennt, als die Sünde, diese aber von aller Sünde frei

sind, so kann man von Niemand mit so unwidersprechlicher Gewißheit wissen, daß er unter den Erwählten sey, als von den Kindern, die in ihrer Kindheit sterben. Denn Sterben ist bei ihnen Zeichen der Erwählung, gerade wie bei den Erwachsenen der Glaube. Die Verworfenen nämlich sterben nicht in diesem Stande der Unschuld; sondern werden von der göttlichen Vorsehung erhalten, damit ihre Verwerfung durch ihr verbrecherisches Leben bezeichnet werde."

(No. 8. c. 6. Bl. 58—60. vergl. No. 15. S. 165. ff.)

§. 7.

Unterschied zwischen dem Denken und Thun der Erwählten und der Verworfenen.

„Der Mensch thut alles, was er thut, in Folge seiner Erwählung oder Verwerfung. Bei dem von Gott Verworfenen gehen alle seine Anschläge dahin, Reichthümer und Sinneslust sich zu verschaffen; und da er den Namen eines braven Mannes zu erwerben sucht, oder ihn beizubehalten sich Mühe gibt, so verbirgt er alle seine Laster durch Heuchelei, oder sucht sie durch Verfälschung und Ausschmückung für Tugenden auszugeben. — Wer wird nun solche Anschläge für gering achten, da sie die Thaten selbst gerade um so viel an Wichtigkeit übertreffen, als die Ursache wichtiger als das Werk ist? Denn gehen seine Anschläge vorher, so erfolgen auch keine Thaten. Und wenn jemand ohne Wissen oder Vorsatz etwas thut, so wird es ihm nicht zugerechnet: So viel höher wird der Anschlag gewerthet, als die That selbst. Sollten wir nun zugeben, daß die Handlungen des Gottlosen und des Frommen von der Vorsehung geleitet werden, aber dieß von seinen Anschlägen und Ueberlegungen läugnen? Wenn wir es aber in Hinsicht auf diese zugeben, müssen wir denn nicht mit gleichem Recht dieß auch auf alles das ausdehnen, was mit denselben in Verbindung steht? — Der von Gott Erwählte richtet sein ganzes

Bestreben dahin, daß er die wahre, nicht erheuchelte Tugend sich eigen mache, nicht um seinetwillen, sondern zur Ehre Gottes und zum Nutzen des Nächsten. Denn ihnen widmet er sein Thun, für sie geschieht es, nicht für ihn. Denn ihm ist's höchstes Vergnügen, Gott verherrlicht, oder das Wohl des Nächsten befördert zu haben. Was er also hört, denkt, unternimmt, das behandelt er geschickt und würdig; er läßt sich nicht schrecken, tritt nicht zurück; sondern was immer sich zuträgt, erkennt er als etwas, das so habe geschehen müssen, und daß dadurch das Ziel erreicht werde, nach welchem er strebt. Wer wollte läugnen, daß die gesammten Anschläge, Gedanken und Unternehmungen eines solchen, der die Gottheit in Allem bemerkt und ehrt, von Gott seyen? Und dieß in dem Maße, daß er, wenn er aus Schwachheit sündigt, selbst seine Sunde auf die Ehre Gottes bezieht, wie sich dieß an Davids Beyspiel zeigt. Durch bloßen Zufall scheint Bathseba in's Bad gegangen zu seyn, und David dorthin geblickt zu haben: aber wenn wir den Ausgang dieser Trauergeschichte hören, welch ein Schauer der Verwunderung ergreift uns! David hatte das Weib seines treuesten Streiters geschändet, und da er durch diese That seine Begierde mehr entzündet als gestillet hatte, faßt er den verbrecherischen Anschlag, den unschuldigen, auf keine Rache denkenden, Gatten aus dem Wege zu räumen, um sich am Umgange des Weibes zu sättigen. Alles gelingt nach Wunsch; so daß der Prophet die Größe des Verbrechens, die keine noch so reiche und kräftige Rede hinreichend hätte schildern können, in die zwey Worte zusammenfaßte: Du hast geraubt und gemordet! Da ging David in sich selbst, und demüthigte sich so sehr, daß dieser schwere Fall ihm bis an's Ende zur Verwahrung gegen jede Selbsterhebung diente. David war ein Erwählter Gottes, ein Mann nach seinem Herzen, darum gedieh ihm diese schwere Sunde zum Besten. Was mag er jedoch gläublich sein Lebenlang nun anders gedacht haben, als: „Der Herr dein Gott wollte dich in dieß Laster fallen lassen, damit

du erkenneſt, daß du Menſch ſeyſt. Er verlieh dir die vorzügliche Gabe der Weisſagung, Stärke, Muth, Krone, Reich und Macht, er verhieß den Heiland aus deinem Geſchlechte. Dieß alles hätte dich verſchlimmern können, wenn er gewollt hätte. Aber er iſt gütiger gegen dich, als du ſelbſt es geweſen wäreſt. Er demüthigte dich durch ein ſo ſchweres Vergehen, damit du dich nicht für etwas höheres achteſt als für einen Menſchen. So macht dich dein Gott zu einem Exempel ſeiner Güte und Gnade." Da man nun bis zum Ende der Tage Leute wird aufzurichten haben, welche die Hoffnung wollen ſinken laſſen; ſo können wir ihnen das Exempel Davids, welchem Gnade widerfahren, wie einen Spiegel oder ein Gemälde vor Augen ſtellen, an welchem ſie lernen, wie bereit der Herr ſey zur Erbarmung."

(N°. 8. c. 7. Bl. 68. 69.)

§. 8.

Die Lehre von der Erwählung darf nicht zur Entſchuldigung der Sünde mißbraucht werden.

„Die Erwählung bleibt alſo unwandelbar, auch wenn der Erwählte in ſo große Laſter fallen würde, dergleichen die Gottloſen und Verworfenen begehen. Der Unterſchied iſt aber dabei der, daß ſie den Erwählten eine Urſache ſind zum Wiederaufſtehen, den Verworfenen aber zur Verzweiflung: Wie dieß ein David, Paulus, Magdalena, der Schächer und Andre beweiſen. — Darum darf aber Niemand ſagen: „Wohlan, ſo will ich thun, was mich gelüſtet. Denn bin ich erwählt, ſo werde ich ſelig, ich mag leben, wie ich will." Wer ſo ſpricht, der legt damit das Zeugniß ab, entweder daß er kein Erwählter ſey, oder daß er den Glauben und die Erkenntniß Gottes noch nicht habe. Denn wer Gott erkennt, der weiß, daß man das Leben nach Gottes Willen einrichten ſoll: Und wer den Glauben hat, der weiß, daß er erwählt iſt. Die Erwähl-

ten aber, die dieß wissen, die müssen nothwendig auch einsehen, daß sie sich vor allem dem zu hüten haben, was das Gesetz verbietet."

(N°. 8. c. 7. Bl. 76.)

„Die Erwählung Gottes will weder Böses, noch lehrt sie Böses." Niemand sage also: „Wenn ich erwählt bin, so kann ich sündigen, wie jener Schächer, und werde dennoch selig, wie er." Oder umgekehrt: „Wenn ich nicht erwählt bin, mag ich noch so viel Gutes thun, es wird mir doch nichts nützen; ich werde sterben und verdammt werden; denn alles hängt von der Erwählung Gottes ab. Will er mir das ewige Leben geben, so werde ich's erhalten, wenn ich auch noch so gottlos bin: Bin ich nicht erwählt, so sind alle meine guten Werke umsonst. Ich mag also Buße thun oder nicht, ich mag gut oder böse seyn, es wird immer Eins seyn." Wer solche gottlose Reden ausstößt, der kommt zuletzt so weit, daß er Gott zum Urheber der Sünde macht, und laut klagt, er habe ihn ungerecht verdammt. „Warum, heißt es dann bei solchen, warum verdammt mich Gott, da ich doch nicht anders handeln konnte? Denn alles hängt ja von seiner Vorsehung und Erwählung ab, und niemand kann seinem Willen widerstehen." Ich antworte darauf: Wie Gott voraus sah, daß jener Schächer oder ein Anderer sündigen werde; so sah und bestimmte er auch dessen Strafe zum voraus: Dieß hätte Gott aber nicht gethan, wenn er das Böse gewollt hätte. Da also Gott die Strafe für die Lasterhaften zum voraus bestimmt hat, so ist dieß ein Beweis, daß Gott keine Freude noch Wohlgefallen an der Sünde habe, daß sie ihm vielmehr mißfalle. Auch hört die Vorsehung ja nicht auf, thätig zu seyn, wenn der Gottlose die böse That nun vollbringt, sondern sie fährt weiter fort, und bestimmt dem Sünder auch zum voraus die Strafe. Darum gab Gott jenes Gesetz: Thut das Böse aus eurer Mitte hinweg! und darum sind auch im göttlichen Gesetze beinahe für jede einzelne Ver-

gehung beſondere Strafen verordnet; denn Gott will, daß die Laſterhaften den Uebrigen zum Exempel dienen.“

(Matth. 18, 18.)

VI.

Der Menſch.

§. 1.

Der Menſch iſt Gottes Stellvertreter auf Erden durch ſeine Würde und Beſtimmung.

„Der Sarazene Abdallah erklärte den Menſchen für das wunderbarſte aller Weſen, die auf dem Schauplatz der Welt geſehen werden. Ich aber, wenn man mich fragen ſollte, würde antworten, er ſey das ſeltſamſte und bewundernswertheſte aller Geſchöpfe, bewundernswerther ſelbſt als die Schönheit der Engel. Ich verſtehe dieß ſo: Betrachtet man den Haushahn neben dem Ochſen, ſo findet man den letztern allerdings größer und ſtärker: Aber wann kann man am Haushahn genug bewundern ſeinen königlichen Schmuck, ſeinen hohen Sinn, ſeinen ſtolzen Gang, ſeine unfehlbare Nachtwache, ſeine treffliche Feldherrn- und Führer-Geſchicklichkeit, wiewohl er nur dem Huhnervolke vorſteht? Eben ſo iſt der Engel allerdings ſeinem Weſen nach voll hohen Adels, denn er iſt reiner Geiſt: Erwägen wir aber neben ihm den Menſchen, dieß himmliſche und irdiſche Weſen zugleich, wie ſollten wir nicht vor Erſtaunen außer uns gerathen? Denn in dem unermeßlichen Geiſterchor findet ſich keiner, der mit einem irdiſchen und ſichtbaren Körper (es wäre denn etwa für eine Stunde) bekleidet ſey; und zugleich iſt unter der zahlloſen Schaar lebender Weſen keines zu finden, dem eine verſtändige Subſtanz als Beherrſcherinn und

Leiterinn vorgesetzt sey. Daraus ergibt sich ohne Mühe der Schluß, Gott, der Schöpfer aller Dinge, habe den Menschen nicht einzig dazu geschaffen, sein Bild und Muster zu seyn; sondern auch dazu, daß unter den Geschöpfen von Erde eines wäre, welches Gottes genösse, hier durch Umgang und Freundschaft mit ihm, dort aber durch Besitz und Umfangen Seiner. Ja auch dazu, um so zum voraus ein schwaches Bild zu geben von der Gemeinschaft, in die er einst durch seinen Sohn mit der Welt treten wollte. Denn wie könnten wir faßlicher auf die Menschwerdung des Sohns Gottes geführt werden, als daß wir von Anfang an einen verständigen Geist einem verstandlosen Körper eingepflanzt sehen? Auch dazu endlich, daß Gottes Weisheit in diesem Werke eben so erschiene, wie die jenes Künstlers im Schilde des Achilles. Wie nämlich dieser die ganze Festigkeit seines bewundernswürdigen Werkes so auf den Punkt zusammen gedrängt hatte, wo sein Bild angebracht war, daß der ganze Schild aus einander fiel, sobald man dieses löste: gerade so beraubt, schändet, besudelt der das ganze sichtbare All, welcher den Menschen aus der Welt wegnimmt. Denn, man nehme den Menschen weg, welche von allen in die Sinne fallenden Creaturen wird nun Gottes genießen? welche ihn erkennen? welche Umgang mit ihm haben? Der Mensch ist also für die Welt, was Gott für den Menschen. Gott ist Herr und Führer der menschlichen Seele, der Mensch ist Mann und Gemahl der Welt; denn alles, was wir sehen, ist um seinetwillen und zu seinem Besten da. Nimm also diesen hinweg, hast du dann nicht Alles verwaiset gemacht, und beraubt! Für wen wird die Sonne Wärme geben? Wem wehen dann die fruchtbaren Westwinde? Etwa den Thieren? Wem nützen dann die Thiere? Wem öffnet sich der Boden, wenn niemand da ist, der die Dinge zu gebrauchen versteht?“

(N°. 8. c. 4. Bl. 25.)

§. 2.

Der Mensch, ein Mittelwesen zwischen Thier und Engel.

„Nothwendig mußte nun der Herr, Mann und Gebieter so vieler und großer Dinge, selbst auch etwas von dem an sich haben, welchem er vorstehen sollte. Dagegen mußte er eben so nothwendig mit irgend einem ausgezeichneten Vorzuge begabt seyn, um damit den Widerstand Aller zu brechen und zu besiegen. Daher ward der, der zum Fürsten aller körperlichen Dinge bestimmt war, mit einem Körper begabt; aber auch mit einem Geiste der, der unter allen körperlichen Dingen allein mit Gott und den übrigen geistigen Wesen Verwandtschaft und Gesellschaft haben sollte; begabt also mit dem Entgegengesetztesten. Denn was ist einander fremder, als die Klarheit und das Licht des Gemüthes und Verstandes — und die Unempfindlichkeit und Trägheit der Erde und des Körpers? Siehe jedoch, wie der Schöpfer, da er dem Kothe einen Geist einsenken wollte, jenen so bearbeitet und gebildet hat, daß den würdigen Gast nicht eine unwürdige Wohnung entehre! Mit zottichter Brust, furchtbarem Zahn und Klaue war hervorgegangen der Löwe (aus der Schöpferhand); struppicht am ganzen Körper und mit starker Tatze hervorgekrochen der Bär; hervorgesprungen der Hirsch mit ästigem Geweih, aber haaricht und an den Füßen mit unbezwinglicher Klaue bewehrt; der übrigen Thiere jedes mit eigenthümlichen Stacheln als mit Speeren und Schilden gewaffnet. Aber der menschliche Körper, wie so gar nichts rauhes hat er an sich! Einige halten dieß freylich für ein Unglück, ich aber für die glücklichste Auszeichnung und Vorbedeutung. Denn da der Mensch dazu geboren war, sich Gottes und der ganzen Schöpfung zu freuen und zu genießen, so geziemte ihm auch ein Körper für Sanftmuth, Frieden und Freundschaft passend. Daher mußte dieser Thon und Laim, woraus der Mensch besteht, zu einer weichern und zartern Masse verarbeitet werden, damit

sich keine spitzigen Klauen, keine krummen Zähne, keine Schuppen noch bepanzerte Rücken zu Gewalt und Widerstand aus ihr gestalten. Daher kam es, daß er, als Herberge eines himmlischen Geistes, von allen Seiten glatt, sanft und rein geworden. Auf vier Füße senken die Thiere sich nieder; der Mensch aber steht aufrecht auf zweien, damit er desto gerader zum Himmel emporschaue, nach dessen Erbe er strebt. Kurz, unaussprechlich ist, in Vergleichung mit den übrigen lebendigen Wesen, des menschlichen Körpers Schönheit und Anmuth."

(N°. 8. c. 4. Bl. 25, 26.)

§. 3.

Dabei behalten Körper und Geist im Menschen jedes seine eigenthümliche Natur.

„Wiewohl der menschliche Körper diese Gestalt erhielt, und ein himmlisches Gemüth ihm anvertraut ist, so behält doch jeglicher Theil seine eigenthümliche Art und Natur bei. Die Seele liebt die Wahrheit, hat Ehrfurcht vor Gott, mit dessen Wesen sie verwandt ist, strebt nach Gerechtigkeit und Unsträflichkeit. Der Körper neigt sich zu seinem Ursprung, zur Erde, zum Fleisch, und folgt deren Natur. Daher läßt sich der Mensch mit nichts besser vergleichen, als wenn man einen Klumpen Laim in ein helles und reines Bächlein wirft. Augenblicklich wälzt sich das Bächlein, das zuvor krystall helle geflossen war, trübe fort, so daß seine vorige Reinheit nicht mehr zu hoffen ist, so lange jener Laimklumpen darin bleibt. So der Mensch. Ein heller und klarer Fluß, der der Gottheit selbst entquillt, ist seine Seele; daher liebt und sucht sie Wahrheit und Recht, so daß, wenn man sie getrennt von der rohen Körpermasse betrachtet, wie die Engel sind, nichts Häßliches, Trübes, Unreines in ihr zu finden ist. Der Körper aber ist der Laim aus der Erde genommen; diesem die Seele beigesellen, ist so viel als einen Eber in eine klare Quelle tauchen. Was also die Seele ihrer Natur nach

klar durchschauen und ohne Zögern freudig befolgen würde, das sieht sie durch die dichte Erdenmasse verfinstert nur dunkel, und durch deren Schwere wie von Fußbanden gehemmt und zurückgezogen, daß sie je dem Besten so wenig nachzukommen vermag, als Tantalus seine Aepfel erreicht."

(No. 8. c. 4. Bl. 26.)

§. 4.

Daher der immerwährende Kampf beider Naturen.

„Daher jener innerliche Krieg, in welchem sich Geist und Körper wechselseitig bekämpfen. So bald jener anfängt die Gottheit betrachten, mit ihr sich unterreden und über das sprechen, was beiden gemein ist, schnell zieht ihn das aus Erde gebildete Fleisch zurück. „Du Thor, spricht es, wo geräth'st du hin? Die Gottheit ist nichts, noch viel weniger sorgt sie für unsere Angelegenheiten." So strebt jeder Theil des Menschen zu seinem Ursprunge zurück. Der Geist sucht Licht, Reinheit, Unschuld, denn er ist seiner Natur nach Licht, reine Substanz und das Rechte liebend, und ist aus der Gottheit entsprungen. Der Leib neigt sich zur Trägheit, Unthätigkeit, Stumpfheit, da er seiner Natur nach faul und träge, von Vernunft und Verstand entfremdet, aus Erde besteht. Daher wird keinem Theil ein so glücklicher Sieg, daß der Ueberwundene sich nicht immer wieder auflehne. Denn wenn der Geist die Festung behauptet, empört sich da nicht das Fleisch, mag es immerhin sehen, daß ihm der König und Herrscher auf den Nacken kommt? Wer hat z. B. sein Vermögen so um Gottes willen unter die Armen ausgetheilt, daß nicht zuweilen das Fleisch gesprochen hätte: So wirst du berühmt werden, so dir einen Namen machen, so dir zur Bürgermeisterwürde, oder zu einer andern Ehrenstelle den Weg bahnen? Und wiewohl es auch solche geben mag, die geschickt und wachsam genug sind, den auf solchem Wege unvermerkt ansteigenden Feind schnell herunterzustür-

zen und niederzuwerfen: dennoch legt das Fleisch seine Kühnheit nicht ab, frech setzt es sich zur Gegenwehr und sucht die glücklichen Anfänge zu stören, ganz ähnlich in seinem Ungestum einem widerspenstigen Weibe. Wie sehr aber auch das Fleisch sich der Herrschaft über den Geist bemächtige, so daß nun einzig der Bauch sein Rathgeber ist, dennoch mahnt das bessere und gütigere Gemüth immerfort zu seiner Zeit, es erinnert und warnt. Es leidet nämlich keinen Zweifel, daß nie ein Säufer Torquatus sich so mit Wein bedeckt; nie ein Heliogabalus sich so mit Leckerbissen überfüllt; nie ein Nero sich so schaamlos in allen Arten von Wollust gewälzt; nie ein Dionysius oder Phalaris so unmenschlich sich in Strömen von Blut gebadet; nie ein Hannibal so gräulich Städte und Felder, Gegenden, Provinzen und Reiche verwüstet habe, daß nicht er und jeder seines Gleichen, von Wollust bisweilen ermüdet, etwa so mit sich selbst geredet habe: „Aber wer bist du denn? Oder was thu'st du hier? Wie wird sich's mit dir enden? Sind die nicht auch Menschen? Warum fühl'st du jetzt Schmerz? Warum bist du so hinfällig und kraftlos? Was wird herauskommen, wenn Jeder nach frevler Lust mit dem Andern umzugehen fortfährt?" Nie wird das Gemüth so ganz unterdrückt, daß es seiner selbst auf immer vergäße; nie wird es durch des Fleisches Stolz und Tyrannei so niedergebeugt, daß es von seinem, wenn auch späten Warnen ganz abstände: So daß im Gegentheil der Geist einem milden Vater gleicht, der seinen Kindern die größte Treue und Nachsicht beweist."

(Nv. g. c. 4. Bl. 27.)

§. 5.

Diese Einrichtung war nothwendig, wenn der Mensch seine Stellung zwischen Engel und Thier behaupten sollte.

„Gott hat jeglichem Theil seine eigenthümliche Art erhalten und bewahrt, damit der Mensch desto bewundernswerther

ſey. Denn wenn das Fleiſch ſeine Trägheit oder Widerſpenſtigkeit ablegen würde, ſobald der Geiſt ſich mit ihm vereint; oder der Geiſt bei ſeiner Verbindung mit dem Fleiſche in daſſelbe ausarten würde: ſo wäre der Menſch entweder Engel oder Vieh. Soll alſo der Menſch eine eigene Gattung von Weſen fortwährend ausmachen, ſo muß nothwendig jeder Theil von ihm ſeine Eigenthümlichkeit bewahren. Daher kommt es, daß während wir, nach dem Verlangen unſerer Seele, das göttliche Geſetz annehmen wollen, jenes andere Geſetz, welches in unſern Gliedern d. i. im Fleiſche gegeben iſt, ſich widerſetzt; ſo daß wir dasjenige, was wir nach der tugendhaften Geſinnung der Seele wollen, dennoch wegen der Verkehrtheit des Fleiſches nicht vollbringen. Da aber die Kraft des Geiſtes ſowohl als Leibes nicht ſeine eigene Kraft iſt, ſondern die des gegenwärtigen Gottes, der aller Dinge Weſen, Beſtehen und Kraft iſt, ſo folgt, daß allerdings mit ſeinem Willen und Wiſſen das Fleiſch dem Geiſte widerbefzet, ſo bald der Geiſt dem göttlichen Befehle gehorchen will. Aber ſo ſcheint das Geſetz umſonſt gegeben, da das widerſpenſtige Fleiſch ſich beſtändig gegen daſſelbe ſträubt und nie ſo ganz bezwungen werden kann, daß es ſich nicht mehr dagegen auflehne. Es ſcheint auch ungerecht, daß der Geiſt wegen des Muthwillens des Fleiſches verdammt werde, da ja auch dieſes alles, was es wirkt und thut, aus Gott, durch Gott thut? — Die Beantwortung dieſer ſo ſchwierigen Frage ſoll mit ehrfurchtvoller Scheu und Gewiſſenhaftigkeit unternommen werden. Da Paulus, dieß auserwählte Werkzeug Gottes, als er ſie tiefer betrachtete, vor Größe des Gegenſtandes ausrief: „O des tiefen Reichthums der Weisheit und Einſicht Gottes!“ wie viel mehr werden denn Geringfügige, ja wir, die wir ſelbſt dieß noch nicht ſind, dieſelbe mit Scheu berühren müſſen! — Da wir aber wiſſen, daß dem Gläubigen nichts unmöglich iſt, und daß die Wahrheit die Gläubigen frei macht; ſo wird auch uns die Wahrheit von der Furcht, nicht aber von der frommen Gewiſſenhaftigkeit entbinden; ſo daß wir die Frage mit Ehrfurcht zu

beantworten den Versuch wagen. — Jeder Theil des Menschen behält — wie schon gesagt — seine eigenthümliche Art bei. Es muß also dem Geiste nicht minder von Oben her das Nöthige zufließen, damit er in seinem Leben d. i. in der Erkenntniß Gottes und im Lichte erhalten werde, wie es dem Leibe ebenfalls durch Gottes Kraft gegeben werden muß, damit er sey, bestehe und lebe. Damit nun der Mensch Mensch sey, nicht Thier, so muß er von Gott angehaucht werden, wie von Oben herab der reine Thau in die Perlen rinnt. Daraus erhellet, daß das Gesetz oder die Erklärung des göttlichen Willens darum nicht überflüssig ist, weil das Fleisch dieß nicht annimmt, sondern daß es gerade desto nothwendiger ist, daß dem Geiste Hülfe, vom Fleische unbemerkt, zukomme, jemehr dasselbe sich dagegen sträubt. Denn wenn der Geist nicht durch diese Verstärkung in den Stand gesetzt würde, die Anfälle des Fleisches auszuhalten oder abzuweisen, so wäre der Mensch nicht mehr Mensch, sondern Thier, ob er gleich seine äußere Gestalt nicht verlöre. Denn nimmst du dem Menschen die Erkenntniß und die Sorge für göttliche Dinge, so werden ihn die Geschicklichkeit und die Sorge für weltliche Dinge nicht aus der Reihe der Thiere emporheben; denn auch jegliches Thier sorgt für sich und die Seinen, um sich, Körper und Leben zu schützen, wie Cicero sagt. Wenn also der Mensch nichts weiter sieht, sorgt und hofft, so unterscheidet er sich durch die Sorge für menschliche Dinge nicht von den Thieren. Damit also der Mensch ein Mensch sey und nicht ein Thier, so muß er nothwendig edlere und bessere Dinge erkennen und suchen. Wenn ihm beides von Oben her eingeflößt ist, dann erst ist er Mensch. Denn dasjenige Wesen, welches weder reiner Engel noch bloßes Thier ist, muß einen Geist und einen Leib haben. Daß aber Gott das Fleisch nährt und erhält, obgleich es sich wider den Geist auflehnt, geschieht aus der gleichen Ursache, aus welcher auch der Geist von Oben her Einflüsse empfängt; denn dieß Geschöpf soll dadurch ein wunder-

bares seyn, daß es nach Göttlichem strebt, und Körperliches gebraucht.“

(N°. 8. c. 4. Bl. 34.)

§. 6.

Die Frage aber, warum Gott den Menschen so und nicht anders geschaffen, ist eine vorwitzige Frage.

„Entsteht aber die Frage, warum denn Gott den Menschen so unglücklich schuf, daß er nie zum Frieden mit sich selbst kommt? so antwortet Paulus hierauf: „Steht es dem Töpfer nicht frei aus derselben Masse Gefässe verschiedener Art zu machen?“ Stand es nicht auch Gott frei, Geist und Erde mit einander zu verbinden? Den Laim kann der Mensch in verschiedene Formen dehnen, aber ihnen eine Seele verleihen, und sie beleben, kann er nicht. Wenn Gott nicht aus einer trägen empfindungslosen Masse ein lebendiges Wesen bilden könnte, so hätte er nichts vor jedem andern Künstler voraus. Nun aber da er aus einem Klumpen Erde nicht nur ein lebendiges, sondern auch ein verständiges und mit göttlichen Dingen sich beschäftigendes Wesen schafft, jedoch so daß Körper und Geist seine eigenthümliche Natur beibehält, erscheint es sich, wie weit er Alle in Kunst und Entwürfen übertreffe. O der Tiefe also der Weisheit und freyen Güte Gottes. O wir Unwissende dagegen, wir Unverständige und Elende, die wir das noch nicht einmal gelernt haben, daß wenn wir fragen, warum Gott den Menschen gerade so und nicht anders schuf? dieß aus Anstiften des Fleisches geschieht, welches nicht nur den Geist, dem es zum Gegengewicht und zur Hemmung beygefügt ist, über seine Handlungen und Absichten zur Rede stellt; sondern von Gott selbst seiner Thaten wegen Rechenschaft zu fordern wagt, mit der Frage: „Warum hast du mich so gemacht?“ Ist doch kein Sterblicher, der die Quellen irgend einer Kunst und Wissenschaft so erforscht hätte, daß

ihm alles, was dazu gehört, bekannt wäre. Gibt es doch keinen so groben, so plumpen und großen sichtbaren Gegenstand, von dessen Einrichtung wir im Einzelnen Rechenschaft geben könnten. Ungeheuer ist der Elephant: Du siehst seinen Rüssel und seine Zähne, und denkst über ihren Gebrauch nach; und doch weißt du nicht, warum Gott beide zu jenem Gebrauche gerade so und nicht anders gebildet habe. Denn auch der Eber hat zu beiden Seiten hervorstechende Zähne, auch er hat einen Rüssel, dessen er sich bedient. Gott hätte also, spricht das Fleisch, dem Elephanten die Bildung des Ebers geben können. Freylich, antworte ich, aber dann wäre er ein Eber und kein Elephant geworden. Nun aber gefiel Gott eine der Menge angemessene Mannigfaltigkeit der Geschöpfe, damit sie auch dem Menschen gefallen möge. Der Eber schlägt seine beiden Zähne ohne Unterschied in jegliche Speise: Der Elephant gräbt mit dem einen nur die Wurzeln aus, die er genießt, die Spitze des andern spart er unversehrt zum Kampfe auf. Warum gab ihm Gott diese Klugheit und Geschicklichkeit? (industria) Oder wozu dient es, daß nun nicht nur die Menschen sich unter einander mit dem Schwerte erwürgen; sondern auch die Elephanten einen solchen scharfen Zahn mit sich führen, um sich sowohl als die Menschen des Lebens zu berauben? Hier müssen wir bey dem stehen bleiben: So gefiel es demjenigen, der thun kann, was er will, der aber nichts will, als was gut, heilig, recht ist. So ist nun der Mensch auf die Weise gebildet, welche Gott gefiel, und welche allen gefallen wird, die Vernunft und Verstand besitzen. Alles steht in seiner Ordnung und Reihe; hier der fleckigte Pardel, dort der grimmige Tiger, hier der hülfeschaffende Stier, dort das kluge Pferd; hier schwebt der räuberische Adler, dort der scharfwitternde Geyer; hier singt die muntere Nachtigall, dort die lautönende Amsel; hier schifft der einäugigte Thunfisch, dort tanzt der fröhliche Delphin; hier klafft die unbeholfene Muschel, dort lauert die Schaar der Polypen, die das Fleisch derselben künst-

lich verzehren. Doch wer könnte die sämmtlichen Arten aufzählen, da täglich neue hervorgehen, die bis jetzt noch nie gesehen, oder wenigstens in Vergessenheit gekommen sind, so daß der Mensch von Erschaffung der Welt an nicht im Stande gewesen wäre, mit allen bekannt zu werden. Nun steht der Mensch am Schlusse von Allen, als der erste, und ihre Krone. Mit den unsterblichen Wesen hat er Vernunft und Geist, mit den sterblichen Körper und Leben gemein. So wollte ihn Gott schaffen, und genug, daß er's so wollte!"

(N°. 8. c. 4. Vl. 28. 29)

§. 7.

Der Mensch ist das Ebenbild Gottes durch seine Begierde nach Gott und der Seligkeit.

„Da der allmächtige Gott im Anfang der Geschöpfe sich vornahm, die wunderbarliche Kreatur, den Menschen, zu machen, erwog er sich mit diesen Worten: Lasset uns machen den Menschen nach unserer Bildnuß und Gleichnuß, der sey über die Fische des Meeres, Vögel der Luft, und Vieh und alles Erdreich, und alles was auf dem Erdboden kriecht. Und hat Gott den Menschen geschaffen nach seiner Bildnuß; er hat ihn geschaffen nach der Bildnuß Gottes. — Hier ist aber anzusehen, ob wir mögen erfinden, nach welcher Natur wir ein Bildnuß Gottes seyen, ob nach dem Leibe, oder ob nach der Seele? So wir nun ein Bildnuß Gottes wären nach dem Leibe, müßte je Gott auch einen Leib aus Gliedern zusammengesetzt haben, nach dem wir gemacht wären, und so wir das nachließen [zugäben], würde folgen, daß Gott ein zusammengesetzt Ding wäre, und daß er wiederum nächte entfügt [in Theile zertrennt] werden; das alles ganz und gar wider die Veste des göttlichen Wesens ist, dazu unchristlich, irrsälig, und gotteslästerlich. Denn als im Evangelio Joh. 1. steht: „Gott hat nie Niemand gesehen." So nun Gott Niemand jemal gesehen hat, wie dürfte denn jemand sagen, daß er so oder so gestaltet wäre, wie der irrige Melitus frey

sentlich hat reden dürfen, und die Anthropomorphiten, daß Gott habe eine menschliche Gestalt, darin ohne Zweifel sich selbst verführend, daß in der Schrift Gott werden Augen, Ohren, Mund, Angesicht, Hände und Füsse zugeschrieben; durch welche Glieder aber die Schrift nichts anders will, als die Wirkungen Gottes andeuten, die wir ja am allerklarsten verstehen, so wir von ihnen reden dergestalt, wie sie ihren Gebrauch bei den Menschen haben. Mit den Augen sehen wir, also legt die Schrift Gott Augen bei, so sie sein unbetrogenes Wissen und Ansehen aller Dinge will andeuten. Ohren legt sie ihm bei, daß er alles so wir bitten oder lästern, oder hinter ihm rathschlagen, hört und vernimmt mit seiner Allgegenwärtigkeit. Mund, darum daß er seinen Willen uns mit seinem Wort offenbar macht. Angesicht, damit sie andeute sein Zuwenden und Abwenden der Gnaden. Hände, damit sie seine Vollmächtigkeit; Füsse, damit sie seine Eile und Schnelligkeit die Ungüten zu erreichen andeute."

„Also wird übrig bleiben, daß wir nach dem Gemüth oder nach der Seele sind gebildet auf den Schlag [nach der Art] Gottes. Wie aber die Bildnuß sey, ist uns nicht zu wissen, als schlechtlich [einfach] daß die Seele die Substanz ist, in welche die Bildnuß Gottes furnämlich eingedrückt ist. Wiewohl Augustinus und die alten Lehrer sagen wollen, daß die drei Dinge, Verstand, Wille und Gedächtniß, die, unter sich selbst verschieden, doch Eine Seele sind, ein Bildniß des einigen Gottes nach dem Wesen und dreyen an Personen seyen. Da wir aber Gott an ihm selbst nach seiner Gestalt nie gesehen haben, so mögen wir je nicht wissen, wie unsere Seele ihm gleich sey der Substanz und ihres Wesens halben, denn die Seele sich selbst nach Substanz und Wesen gar nicht erkennt. Und wird also zum letzten ausgesetzt [es ergibt sich am Ende] daß die Wirkungen oder Kräfte der Seele, Wille, Verstand und Gedächtniß nichts anders sind dann Zeichen der wesentlichen Bildnuß, die wir erst werden sehen, wann wir Gott an ihm selbst, und uns in ihm, recht ersehen werden. 1. Cor. 13. 1 Joh. 3. — Nun empfinden wir, daß die Bildnuß

Gottes in uns ist, durch andere Dinge viel eigentlicher als durch die drei, Verstand, Wille und Gedächtniß; darum ich die Meinung Augustini zwar nicht verwerfe, ich meine aber, daß noch mehr Stücke seyen, womit man der Bildnuß Gottes in uns inne werde, als die er für die vornehmsten hält. Diese Stücke sind Aufsehen auf ihn und sein Wort. Das sind gewisse Stücke, daß etwas Freundschaft [Verwandtschaft], Gleichniß und Bildung Gottes in uns ist. Denn so wir den Menschen mit den Pflanzen und Bäumen vergleichen, finden wir, daß die Pflanzen auf den Menschen gar keine Acht haben, noch auf seine Worte; kommt daher, daß sie so fern von der Natur des Menschen sind, daß sie gar keine Freundschaft, Theilsame noch Gemeinschaft haben mit den Menschen. Aber die unvernünftigen Thiere achten der Menschen, wiewohl wenig, doch etwas, darum daß sie des Leibes und Lebens halben etwas näher sind der Menschen Natur. Also auch der Mensch, der nicht allein das mit Gott gemein hat, daß er vernünftig ist, sondern auch, daß er sein Aufsehen hat auf Gott und sein Wort, zeigt damit klar an, daß er nach seiner Natur etwas näher Gott anerboren, ihm etwas mehr nachartet, etwas Zug zu ihm hat, welches alles ohne Zweifel allein daher fließt, daß er nach der Bildnuß Gottes geschaffen ist. Diese Meinung zeigt der h. Paulus Act. 17. „Wir sind seines Geschlechts.“ Und bald hernach: „Sintemal wir nun seines Geschlechts sind ꝛc.“ Diese und andere Zeugnisse Christi, Pauli und Petri, die wir hernach anführen wollen, sammt dem Worte Gottes, das am Anfang ist vorgetragen worden, thun uns hier genug zu ermessen, daß die Begierde nach Gott, die ein jeder Mensch in sich empfindet, uns anerboren ist, darum daß wir nach Gottes Bildnuß geschaffen und seiner Art und Geschlechtes sind. Aus diesem Grund kommt es, daß wir wiederum zu Gott begehren, und seinem Wort ob allen Dingen Glauben geben. Denn wir sehen ja, daß alle Menschen begierig sind, nach diesem Elende ewige Freude zu besitzen; so uns aber diese Begierde nicht anerboren

wäre, hätten wir nicht mehr Sorge darnach, als ein anderes Vieh oder Pflanze."

„Daß aber ein Sardanapal, Nero, Heliogabalus und andere Schweine im Verdachte sind, sie hätten keine Sorge noch Begierde der Seligkeit, da sie nicht glauben, daß Seligkeit sey nach dieser Zeit, ist ungegründet. Denn wahrlich, ist ihnen schon nicht Noth nach der Seligkeit, so haben sie doch Furcht des ewigen Leides. Denn je des Menschen Gemüth ist fürsichtig auf ewige Freud, und furchtsam des ewigen Leides, und begehrt zu kommen in seinen Ursprung, wie alle andern Dinge, wie Salomon anzeigt, Pred. 1. — Darum so sie nach der Seligkeit keine Arbeit haben, so ist gewiß, daß solches aus Verzweiflung geschieht und Vertiefung des Fleisches und viehischer Anfechtung, in denen sie so trunken worden sind, daß sie nichts von ihnen selbst wissen. Denn der viehische Mensch ist nicht fähig der Dinge, die des Geistes sind. 1. Cor. 2. Also sehen wir an ihren Thaten wohl, daß sie die Furcht der Verdammnuß wohl haben, ob sie schon Hoffnung der Seligkeit gar nicht haben, denn sie gräulich wüthen, schnöd leben, unverschämt, muthwillig, freventlich verfolgen, an sich reißen alles, was sie rauben, stehlen, ziehen und tragen mögen, welches alles Zeichen sind der Gottlosigkeit, der Verzweiflung; und doch haben sie die Verdammnuß gegenwärtig in ihren Herzen, wegen welcher sie allen andern Menschen Ruhe und Frieden und Trost der Seligkeit mißgönnen, auch hiemit verachten alle Warnung, alles, so sie von ihrem Irrthum abziehen und zu Trost bringen könnte. — Also daß ohne Zweifel der gerechte Richter, Gott, nachdem sie nichts darauf halten, daß sie Gott erkennen, und ihre hungernden Seelen mit der süßen Hoffnung in Gott nicht speisen, ihr Herz mit Jammer, Furcht und Schrecken der ewigen Pein erfüllt, daß, nachdem sie das ewige Leben hier nicht mit ruhiger Hoffnung wollen anheben, sie die ewige Kümmernuß hier anheben empfinden, und dort ewiglich vollstrecken; haben sie also nicht Sorge der ewigen

Seligkeit, haben sie doch Sorge des ewigen Elendes. Und so sey es uns hier genug, daß sie in ihnen selbst Sorge der Ewigkeit empfinden, es sey Sorge der ewigen Verdammnuß, oder Sorge zu ewiger Seligkeit."

„So sind wir jetzt berichtet, daß die Begierde der Seligkeit uns von Natur anliegt, nicht von Natur des Fleisches oder der Anfechtungen, sondern von der Bildnuß her, die uns der Werkmeister Gott, eingedrückt hat. Denn wahrlich, der Geist des Lebens, den Gott in das Angesicht Adams geblasen oder geathmet hat, ist nicht ein so kraftloser und blöder Athem gewesen, wie eines Menschen Athem. Genes. 2. steht also: „Und der Herr Gott hat den Menschen gestaltet aus dem Staub der Erde, und hat in sein Angesicht geathmet den Athem oder Luft des Lebens." Dieser Athem des Lebens, vom ewigen Gott dem Adam eingehaucht, hat ihm ohne Zweifel die Begierde nicht nur des leiblichen, sondern ewigen Lebens eingegeben und anerboren, daß er allweg nach demjenigen seufze, der ihm zuerst das Leben und Athem eingehaucht hat. Denn, sind alle Kräfte der Himmel (wie im 33. Psalm steht) mit dem Athem des Mundes Gottes gefestnet, wie viel mehr ist mit dem Einhauchen des leblichen [belebenden] Athems, eine unabgängliche Begierde des Lebens dem Adam auch eingehaucht! Und verstehe allweg durch den Athem, Luft ꝛc. den Geist Gottes, der darum in der Schrift ein Athem und dergleichen genennt wird, daß wie wir mit Anschziehen der Luft leben, also der Geist, Gottes das wahre Leben ist, in dem alle Dinge leben, und von dem sie das Leben haben."

(No. 9. S. 4 — 12.)

§. 8.

Dieß bestätigt auch die heilige Schrift.

„Doch sey dieß unser fleißig Ermessen der Schrift nichts, wo wir nicht alle diese Meinungen von der Bildnuß Gottes in uns auch mit wahrer Schrift bewähren. Paulus schreibt den Co-

loſſern Cap. 3. „Ziehet aus den alten Menſchen mit ſeinen Werken, und leget an den neuen, der erneuert wird in Erkenntniß nach der Bildnuß ſeines Schöpfers.“ Der alte Menſch iſt, der nach Adams Art und Natur preſthaft ſich läßt von den Anfechtungen führen und meiſtern, das ihm aber geſchieht aus Stärke des Fleiſches. Wer aber der neue ſey, lehren die Worte Pauli ſelbſt, nämlich der, ſo von den wüſten Anfechtungen des Fleiſches entſchüttet, je mehr und mehr zunimmt in der Erkenntniß Gottes, welches die Bildnuß des Schöpfers je mehr und mehr herfürbringt, ſäubert und klar macht; oder — wie eigentlich die griechiſche Sprache lautet — welcher neue Menſch aus dem Grunde, weil er ein Bildnuß Gottes iſt, je mehr und mehr arbeitet in Erkenntniß zu kommen, nämlich deſſen, der ihn erſchaffen, und ihm ſein Bildnuß eingedrückt hat; damit er neu gemacht werde. Denn der alte Menſch oder Adam verdeckt und verfinſtert den neuen Menſchen, welcher nicht darum der neue genannt wird, daß er minder alten Herkommens ſey; ſondern daß er allweg ſchön iſt, unbefleckt von den ſchädlichen Preſten des Leibes, auch daß er die Ewigkeit zu beſitzen geordnet iſt, in der man nicht altert, nicht preſthaft wird. — Hiermit meinen wir genugſam herfür gebracht, daß wir ein Bildnuß Gottes ſind, und daß dieſelbe Bildnuß in uns dazu erboren iſt, daß ſie zunächſt ihrem Bildner und Schöpfer zugefügt [mit ihm vereinigt] werde; und wo der alte Menſch, d. i. der nicht nur altert, ſondern ganz abgeht und fault, nicht ſo ſtark wäre mit ſeinen Anfechtungen, ſo würde der innere oder der neue Menſch viel trefflicher nach Gott ringen, und viel göttlicher leben; ſonſt vermag er kaum zu etwas Zeiten ſo viel über uns, daß wir nach dem ſinnen und arbeiten, nach deſſen Bildniß wir geſchaffen ſind. Und geſchieht dieß allermeiſt, wenn der Leib am kränkſten iſt, wie Paulus redet 2 Cor. 7. „Wenn ich krank bin, ſo bin ich ſtark.“ Darum freut ſich Paulus, wenn der alte oder auswendige Menſch geniedert oder zerbrochen wird, damit der innere ſeine Geſtalt wiederum gewinne.

2 Cor. 4. „Obschon unser auswendiger Mensch zerbrochen wird, so wird doch der innere von Tag zu Tag erneuert.“ Sehet, was man erneuert, das muß ja vormals geschaffen, gemacht, oder erbaut seyn, und demnach, so es abgegangen oder presthaft worden ist, wiederum zu seiner ursprünglichen Erste gebracht werden: Darin wir abermals die erste Schöpfung der Bildnuß Gottes finden.“

(№. 9. S. 13 u. 14.)

§. 9.

Die Seele des Menschen ist unsterblich.

Dafür spricht: a) die Natureinrichtung, daß überall nur die Form wechselt, das Wesen bleibt.

„Denke dir Erde, Pflanze, Thier, bis zum Menschen hinauf, nach seinem Wesen und Seyn überhaupt, nicht nach seiner besondern, eigenthümlichen Art des Seyns (definitivam substantiam), auch nicht nach seiner äußern Erscheinung, sondern betrachte, wie gesagt, einzig sein Wesen und Bestehen an sich, so wirst du sehen, daß jedes dieser Dinge immer ist. Haucht z. B. das Thier seinen Lebensathem aus: so kehrt dieser ja augenblicklich in Luft zurück, und es giebt das ihm Geliehene gleichsam zurück. Der abgelegte Körper hört nun freilich auf Thier zu seyn, aber er hört nicht überhaupt auf zu seyn; denn der Leib, den es der Erde wieder giebt, bleibt bei und mit der Erde, oder vielmehr ist Erde, so lange bis aus ihr eine andere Gestalt erzeugt wird, die, nachdem auch sie ihre Gestalt verloren, wieder in Erde zerfällt, und abermals etwas Neues entsteht, und dieß so lange, als die gegenwärtige eigenthümliche Beschaffenheit unserer Erde bleibt. Auch sie, nachdem sie einmal ihr Seyn erhalten, wird es nimmer verlieren. Denn wenn sie auch einst eine andere Gestalt annehmen sollte, wird sie doch nie aufhören zu seyn. Mit Unrecht wird also, meiner Meinung nach, die Palingeneſie

(Wiedergeburt) der Pythagoräer verspottet, die sie doch als nothwendig anerkennen mußten, weil sie sahen, daß Alles, was ein Seyn hat, aus dem ist und besteht, was ist, folglich immer etwas seyn muß. Die Uebrigen aber, die entweder verkehrt philosophirten, oder sich den Schein geben wollten, etwas Neues vorzubringen, indem sie die Meinung der Pythagoräer absichtlich verdreheten, gaben dieselben hämisch dem Gespötte preis, als hätten sie behauptet, die Gestalt selbst bleibe, und gehe dann zuweilen plötzlich in eine andere über. Daher jener scherzhafte Einfall, Pythagoras sey Epherbus, sey ein Hahn, sey anders mehr gewesen. Es ist aber gar nicht wahrscheinlich, daß er selbst dieß gesagt, sondern eher, daß es ihm von Ruchlosen aus Schikane aufgebürdet worden. Eben so ist's mit der Seelenwanderung (Metempsychose), welche die Pythagoräer nicht in dem Sinne lehrten, als wäre der Geist des Epherbus in die Seele eines Hahns übergegangen; denn so hätte sich Gestalt in Gestalt verwandelt: sondern die Materie, welche vor Zeiten den Geist des Epherbus beherrscht hatte, konnte, nachdem sie wieder in Erde sich aufgelöst und nicht mehr die vorige Gestalt war, in der Folge zur Bildung und Belebung eines Hahns den Stoff liefern, obgleich in einer andern Gestalt, sowohl in Hinsicht auf Körper als Seele. Das ist wahre Metempsychose d. h. Umtausch, aber nicht Umwandlung der Seele; ein Aufeinanderfolgen, nicht ein Fortdauern eben desselben Wesens. Denn das Wesen, welches einst Epherbus war, hatte einen Geist mit Verstand, Vernunft und Gedächtniß begabt, und einen Leib nach menschlicher Bildung. Nachdem nun dieser Leib in der Erde sich aufgelöst hatte, ging, nach vielen Veränderungen, aus ihm eine neue Körpergestalt, nämlich die eines Hahn's, hervor. Darin besteht die Palingenesie. Diese Gestalt nahm jetzt die Hahnenseele in sich auf, nicht aber den Geist des Epherbus, mit welchem er so muthig vor Troja gestritten hatte. Darin besteht die Metempsychose, d. i. Wechsel und Folge der Seelen, nicht aber Umwandlung,

oder Uebergang derselben besondern Erscheinung (species) in eine andere. — Daraus läßt sich nun auf die Unsterblichkeit der Seele schließen. Denn hören die Dinge, nachdem sie einmal angefangen haben zu seyn, nimmermehr auf, wie sollte denn die menschliche Seele, die ein so lebenreiches, unermüdet thätiges Wesen ist, das mit Recht, nach seinem Urheber, eine selbstständige, wirkende Kraft (Entelecheia) genannt wird, vergehen, da nicht einmal eine Kröte oder ein Schwein im Tode gänzlich aufhört zu seyn."

(N°. 8. c. 3. Bl. 13—15.)

§. 10.

b) das Wesen und die Wirkungen der menschlichen Seele.

„Körper und Geist sind einander entgegengesetzt. Körper heißt, was mit den Sinnen erfaßt werden kann; Geist hingegen, was nicht in die Sinne fällt. Der Körper hat immer etwas, das ihn in Bewegung setzt; er wird es aber nur durch den Geist. Der Geist hingegen ist wachbar und wirksam, und hört nie auf thätig zu seyn, wie wir es auch beym Feuer wahrnehmen, dem edelsten der Elemente, das mit dem Geiste vorzügliche Aehnlichkeit hat. Nur ist die Seele noch viel beweglicher, sie ist unaufhörlich geschäftig, auch wann der Körper schläft, und so lange sie im Körper, wie in einem Gefängnisse, eingeschlossen ist. Um so viel mehr also kann sie dann weder sterben noch schlafen, wann sie den Körper ausgezogen hat. Ein Feuer aus grünem und dichtem Holze leuchtet nicht so helle, wie das aus dürrem und leichtem Holze. Eben so ist die Seele, wann sie von dem schwerfälligen Körper entfesselt ist, noch viel thätiger und schneller."

(Matth. 22, 25.)

„Der Geist überhaupt ist ein so lebenvolles Wesen, daß er nicht nur selbst lebt, sondern, wo er immer sich aufhält, auch seine Wohnung belebt. So wie der menschliche Geist in

den Leib einzieht, so lebt dieser augenblicklich, wächst, bewegt sich und übt die übrigen Verrichtungen des Lebens aus. Wie wäre es denn möglich, daß der Geist, vom Körper entbunden, unthätig seyn oder schlafen sollte? — Die sichtbaren Dinge sind in der Welt von der göttlichen Vorsehung in einer solchen Ordnung hingesetzt, daß das menschliche Gemüth von ihnen zur Erkenntniß der unsichtbaren Dinge hinaufsteigen kann. Feuer und Luft nehmen unter den Elementen die Stelle ein, welche die Seelen unter den Körpern einnehmen. Wie die Luft durch den ganzen Weltkörper vorhanden ist: so durchdringt die Seele den ganzen menschlichen Leib. Wie das Feuer nirgends ist, ohne sich daselbst wirksam zu zeigen: so wirkt auch der Geist überall. Dieß sehen wir auch aus dem Schlafe. Denn wir träumen, und erinnern uns der Träume. Der Schlaf ist also eine Verrichtung des Körpers, nicht der Seele. Denn die Seele erfrischt unterdessen den Leib, stärkt ihn und ersetzt das Abgegangene: so daß sie niemals aufhört thätig zu seyn, zu wirken, zu bewegen, so lange sie im Körper ist. Wie also das Feuer nie ohne Licht ist: so altert auch die Seele nie so, daß sie in Unthätigkeit, Verfinsterung gerathe, untergehe oder schlafe. Denn immer lebt sie, ist wach und kräftig.“

(No. 7. c. 4. Bl. 25.)

§. 11.

c) die Würde und Bestimmung des Menschen.

„Die Welt ist nicht dazu geschaffen worden, daß Niemand ihrer genieße. Wem ist aber ihre Nutznießung anvertraut worden? Dem Menschen. Wäre er nun nie in die Welt gekommen, wäre dann nicht ein so großes Werk ganz umsonst? Wer würde so viele Dinge aufwärts, abwärts schaffen durch Bauen, Niederreißen, Schneiden, Pflanzen? Der Mensch ist also von der Vorsehung dazu geordnet und bestimmt, daß er auf dieser Welt eine Zeit lang verweile, gerade wie ein Apfel

an einem Baume, und wie man diese, wann sie zeitig geworden, sammelt und aufbehält: eben so auch er, nach der Hitze dieser Welt, in dem himmlischen Vorrathshause aufbewahrt werde.“ (No. 8. c. 7. Bl. 79.)

„Alle Menschen auf der ganzen Erde, auch diejenigen, welche vom Geiste Gottes und wahrer Gotteserkenntniß nicht erleuchtet sind, richten ihre Gedanken auf himmlische und zukünftige Dinge, und legen damit zu Tage, daß sie zu etwas Erhabenem und Dauerndem, und zu einem andern und höhern Leben, als das gegenwärtige, bestimmt und geschaffen sind. Oder wer ist, der nicht ein Verlangen nach einem glücklichen und seligen Zustande in sich fühlt? Selbst der grausamste Mörder, der gottloseste Frevler — wird nicht zuweilen der Gedanke in ihm aufsteigen: „Ach! wenn doch keine Hölle, kein Leben nach dem Tode wäre!“ Und warum dieß? Er fürchtet sich vor der zukünftigen Strafe und der wohl verdienten Pein, die er nach dem Tode auf ihn warten sieht, und wozu ihn sein eigenes Gewissen verurtheilt. Es liegt also am Tage, daß alle Menschen insgesammt sich mit dem Gedanken an einen künftigen Zustand beschäftigen, es mag nun der Himmel oder die Hölle seyn. Wollen wir aber nur vom Denken irdischer Dinge reden, so finden wir, daß einzig der Mensch es ist, der die unvernünftigen Thiere durch seine Vernunft weit übertrifft, und durch die Würde seines Geistes sich auszeichnet. Denn er ist unter den Geschöpfen nach dem Bilde Gottes geschaffen, und so zu sagen, mit einer göttlichen Natur von Gott begabt worden. Wozu sollten aber so ausgezeichnete Gaben dem Menschen geschenkt worden seyn, wenn sie mit diesem sterblichen Leben zugleich ihr Ende erreichten? Nein, wenn sie sich nicht auf ein künftiges Leben hinaus erstrecken würden, so wäre es dem Menschen besser gewesen, dem Lastvieh ähnlich zu seyn, da er auch ohne Vernunft eben so gut hier hätte leben können. Dieß ist also ein kräftiger und sicherer Beweis, daß dem Menschen ein vernünftiger Geist dazu eingepflanzt worden, damit er so

ein Siegel für die Zukunft hätte, und ein Pfand für ein anderes und ewiges Leben, möge es nun für ihn ein freudenvolles oder ein elendes werden.“

(Luk. 2, 11.)

„Wäre der Mensch nicht dazu geschaffen, daß er Gott genieße, so wäre es überflüßig für ihn, Kenntniß von Gott zu haben. Denn dann hätte der Mensch mit dem Thiere Ein Ziel, Eine Bestimmung. Er hätte ja von der Erkenntniß Gottes keinen Nutzen, wenn er nicht nach diesem Leben noch leben und Gottes genießen würde, als daß er gelebt hätte, was auch dem Thiere zu Theil wird. Da aber Gott sich uns darstellt und sich uns näher zu erkennen gibt: so geschieht dieß nicht zwecklos, sondern dazu, daß wir ihn besitzen, und ihn, mit welchem wir hier in Verbindung getreten, einst ganz erlangen.“

„Wozu wäre der Mensch mit einem Geiste begabt? Wozu hätte er Verstand und Kenntniß des Wahren, Rechten und Heiligen? Wären wir bestimmt, nach Art des Vieh's zu leben und zu sterben: so hätten wir weder Verstand noch ein Streben nach Recht und Güte. Da wir aber dieß besitzen, so ist auch ein Zweck und Ziel vorhanden, um dessen willen wir so geschaffen sind. Und dieses Ziel ist nothwendig edler, als Alles, was in dieser Welt ist. Es ist das höchste Gut, der höchste Verstand, die höchste Kraft; denn wo es das nicht wäre, könnte es auch das menschliche Gemüth nicht beruhigen und sättigen.“

(N°. 8. c. 4. Bl. 33. c. 7. Bl. 79.)

§. 12.

Ob der Mensch einen freien Willen habe?

„Die Gottheit ist das höchste Gut. Was ist, ist aus ihr, und so gewiß es aus ihr ist, so gewiß bedarf es ihrer Kraft zum Seyn und Bestehen. Gott hingegen hat Niemandes Hülfe nöthig; er besteht durch eigene Kraft, er freut sich, daß Alles, was ist, aus seiner eigenthümlichen, wesentlichen Güte Genuß

schreyst; Er will Allen wohl, sorgt für Alle, ist das Licht aller verständigen Wesen, ja die einzige Quelle alles Verstandes. Alles also, was wir leben, denken, wirken sehen, das lebt, denkt, wirkt in Ihm. Wie könnten wir uns daher etwas zuschreiben, da wir nicht einmal sind, geschweige leben oder wirken, ohne Ihn? Da also aus eigener Kraft nichts ist noch besteht, nichts lebt noch wirkt, nichts denkt noch überlegt, sondern alles dieses die gegenwärtige Kraft der Gottheit thut, wie könnte denn der menschliche Rathschlag frei seyn? Seyn und Leben ist unstreitig früher als die Fähigkeit zu denken, und das wirkliche Denken. Und da schon die heidnischen Dichter gestehen, daß jenes erstere einzig von der Gottheit abhange, was ist denn die Ursache, daß die Verehrer der wahren Religion sich nicht dahin erheben, daß sie einsehen, alles und jedes Thun und Wirken aller Fähigkeiten und Vermögen stamme aus eben der Quelle her, von welcher das Gesammte herfließt. Daß aber die H. Schrift noch unsern Werken Lohn verheißt, darf uns nicht irre machen, da wir bereits gehört haben, daß die göttliche Güte dort sich nach menschlicher Gewohnheit richtet, und so dem Werkzeuge zuschreibt, was eigentlich des Urhebers und Künstlers ist. So wird die Sündenvergebung den Aposteln, welche sie nur verkündigten, zugeschrieben, da doch Gott allein es ist, der nicht nur die Sünden vergibt, sondern auch durch seinen Geist das Gewissen der erlangten Vergebung versichert. Da also die Schrift den Aposteln die Verzeihung der Sünden und die Gabe Wunder zu thun beilegt, was doch einzig Wirkung der göttlichen Kraft seyn kann: so ist es sich nicht zu verwundern, wenn sie den guten Werken gleichsam einen Lohn verheißt, was doch nur Gottes Majestät und Glanz ist, weil er selbst nicht allein zur Thätigkeit antreibt, sondern auch das Leben nicht nur gibt, sondern erhält. Damit das menschliche Gemüth sich desto stärker erweckt fühle, ihn zu lieben, macht er uns so zu Theilhabern und Erben seiner Güter, daß er uns nicht nur bereichert, sondern sogar noch ehrt, indem er das unsern guten

Werken zusichert, was er uns aus freier Güte schenkt. Man kann also, der Sache nach, nicht von einem freien Rathschlage oder vom Verdienst reden, obschon sich die Namen hievon unläugbar in der H. Schrift finden, aber wahrhaftig nur als Namen von Dingen, die Gott allein zugehören, ja als freundliche und vertrauliche Anbequemungen (accommodationes) und gleichsam Leibgeschenke, uns hauptsächlich darum ertheilt, weil Alles ihm gehört, Alles auf ihn zurückgeht (denn nichts kann ihm ab Handen gehen), und weil die Gläubigen aus dieser Mittheilung von seiner Seite, mehr die Güte Gottes, als ihre eigene erkennen lernen."

(N°. 8. c. 6. Bl. 47 u. 56.)

§. 13.

Alles Thun des Menschen — auch das böse — ist Gottes Werk; dennoch sündigt der Mensch, nicht Gott.

„Da ein Gesetz dem Menschen gegeben ist, so sündigt er immer, wenn er wider das Gesetz handelt, obschon er weder ist, noch lebt, noch wirkt anders als in Gott, aus Gott und durch Gott. Was aber Gott durch den Menschen wirkt, das wird dem Menschen zur Sünde, nicht aber Gott. Denn jener ist unter dem Gesetze, Gott aber frei; ja er ist des Gesetzes Geist und Sinn. Wiefern also Gott etwas thut, ist es nicht Sünde, weil es nicht gegen das Gesetz ist. Denn ihm, als dem Gerechten, ist kein Gesetz gegeben; denn Paulus sagt ja auch, für den Gerechten sey das Gesetz nicht gegeben. Eine und dieselbe Uebelthat, z. B. Ehebruch oder Mord, ist, soweit Gott als Urheber, Beweger, Antreiber daran Theil hat, ein bloßes Werk und kein Verbrechen; in wiefern aber der Mensch an ihr Antheil hat, ist sie ein Verbrechen, eine Lasterthat. Denn das Gesetz bindet Gott nicht; aber den Menschen verurtheilt es. Denn was Gott thut, das thut er frei, fern von allem schädlichen Affekte, folglich ohne Sünde. Wenn also Gott einen

Menschen tödtet, sey es durch einen Straßenräuber oder durch einen bestochenen Richter: so sündigt er eben so wenig, als wenn er einen Wolf durch einen Wolf, oder einen Elephanten durch eine Schlange tödtet. Denn Alles ist sein, und er selbst hegt keine Leidenschaft gegen irgend ein Wesen. Daher steht er auch nicht unter dem Gesetze, weil derjenige das Gesetz nicht nöthig hat, welcher von keiner Leidenschaft bewegt werden kann. Der Mensch aber sündigt; denn er bedarf, weil er der Leidenschaft folgt, eines Gesetzes, und übertritt er dasselbe, so fällt er der Strafe anheim. Dieselbe That also, von welcher Gott Urheber und Antrieb ist, ist für ihn ehrenvoll, für den Menschen aber Verbrechen und böse. Mit Recht werden daher die Schuldigen gestraft, sey es hier von dem Richter, oder dort vom König aller Könige, und dem Herrn aller Herren. Denn sie sündigten gegen das Gesetz, freilich nicht als Urheber, aber als Werkzeuge, deren sich Gott weit freier noch nach seinem Willen bedienen kann, als es dem Hausvater freisteht, das Wasser entweder zu trinken, oder auf den Boden auszugießen. Und wenn Gott das vollbringende Werkzeug zu einer That bewegt, die diesem zur Sünde gereicht: so gereicht es doch ihm nicht zur Sünde, da er es frei bewegt. Er thut auch dem Werkzeuge kein Unrecht, da Alles weit mehr noch sein ist, als die Werkzeuge dem Meister gehören, der ihnen nicht Unrecht thut, wenn er jetzt die Feile in einen Hammer verwandelt, und umgekehrt, den Hammer wieder zur Feile macht. Er bewegt also den Mörder zum Morde selbst des Unschuldigen und zum Tode Unbereiteten; denn alle Haare unsers Hauptes sind von ihm gezählt, wie viel mehr denn unsere Seelen! Hier soll Niemand sagen: Warum tödtete er den gerechten und unschuldigen Menschen durch einen Mörder? Denn er hat ihn nicht getödtet, sondern lebendig gemacht, da er ihn von hier in die Wohnung der Seligen versetzte. Dem Menschen ist einmal gesetzt zu sterben, er hat ihn also jetzt gerufen, da es ihm gut geschienen hat. Auch sage Niemand: Der Mörder ist also unschuldig, da er

aus Antrieb Gottes mordete. Denn er hat wider das Gesetz gesündigt. Aber, sprichst du, er ward gezwungen zu sündigen. Ich gebe es zu, er ward gezwungen, aber nur dazu, damit der eine in den Himmel versetzt, der andre an's Kreuz geschlagen werde."

(No. 8. c. 6. Bl. 41, 42. vergl. Matth. 10, 29.)

§. 14.

Beantwortung einiger Einwürfe.

„Hier versehen es nun die Vertheidiger des freien Willens und zuweilen auch Gegner der Vorsehung. Sie bleiben dabey stehen: Wenn der Mörder aus Gottes Antrieb getödtet hat, so wird er folglich mit Unrecht gestraft. Da sie stets weiter gehen sollten, (wie ja auch die Vorsehung selbst niemals stille steht,) und sagen: Der Mörder tödtete aus Antrieb Gottes dazu, daß der Getödtete gen Himmel gehe, oder wenn er gottlos war, zur Hölle, und der Mörder vom Richter hingerichtet werde. Denn das thut die gleiche Vorsehung. Sie bewegt nicht nur und treibt an bis jener umgebracht ist, sie schreitet auch weiter, und zwingt den Richter durch's Gesetz, bewegt ihn durch den Stachel des Gewissens, treibt ihn durch die Grausamkeit der That, daß er den Mörder gefangen nehme und hinrichte. Die Antwort liegt also in der Nähe, wenn die Gegner einwenden: Ist im Menschen ganz und gar kein freier Wille; so müssen wir auch zugeben, daß durch die göttliche Vorsehung Diebstahl, Mord und alle Arten von Lastern geschehen. So anerkennen wir freylich die Vorsehung antworte ich, nämlich als alles besorgend und bewirkend. Aber bleibe nicht dabey stehen, daß du sagst: Die Vorsehung hat den Mörder in Bewegung gesetzt! sondern gehe, gehe nun weiter und sage auch: Sie hat den Mörder in Bewegung gesetzt, damit sie auch den Richter gegen den Mörder bewege und reitze, damit an ihm ein Beyspiel aufgestellt, und der Welt sein bisher verborgenes lasterhaftes Gemüth bekannt werde. Mit Einem Worte: Gott trieb jenen an zu morden,

aber er treibt eben so auch den Richter an, die Frefler wider die Gerechtigkeit umzubringen. Gott aber, indem er antreibt, kann keines Verbrechens verdächtigt werden, denn er steht nicht unter dem Gesetze. Der Mensch aber, der getrieben wird, ist keineswegs von Verbrechen frei, ja er kann beinahe nichts thun, ohne sich dabei eines Fehls schuldig zu machen, weil er unter dem Gesetze steht. — Ein Beispiel wird dieß noch klarer machen. Der Hausvater hat gewisse Gesetze aufgestellt in seinem Hause um die Kinder von Näscherey und Trägheit abzuziehen. Z. B. Wer den Honigtopf anrührt, bekommt Schläge! Wer die Schuhe nicht recht anzieht, oder dieselben wieder auszieht und stehen läßt, muß barfuß gehen, u. s. w. Wenn nun die Hausmutter und die erwachsenen Kinder den Honig nicht nur anrühren, sondern ganz aufzehren, so werden sie darum nicht gleich geschlagen; denn sie sind nicht an das Gesetz gebunden. Aber die Knaben erhalten Schläge, wenn sie den Honig anrühren. Denn ihnen ist das Gesetz gegeben."

„Aber nun entspringt die Frage: Warum gab Gott dem Menschen ein Gesetz, das er übertreten kann? Warum hat er ihn nicht vielmehr ohne Gesetze leben lassen, wie die andern Thiere; besonders da doch Alles durch die göttliche Vorsehung regiert wird, und durch Gottes Kraft Alles geschieht?" — Antwort: „Ohne Gesetz ist's dem Menschen nicht gegeben worden zu leben. Denn wer ohne Gesetz ist, weiß nichts vom Willen Gottes. Wer aber vom Willen Gottes nichts weiß, der ist auch nicht dazu geschaffen und bestimmt, Freundschaft und Umgang mit Gott zu haben. So würden dann die Menschen dem Volk der Thiere beygezählt, wenn sie nicht durch Erkenntniß Gottes, und durch das Gesetz in die Reihe der Engel und Seligen erhoben würden."

(No. 8. c. 6. Bl. 42. c. 5. Bl. 37. c. 4. Bl. 29. u. 35.)

Das göttliche Gesetz.

§. 1.

Begriff des Gesetzes.

„Das Gesetz wird von Verschiedenen verschieden erklärt. Von Einigen nach seiner Form, wie z. B. wenn Paulus spricht: „Das Gesetz ist geistlich.“ Von Andern nach seinem Zweck, wie z. B. wenn eben derselbe sagt: „Durch das Gesetz kommt Erkenntniß der Sünde, d. i. das Gesetz ist der Anzeiger der Sünde.“ Und Chrysippus im Kaiserlichen Rechte: „Das Gesetz ist die Kenntniß aller göttlichen und menschlichen Dinge, d. i. es führt zur Kenntniß derselben.“ Aber Keiner bestimmte es nach seiner Materie, d. h. was das Gesetz wahrhaft und seinem Wesen nach sey. Diese Quelle nun — man deute es mir nicht übel! — will ich eröffnen. Ich erkläre nämlich das göttliche Gesetz folgendermaßen: Das Gesetz ist ein Befehl der Gottheit, und drückt ihren Charakter und Willen aus. Oder um es noch kürzer auszudrücken: Das Gesetz ist der ewige Wille Gottes. Ich bezeichne hiermit also zuerst die Quelle des Gesetzes, indem ich es von Gott herleite; sodann seine Art, indem ich es einen Befehl nenne, in dem weiten Umfange jedoch, daß es sowohl was verboten, als was geboten wird, in sich schließt. Endlich das Wesen des Gesetzes, nämlich Willen und Charakter der Gottheit. Sobald wir nämlich das Gesetz hören, so lernen wir, was Gott wolle, und daß er selbst eben so gesinnt sey, wie er uns zu seyn lehrt. Dieß ist so wahr, daß wir auch aus jenen gröbsten Gesetzen: Du sollst nicht tödten, nicht stehlen, nicht ehebrechen! lernen, daß Gott seinem Wesen nach eine solche Gesinnung hat, daß er Gewaltthat, Ungerechtigkeit und Unbilligkeit haßt. Denn wenn er diese Gesinnung nicht hätte,

so würde ihm Doppelsinn (duplicitas) zur Last fallen, indem er etwas anders befehlen, und etwas anders wollen würde. Ist also das Gesetz der göttliche Befehl, so ist dasselbe sein ausdrücklicher Wille, und da es sein Wille, so folgt daraus, daß er eben den Sinn hat, welchen er uns vorschreibt."

(No. 8. c. 4. Bl. 30.)

§. 2.

Inhalt und Zweck des Gesetzes.

„Das Gesetz ist nichts anders denn der ewige unwandelbare Wille Gottes, der aber nichts anders will, als Gerechtes und Gutes. Wie will uns nun der Wille Gottes offenbar werden als durch sein Kundthun? Dieß sein Kundthun nennen wir ein Gesetz, darum, daß es wider unser Fleisch ist; denn das mag nichts ertragen, als was ihm gefällt. Aber wahrlich, so ist das Gesetz an ihm selbst nichts anders, denn ein Evangelium, d. i. eine gute, gewisse Botschaft von Gott, womit er uns berichtet seines Willens. Denn wie sollte das den Frommen nicht freuen, wenn ihm Gott seinen Willen öffnete? Gefällt uns das Gesetz, so ist der Geist Gottes in uns; sonst aber möchte es uns nicht gefallen, denn in uns ist nichts Gutes; wie Paulus spricht, Röm. 7: „Ich weiß, daß in mir d. i. in meinem Fleisch nichts Gutes wohnt." Wo uns aber das Gesetz und Lehre Gottes gefällt, da sind wir geistlich und urtheilen geistlich: denn das Gesetz ist aus seiner eigenen Natur geistlich. Röm. 7. „Wir wissen, daß das Gesetz geistlich ist. Ohne Zweifel darum, daß es nichts anders will als der Geist Gottes, von dem es kommt. Lassen wir uns nun ganz an Gott, so ist es ohne den Geist Gottes nicht zugegangen. Ist der bei uns, so erkennen wir alle Dinge des Geistes, und so das Gesetz geistlich ist, so gefällt es uns, obgleich es dem Fleisch nicht gefällt. Also sollen wir auch die Worte Pauli verstehen Galat. 3: „Das Gesetz ist hinzugesetzt der Uebertretungen wegen." Das Ge-

setz ist gegeben, daß man nicht wider Gott thue. Und ob du sprächest: Wie weiß ich, was Gott will? So höre auf das Gesetz: Du sollst Gott ob allen Dingen lieb haben! du sollst nicht zornig werden ꝛc. Sieh'st du jetzt, daß das Gesetz darum gegeben ist, daß du erlernest, was Gott fordere, und was er nicht wolle; darum ist es gegeben, daß du nicht übertretest den Willen Gottes. Also tödtet uns der Buchstab des Gesetzes, denn wer mag ihn halten? Aber der Geist machet lebendig, so du im Glauben sprichst: Wiewohl ich das nicht erfüllen mag, dennoch ist es gut und gerecht: denn es ist von Gott geredet und uns kund gethan."

(No. 1. Art. 19. S. 185. 186.)

„Der Mensch, aus Leib und Seele bestehend, mußte ein Wesen seyn, welches vermöge seines Geistes die himmlischen und göttlichen Dinge betrachtete, vermöge seines Leibes mit den Thieren sich nähren würde. Damit nun, wenn das widerspenstige Fleisch ohne Furcht vor dem Gesetze sich erhebe und auflehnte, der Geist nicht zu den Thieren herabsinke und entarte, wurde das Gesetz als Wächter zugegeben, welchem der Geist beständig beistimmt und anhängt, das Fleisch aber beständig feindselig widersteht. Dieß Alles ist also dem Menschen zu Gutem geschehen. Denn unter den übrigen Geschöpfen sollte er ein himmlisches Wesen (animal) seyn, dergleichen es sonst keines gibt."

(No. 8. c. 6. Bl. 40.)

„Das Fleisch d. i. der Mensch, so weit er Fleisch ist, ist eigennützig, glaubt, daß ihm Alles erlaubt sey, was ihm gelüstet. Gott aber ist andern Sinnes; und da das Fleisch Alles an sich zieht und meint, daß ihm Alles dienen, Alles seiner Begierde sich unterwerfen müsse, so schneidet er diese Auswuchse mit der Sichel des Gesetzes ab. Denn das Gesetz ist der Uebertretung wegen gegeben. Galat. 3. Der Herzenskenner weiß nämlich, daß alle Menschen dieselbe Art und Natur haben, und der Geringste und Niedrigste so viel Eigenliebe besitzt,

als der Vornehmste. Würden nun die Zügel Allen gleichmäßig gelassen, so wäre die Folge hievon diese, daß jeder, so weit er die Kräfte dazu hätte, sich Alles mit Gewalt unterwerfen, und so Plünderung, Raub, Mord, Todschlag und Aehnliches, was eine Pest der menschlichen Gesellschaft ist, entstehen würde. Darum setzt Gott der so weit ausschweifenden Begierde bestimmte Schranken, und gebeut, das auch Andern nicht zu thun, was wir nicht wünschen, daß es uns geschehe; und umgekehrt, Andern auch zu thun, was wir von ihnen verlangen. Und damit dieß uns desto leichter ankomme, und wir Gottes Weisheit erkennen, hat Gott dieß Gesetz der Natur, wie man es nennt, mit der Liebe gleichsam versüßt, sprechend: Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst! Es ist ein süßes Ding um die Liebe; ja durch sie wird alles Bittere angenehm: denn dem Liebenden ist nichts zu schwer. Das große und schwere Gebot, dem Nächsten zu thun, was man sich selbst von Andern wünscht, wird angenehm und ganz leicht, so bald man liebet."

(No. 3. S. 116. 117.)

§. 3.

Irrthum derer, die dem Gesetze nur Verdammung zuschreiben.

„Daraus ergibt sich, daß zu unserer Zeit gewisse große Gelehrte (wofür sie sich halten) nicht vorsichtig genug gedacht haben vom Gesetze, da sie von demselben nur vorbrachten, wie es schrecke, wie es verurtheile und verdamme. Da doch das Gesetz dieß in der That gar nicht thut, sondern im Gegentheil den Sinn und Willen der Gottheit ausspricht. Und was läßt sich mit diesem vergleichen! Wenn ein König oder Herrscher seine Meinung, seinen Entschluß, seine Gesinnung dem Staats- oder Kriegsbeamten anvertraut, wie springt derselbe auf vor Freuden! Und wenn Gott uns durch Verkündigung des Gesetzes seinen Willen und Sinn offenbart, wie dürfen

wir es denn wagen, dieß für nichts zu achten! Viel deutlicher und bescheidener bedient sich daher Paulus solcher Redensarten. Im Briefe an die Römer hütet er sich sorgfältig, so starke Ausdrücke: „Das Gesetz verurtheilt, es verdammt!“ zu gebrauchen; sein Zweck geht vielmehr dahin, das Gesetz nach seiner Heiligkeit darzustellen, indem er es bald geistlich, bald gut nennt, wenn er sagt: „Was gut ist, sollte das mir zum Tode gereichen? Das sey fern! sondern die Sünde — damit sie nämlich als Sünde erscheine d. i. erkannt würde — hat durch das Gute (so nennt er das Gesetz) mir den Tod bewirket; damit so die Sünde (die freilich nicht als solche erkannt wurde, so lange das Gesetz nicht bekannt war) in ihrer ganzen Größe und Abscheulichkeit offenbar werde durch das Gesetz oder Gebot.“ Seht, wie schicklich Paulus verhütet, daß er das Gesetz nicht verhaßt mache, wenn er ihm Verdammniß oder Tod zuschreibe. Paulus gebraucht hier sehr schöne uneigentliche Redensarten und Prosopopoëen (Personificationen). So sagt er z. B. „Wir werden befreit vom Gesetze;“ da doch das Gesetz (es ist hier vom geistigen, nicht vom Ceremonialgesetze die Rede) eben so wenig als Gott selbst abgethan werden oder aufhören kann; und wir nicht vom Gesetze, sondern von der Verdammniß, die uns wegen der Verachtung des Gesetzes trifft, freigesprochen sind. Und wenn er bald darauf das Gesetz geistig nennt, so zeigt er damit offenbar, daß es auf keine Weise könne aufgehoben werden.“

„Die Redensarten: „Das Gesetz verdammt; das Gesetz macht der Sünde schuldig,“ sind nicht anders zu verstehen, als wenn jemand ein Licht in eine Versammlung ungestalteter Menschen brächte, und diese ihm dann sagten: Bring' kein Licht herein, denn es macht uns sonst alle ungestalt. Hier kann das Licht doch unmöglich dieselben ungestalt machen, wohl aber macht es ihre Ungestalt sichtbar. So das Gesetz; es verurtheilt so wenig, als dort das Licht. Aber die Häßlichkeit der Menschen wird vermittelst des Gesetzes sichtbar.

Das Gesetz ist also ein Licht; und wenn es ein Licht ist, so ist es auch Gottes Sinn, Verstand, Wille.“

(N°. 8. c. 4. Bl. 30. 31.)

§. 4.

Erläuterung des Gesagten durch Beispiele.

„Du sollst den Herrn deinen Gott lieb haben von ganzem Herzen, Seele, Gemüth und Vermögen! Wenn dieß dem Menschen gesagt wird, so ist es ein Gesetz, durch welches er allervorderst lernt, daß Gott der Herr ob allen Dingen geliebet werden müsse, und zwar um Gottes eigener natürlicher Güte willen. Kann aber dem menschlichen Gemüthe ein edleres und nützlicheres Wissen zu Theil werden, eine glücklichere Botschaft, als wenn Gott selbst sich darstellt als den Gegenstand, der vor allen Dingen mit Liebe zu umfassen sey? Da also Gott sich uns zu lieben dargibt, so ist's gewiß, daß er selbst uns liebt; denn liebte er uns nicht, aus welchem Grunde sollte er sich uns denn offenbaren? Wir lernen ferner mittelst dieses Gesetzes, nicht nur daß Gott es sey, den wir lieben sollen über Alles, sondern daß auch er selbst, seinem Wesen zufolge, nicht nur den Menschen, sondern auch alle seine Geschöpfe liebe; denn liebte er sie nicht, so würde er sie nicht schaffen, nicht erhalten, nicht in ihnen leben und wirken. Der Unterschied ist einzig dieser, daß Gott Alles, was er liebt, als Vater liebt; denn er hat Niemand über sich, den er bewundern oder verehren müßte: Wir aber lieben ihn als unsern Schöpfer und Vater. Daraus ergibt sich auch die Schlußfolge — daß das, was uns Gesetz ist, es nicht für Gott ist. Denn wer sollte Gesetze geben Ihm, der das höchste Gesetz ist; wer belehren Ihn, der das Licht ist? Was also uns Gesetz ist, das ist ihm Natur und eigenthümliches Wesen. Und wenn er gebeut: Liebe mich allein! so lernen wir allervorderst, daß Gott uns liebe nicht um eines Gesetzes willen, da Niemand ihm ein solches vorschreiben

kann) sondern seiner Natur und seinem Wesen nach. Zweitens lernen wir, daß auch wir Gott billig lieb haben sollen. So daß er über dem Gesetze ist, wir unter dem Gesetze; und das die Liebe ist, die uns geboten wird. Ausgemacht ist's also, daß das Gesetz, seinem Wesen nach, Gottes Wille, Natur und Charakter ist. Daraus folgt, daß wo immer Gottes Gesetz verkündigt wird, alles was Gott erkennt, dadurch wunderbar erquickt wird; daß hingegen, was keine Kenntniß von Gott hat, auch aus dem Anhören des Gesetzes weder Vergnügen noch Nutzen schöpft."

(N°. 8. c. 4. Bl. 31 — 33.)

§. 5.

Auch das sogenannte Gesetz der Natur ist Gesetz von Gott.

„Das Gesetz: Du sollst deinen Nächsten lieb haben, wie dich selbst! ist nichts anders, denn das Gesetz der Natur, das also spricht: Was du willst, daß dir gethan werde, das thu' einem Andern auch! Und hinwiederum: Was du nicht willst, das thu' auch niemand! Ja dieß Gesetz der Natur, das Gott süß gemacht hat mit der Liebe, muß allein von Gott kommen. Und ob es gleich die Heiden auch annehmen, dennoch kommt es nicht von des Menschen Vernunft, sie mögen sagen, was sie wollen; denn diese sieht nur sich selbst an, und hält sich nicht dafür, daß sie Andern solle seyn, sondern der Andere soll ihr seyn und dienen. Darum alle Gesetze, die den Menschen fromm gestalten, mögen von Niemand seyn, denn von Gott."

„Das Gesetz der Natur muß anderswoher ermessen [hergeleitet] werden, als von dem Menschen, der von Adam her geboren ist. Denn der hat in seiner Art und Neigung, über andere Menschen seyn zu wollen. Gleich wie Adam auch von Stund an wollte werden wie Gott, also ermißt der

Mensch, von Adam geboren, sich selbst auch von allem dem her, was er Vorzüglicheres hat. Ist er weiser denn ein Anderer, so hält er sich nicht für ein Glied des Nächsten, sondern über ihn erhaben. Ist er reich, so vermeint er, andere Menschen sollten ihm dienen, und läßt sich das Gesetz der Natur gar nicht irren noch bewegen. Also sehen wir, daß wir das Gesetz der Natur gar nicht von uns selbst her, oder von unsern Köpfen, die wir von Adam haben, ermessen müssen; sondern von Gott her, dem ersten Vater und Schöpfer aller Dinge. — Vernimm es also: Daß wir alle gleich nackt geboren werden und gleich sterben, ist wohl ein Anbild, daß wir Brüder sind: aber hernach verführt und fälscht uns die Ungleichheit des Verstandes, des Reichthums, der Schönheit, Stärke, daß jeglicher eigennützig und eigenschätzig [selbstgefällig] wird, sich über Andere erhebt. Daß wir aber fest glauben, daß wir von Einem Vater herkommen, das macht das Gesetz der Natur klar. Denn daraus erlernen wir, daß wir Alle Brüder sind, und daß alles, was wir Besonderes haben, von Gott her, in die Gemeinde [der Gesammtheit] gehöre, und daß Niemand sein selbst sey, sondern gemeiner [den sämmtlichen] Brüdern. Gleichwie er will, daß der Bruder Gaben ihm gemein seyen, also erkennt er auch, daß seine Gaben Allen gemein seyen. Jetzt siehe dem Gesetz der Natur in's Angesicht, so findest du: Was du willst, daß dir geschehe, das thu' einem Andern auch! Das lernst du allein in Gott. Daß du glaubst, daß ein Gott sey, und daß er dich also geschaffen habe, das kommt auch von Gott: Also kommt auch das Gesetz der Natur allein von Gott, und ist nichts anders denn der Geist Gottes, der inwendig zieht und erleuchtet. Darum auch die Heiden das Gesetz der Natur nicht aus ihrem eigenen Verstande, sondern aus dem ihnen unbekannten erleuchtenden Geiste Gottes erkannt haben."

(N°. 49. S. 9. N°. 1. S. 379. 380.)

§. 6.

Unveränderlichkeit und ewige Gültigkeit des göttlichen Gesetzes.

„Das Gesetz ist nichts anders, denn eine Offnung [Offenbarung] des Willens Gottes. Wie nun der Wille Gottes ewig ist, also ist auch das Gesetz ewig. So reden wir aber hier allein von dem Gesetz, das zur Frömmigkeit des innern Menschen dient. Dieses ist ja nichts anders, denn eine Offenbarung des ewigen göttlichen Willens.“

„Wir reden hier nicht von den bürgerlichen oder Ceremonialgesetzen; denn diese betreffen den äußern Menschen, hier aber ist vom innern die Rede. Zudem werden solche Gesetze nach Zeit und Umständen abgeändert, wie wir dieß bey den bürgerlichen Gesetzen aus Erfahrung wissen; die Ceremonialgesetze aber sind durch Christum ganz aufgehoben worden. Die göttlichen Gesetze aber, welche sich auf den innern Menschen beziehen, sind ewig. Denn nie wird das Gesetz: „Du sollst deinen Nächsten lieben, wie dich selbst,“ aufgehoben; nie werden Diebstahl, Meineid, Mord aufhören unter die übrigen Lasterthaten gezählt zu werden. Daß aber das Gesetz der ewige oder immerwährende Wille Gottes sey, beweist dasjenige, was Röm. 2. von denen geschrieben steht, die ohne Gesetz lebten, daß nämlich diese zeigen, daß das Gesetz in ihren Gemüthern verkündigt sey, indem sie thun, was das Gesetz heißt, obgleich die Gesetztafeln ihnen nicht vor Augen gestellt werden. Nun aber schreibt Niemand in's Herz, als Gott allein. Daß aber jenes den innern Menschen angehende Gesetz der immerwährende Wille Gottes sey, so daß er an demselben nie etwas werde ändern wollen, geht aus den Worten des Gesetzgebers selbst hervor. Matth. 7. sagt Christus: „Alles was ihr wollet — Denn das ist das Gesetz und die Propheten.“ Müssen wir nun alle unsere Handlungen nach dieser Regel einrichten, so muß sie ewig seyn. Denn wäre sie das nicht, so müßten wir nicht alles nach ihr

ordnen. Dadurch läßt sich nun die Frage, worüber einige klagen von Niemand noch befriedigt werden zu seyn, leicht lösen, die Frage nämlich, wie es komme, daß wir von Einem und demselben Gesetze einiges beybehalten, anderes abschaffen? Was nämlich, wo es an die Regel des ewigen Willens Gottes: „Liebe den Nächsten, wie dich selbst!“ gehalten und nach ihr geprüft wird, als unter ihr begriffen erscheint, das kann nie abgeschafft werden: Was aber nicht von dieser Art ist, das ist schon durch Christum abgeschafft. „Das Ende des Gesetzes ist Christus.“ Röm. am 10. Und „Das Ende des Gesetzes ist Liebe.“ 1. Tim. 1. Also muß Christus und Liebe Eins seyn. Welche nun im Dienste Christi sind, die sind zu dem verpflichtet, was die Liebe gebeut; was diese nicht gebeut, oder was nicht aus ihr herfließt, ist entweder nicht geboten, oder unnütz. 1. Cor. 13.“

(N°. 3. S. 114. 115.)

§. 7.

Die Mittheilung des göttlichen Gesetzes weis't hin auf unsere Bestimmung.

„Da nun Gott durch das Gesetz dem Menschen seinen Willen mittheilt, so macht er uns zweyer Dinge gewiß: Erstens, daß wir geschaffen sind Gott zu erkennen; demnach, daß wir bestimmt sind Seiner zu genießen. — Dieß wird klar durch folgenden Schluß: Wären wir nicht geschaffen Gott zu erkennen, so würde er sich uns nicht dargeben und offenbaren. Nun da er sich uns darstellt, so gibt er damit einen hinreichenden Beweis, daß wir ihn begreifen und fassen sollen. Das Zweite läßt sich leicht aus dem erstern ableiten auf folgende Weise: Wäre der Mensch nicht geschaffen, Gott zu genießen, so wäre es überflüssig, daß er Kenntniß von Gott habe. Denn dann hätte Mensch und Thier Ein Ziel. Er hätte ja von der Erkenntniß Gottes, wenn er nicht nach diesem Leben noch leben und Gottes genießen würde, keinen an-

dern Nutzen, als daß er gelebt hätte; was auch dem Thiere zu Theil wird. Da aber Gott sich uns näher zu erkennen gibt, so geschieht dieß nicht zwecklos, sondern dazu, daß wir ihn besitzen, und ihn, mit dem wir hier schon in Verbindung getreten, einst ganz erlangen. Daß der Mensch geschaffen sey, Gott zu erkennen und zu genießen, folgt also nothwendig daraus, weil Gott dem Menschen durch das Gesetz seinen Willen und seine Gesinnung mittheilt; welches er keinem andern in die Sinne fallenden, empfindenden Geschöpfe thut, so daß es Verstand und Kenntniß Seiner hätte, obgleich in ihm Alle bestehen, leben und thätig sind."

(N°. 8. c. 4. Bl. 33.)

VIII.

Die Sünde.

§. 1.

Verschiedene Bedeutungen des Worts Sünde. Unterschied zwischen Sünde und Prest.

„Unter Sünde versteht man eigentlich, wie allgemein bekannt, entweder ein Vergehen sey es aus Nachlässigkeit, oder aus Unbesonnenheit; wie z. B. diejenigen Vergehen sind, von denen, nach dem Ausspruch des h. Johannes, Niemand frei ist, und wofür uns Christus täglich um Verzeihung bitten heißt, mit den Worten: „Vergib uns unsere Schulden!" Denn da dieselben täglich begangen werden, so sind sie ein täglicher Sporn für den Frommen, sich zu demüthigen und seine Schuld abzubitten. Oder man versteht darunter die böse That, die jemand, nach reifer Ueberlegung und Entschluß, wissentlich und mit Vorsatz begeht; worunter vorsetzlicher Straßenraub, Mord, Krieg, Vaterlandsverrath, unnatürliche

Ausschweifung, Bestechlichkeit des Urtheils, Unterdrückung der Unschuldigen, und andere solche Abscheulichkeiten begriffen sind; wie die Sünde eines David, Ahab, Judas war. — In der evangelischen Lehre aber wird das Wort Sünde in zweifacher Bedeutung genommen. Erstens für die Krankheit, das sittliche Gebrechen, welches wir vom Stammvater unsers Geschlechtes ererbt haben. Diese Krankheit meint Paulus, wenn er Röm. 7. sagt: „Nun aber wirke nicht ich dieses, sondern die mir einwohnende Sünde.“ Diese Sünde also d. i. Fehlerhaftigkeit ist die uns angeborne Krankheit, das Gebrechen, daß wir das Rauhe, Schwere fliehen, das Angenehme dagegen und das Lustbringende suchen. Zweitens wird das Wort Sünde genommen für alles, was wider das Gesetz geschieht; wie z. B. in dem Ausspruch: „Durch das Gesetz kommt Erkenntniß der Sünde“ Röm. 7. Jede Handlung also, von welcher Art sie immer sey, die dem Gesetze zuwider läuft, heißt Sünde.“

„Laßt uns nun sehen, wie Sünde als sittliches Gebrechen und Sünde als Uebertretung des Gesetzes sich zu einander verhalten! Mit dem Worte Krankheit, Gebrechen bezeichne ich einen von unsrer Natur unzertrennlichen, unvollkommnen und fehlerhaften Zustand, welchen wir Deutsche einen natürlichen Presten zu nennen pflegen. — So ist denn hiermit der Prest von Adam her, welcher allen Menschen anerboren ist, ein Mangel, den einer ohne seine Schuld von der Geburt her hat: Laster oder Sünde hingegen ist ein Frefel, den einer muthwillig begeht, aus eigener Vermessenheit oder Vorsatz. Z. B. daß wir müssen gessen oder getrunken haben, ist ein natürlicher Prest [Schwachheit oder Unvollkommenheit], darum niemand zu schelten ist: Aber mit Speis und Trank sich überladen, ist ein muthwillig Laster, ist Frechheit. Es kommt aber das Laster aus dem naturlichen Presten, daß wir dem nicht, wie sich's gebührt, begegnen, sondern uns muthwillig ihnen überlassen. — Ein Beyspiel mag dieß erläutern. Der

junge Wolf ist, was seine Natur betrifft, in allen Stücken ein Wolf, und mit wilder Mordgier erfüllt, nur hat er noch keinen Raub begangen, weil er dazu noch zu jung ist. Die Jäger schonen seiner daher so wenig, als dessen, dem sie eine Beute aus dem Rachen nehmen, weil sie seine Natur, so jung er noch ist, zu gut kennen, als daß sie nicht dessen gewiß seyn sollten, er werde mit seiner Entwickelung auch den Charakter seines Geschlechtes äußern. Nun stellt sich uns in jener Wolfsnatur die Erbsünde oder der erbliche Fehler dar, in dem Raub hingegen die Sünde, die aus der Natur des Menschen entspringt; und dieß ist die wirkliche, thätige Sünde, die Sünde im eigentlichen Sinne."

(N°. 11. S. 5. 6. 12. N°. 3. S. 116. 117. N°. 12. S. 112.)

§. 2.

Das Verderben der menschlichen Natur — die Eigenliebe.

„Nun wollen wir diese Krankheit, diesen Prester, näher bestimmen. Auf's Klarste stellt sie Paulus dar mit wenigen Worten, Röm. 7. „Ich bin fleischlich, spricht er (siehe hier das Fleisch, nach 1 Buch Mose, und die Natur des jungen Wolfs!), unter die Sünde verkauft (siehe hier den Sclavengeist und die verdorbene Natur, den Hang zum Sündigen, kurz die Fehlerhaftigkeit oder Krankheit); denn was ich thue, das billige ich nicht. Denn nicht das, was ich will, thue ich, sondern ich thue, was ich nicht will. Da ich nun thue, was ich nicht will, so stimme ich dem Gesetze bei, daß es gut sey. So thue nun ich dasselbe (was ich nicht will nach dem innern Menschen) nicht, sondern die in mir wohnende Sünde." Die in uns wohnende Sünde ist aber nichts anders, als die Fehlerhaftigkeit des verdorbenen Fleisches, welches aus Eigenliebe beständig wider den Geist gelüstet: denn der Geist sucht den allgemeinen Nutzen, das Fleisch seinen eigenen.

Denn nicht für sich selbst sorgt Gott, sondern für seine Geschöpfe, da er selbst keines Dinges bedarf, seiner aber Alle bedürfen. Alles Fleisch also, wie sehr es sich auch als gut stellen mag, bezieht, in wiefern es Fleisch ist, Alles auf sich selbst; fühlt es aber, daß es sich anders bei ihm verhalte, so hat es dieß Gott zu danken. Denn offenbar sind die Werke des Fleisches. — Nun spricht Gott, Genes. 6. „Mein Geist wird nicht ewiglich im Menschen bleiben; denn er ist Fleisch.“ So nun der Mensch ganz und gar Fleisch ist, wie kann er denn etwas anders sinnen und denken, als was des Fleisches ist? Denkt er aber einzig das, was thut er denn anders, als daß er sich als einen Feind Gottes zeigt? Denn der Geist gelustet wider das Fleisch, das Fleisch aber wider den Geist; denn diese sind einander entgegen. Siehe da, wie es klar wird, daß der Mensch, in wiefern er Mensch ist, und in wiefern er nach seiner Art und Natur nur das denkt und thut, was des Fleisches ist, denkt und handelt wie die Feinde Gottes und die Widersacher des Geistes. An demselben Orte heißt es: „Da aber Gott sah, daß viel Bosheit der Menschen auf Erden war, und alles Dichten und Trachten des menschlichen Herzens auf das Böse gerichtet zu aller Zeit, so reuete es ihn, daß er den Menschen gemacht hatte auf Erden ꝛc.“ Hier ist also offenbar das gesammte menschliche Dichten und Trachten geschildert nicht nur als zum Bösen geneigt, sondern auf das Böse gerichtet, an dasselbe geheftet, und zwar nicht nur zu gewissen Zeiten (wie etwa Rasende oder Fieberkranke in bestimmten Zwischenräumen einige Ruhe haben), sondern zu jeder Zeit. Und im 8. Cap. „Das Trachten oder der Anschlag des menschlichen Herzens ist böse von seiner Jugend auf.“ Denn so hat es der hebräische Grundtext. Die lateinische Uebersetzung aber hat: „Der Sinn und das Trachten des menschlichen Herzens sind zum Bösen geneigt.“ Diese Abänderung des Sinnes entspringt aus Nichtkenntniß des Menschen. Denn wenige Sterbliche bringen es zu dem Grade der Selbstverach-

tung, daß sie sich nichts Gutes zuschreiben, und die geheimen Anschläge ihrer Begierden offen eingestehen. Daher kommt es, daß wir uns nicht wollen zu dem Geständnisse bringen lassen, daß unser ganzes Gemüth böse sey. Und da wir dieß hartnäckig läugnen, so gehen wir (wie die Verwegenheit zu thun pflegt) noch weiter, und ändern sogar Gottes Wort auf unsere Meinung um, oder vielmehr, wir verfälschen es. So geschah es auch hier. Wo der hebräische Grundtext so klar sagt: „es ist böse," da wagte es jemand zu sagen: „es ist zum Bösen geneigt;" damit nicht auch er selbst in den Verdacht komme, daß er von Natur böse sey. Freilich war dabei nicht viel Ueberlegung. Denn was war für die Sache selbst gewonnen, wenn man hier den Ausspruch milderte, da es kurz vorher hieß, daß wir Fleisch seyen, und daß unser gesammtes Dichten und Trachten zu jeder Zeit auf's Böse gerichtet sey? Denn da wir Fleisch sind, können wir unmöglich anders, als auf die Dinge bedacht seyn, die des Fleisches sind: diese Dinge alle aber sind eben die Bosheit selbst, aus welcher hernach die schlimmsten Aeste hervorsprießen, wie Paulus lehrt Galat. 5. Böse ist also der Sinn, böse das Gemüth des Menschen von Jugend auf. Denn er ist Fleisch, und dieß liebt sich selbst, strebt nach Ehre, Wollust und Reichthum, wie sehr es sich auch verstellen, und was es immer vorgeben mag. Jetzt wenden wir uns zu den Zeugnissen des N. Testamentes. Joh. 8. spricht Christus: „Jeder, der Sünde thut, der ist der Sünde Knecht, Sclave." Welches Paulus an die Römer 6. so ausdrückt: „Wisset ihr nicht, so ihr euch Jemandem als Knechte übergeben habet, daß ihr dessen Knechte geworden seyd, dem ihr gehorcht habet?" Nun hat sich Adam der Sünde ergeben; denn hätte er sich ihr nicht ergeben, so würde er die verbotene Speise nicht berührt haben. Folglich ist er ihr Knecht und Sclave geworden. Wer aber ein Sclave ist, der kann und darf, seinem Verhältnisse zufolge, keinem Andern Gehör geben, als dem, welchem er sich verpflichtet hat. Darum denkt und trachtet der Mensch nur nach

dem, was sein Herr, die Sünde, befiehlt. Gesündigt ist aber dann worden, als der Mensch, das Gesetz seines Schöpfers nicht achtend, lieber seinem eigenen Gutdünken folgen wollte, als der Fahne seines Führers und Herrn. Er ist also Sclave desjenigen, zu welchem er sich hinwandte. Er wandte sich aber aus Eigenliebe von der Liebe zu Gott ab, und zu sich selbst hin. Er ist also Sclave seiner selbst, liebt sich mehr als Gott, mehr als irgend einen Andern. Das ist die Art und Natur der Sünde und des gefallenen Menschen. Ganz ähnlich äußert sich Paulus Röm. 7. „Ich weiß, daß in mir d. i. in meinem Fleische nichts Gutes wohnt.“ Nun redet er hier nicht von dem Fleische, welches wir mit den unvernünftigen Thieren gemein haben. Denn was hätte er in diesem Falle besonderes gesagt mit den Worten: In unserm verweslichen Fleische ist nichts Gutes? Das merkt auch ein Blinder. Sondern er meint den ganzen Menschen, der, obschon aus Seele und Leib — zwei wesentlich verschiedenen Dingen — zusammengesetzt, dennoch Fleisch genannt wird, weil er seiner Art und Natur nach nur fleischlich gesinnt ist; was daraus erhellet, daß Paulus kurz vorher sprach: „Ich weiß, daß das Gesetz geistlich ist, ich aber bin fleischlich.“ — Legt nun ein so großer Mann, ein so auserwähltes Werkzeug Gottes dieß Bekenntniß ab, wer dürfte denn sich selbst ausnehmen? Und wir werden auch an uns die gleiche Erfahrung machen, wenn wir uns tiefer erforschen. Denn in wiefern wir Menschen nur uns selbst überlassen sind, thun wir sogar das Gute, welches noch von uns geschieht, nur darum, weil es uns nützlich oder wohlanständig scheint, nicht weil es Gott so haben will. Beim Almosengeben z. B. suchen wir Lob oder Ruhm, nämlich damit man uns gütig oder barmherzig nenne, damit wir uns nach dem Tode einen Namen erwerben, damit wir das Doppelte dafür erhalten u. s. w. Das Fleisch sucht Ruhm, sucht eigenes Wohlseyn, selbst auf Unkosten Anderer. Das ist die Eigenliebe (φιλαυτια), welche der

Nächstenliebe gerade entgegen steht, und die Quelle aller Fehler und Laster ist.“

„Ich bin hier vielleicht etwas zu weitläufig gewesen in Anführung biblischer Zeugnisse; doch war es nicht außer dem Wege. Denn das menschliche Herz hat so unzählige Falten, daß es leichter ist, den Ozean auszuschöpfen oder den Augias Stall zu säubern, als alle seine Tiefen und Schlupfwinkel zu durchsuchen. Daher ist es ihm leicht, seine Bosheit zu verhehlen, oder sich in seine Abgründe zurückzuziehen. Aber ihn, der das Licht selbst ist, kann es nicht täuschen. So wie sich nichts vor ihm zu verbergen im Stande ist, so enthüllt er uns den ganzen Menschen dergestalt, daß wir, wofern wir nur seinem Worte glauben, auf's Klarste einsehen, daß der Mensch von Natur böse ist, wie sehr er sich auch verstecke, sträube und herauszuwinden suche. Der ist wahrhaft, aus dessen Munde wir dieß gehört haben; die Sache kann sich also nicht anders verhalten. Der Mensch ist freilich schlau und frech zu läugnen; und wenn wir ihm Glauben beimessen, so wird er nie völlig eingestehen, daß er eine böse Art und Natur habe: Aber wenn ihn Gott, der Herzenskenner, so hervor an's Licht zieht, dann schämt er sich zu läugnen, weil er sich dessen nur zu gut bewußt ist.“

(N°. 11. S. 13. N°. 3. S. 33—37. Matth. 15, 19.)

§. 3.

Bestätigung dessen durch das Zeugniß heidnischer Weisen.

„Es wird vielleicht nicht unzweckmäßig seyn, wenn ich hier die Ansicht des größten und beredtesten Mannes, Cicero, aus seiner Rede für Archias, als eine ausländische Verzierung beirücke, da er mit seiner Behauptung, daß der Mensch alles aus Ruhmgier thue, jenem göttlichen Ausspruche dergestalt beistimmt, daß sie mehr eine Wirkung göttlicher Kraft, als von

Cicero, diesem ruhmsüchtigen Geschöpfe, aus eigenem Antriebe gesprochen zu seyn scheint. Denn wie hätte er sich selbst verrathen wollen, indem er hier behauptet, daß Alles aus Ruhmsucht von uns geschehe, während er sonst den Schein haben will, Alles aus Liebe zur Tugend und zum gemeinen Wesen zu thun? Seine Worte lauten so: „Keine Tugend begehrt keinen andern Lohn für ihre Arbeiten und Gefahren, als den des Lob's und der Ehre. Würde uns dieser Lohn entzogen, was sollten wir uns, ihr Richter, auf dieser so engen und kurzen Laufbahn des Lebens mit so schweren Arbeiten bemühen? Gewiß, wenn die Seele keine Vorahnung der Zukunft hätte, und wenn sie mit ihren Gedanken nicht über die Grenzen dieses Lebens hinausschritte, sie würde sich nicht mit so vielen Arbeiten zermartern, nicht mit so viel Sorgen und Wachen sich abhärmen, nicht so oft das Leben wagen. Nun aber wohnt je in dem Besten eine gewisse Kraft, welche Tag und Nacht sein Gemüth durch die Lockungen des Ruhms spornt, und ihn aufmuntert, das Gedächtniß unsers Namens nicht mit dem Leben untergehen zu lassen, sondern auf die gesammte Nachwelt auszudehnen u. s. w.“ Siehe, wie hat Cicero hier das Innere des Menschen enthüllt! Es wohne, sagt er, in dem Gemüthe selbst der Besten eine Kraft, die sie unabläßig antreibe, Ruhm zu erwerben, und die auf dieses Ziel alle ihre Gedanken, Anschläge und Unternehmungen richte. Was er aber eine Kraft nennt, das ist, wie wir Gläubige wissen, nichts anders als der Tod und die Sünde, und der klägliche Zustand des gefallenen Menschen, daß er immerfort sich selbst liebt und sucht. Und findest du unter den Gläubigen solche, die es läugnen, daß alle Handlungen des Menschen in Ruhmsucht und Eigennutz ihren Grund haben, so darfst du als ausgemacht annehmen, daß solche keine Gläubige, sondern fleischlich und Sclaven der Sünde sind. Denn so lange wir uns selbst vertheidigen, so ist es gewiß, daß das Licht des Geistes uns mangelt, welches dem Menschen sich selbst zeigt und aufdeckt.

Ein heidnischer Schriftsteller muß uns hier sogar belehren, daß alle unsere Anschläge sich auf uns selbst beziehen.“

„So steht dennoch die Wahrheit fest und unentweglich, daß alle Anschläge eines jeden Menschen Sünde sind, in wiefern er als Mensch diese Anschläge faßt; denn er bezieht Alles auf sich selbst, sorgt einzig für sich, denkt von sich selbst vortheilhafter als von jedem Andern. Und wenn er auch sieht, daß er von sehr Vielen in manchen Stücken übertroffen wird, so findet er dennoch etwas auf, worin er sich den Vorzug gibt, damit er nicht ruhmlos sey. So sieht Julius Cäsar, daß Cicero ihn an Beredsamkeit und an Gewandtheit in Berathung und Geschäftsführung übertreffe. Allein um wie viel er ihm auf der einen Seite nachsteht, um so viel gibt er sich den Vorzug in den trefflichern Künsten eines Heerführers und Kriegers. Denn diesen habe er es zu danken, daß er den Gipfel menschlicher Größe erstiegen, zu welchem den Cicero der ganze Strom seiner Beredsamkeit nicht hinaufheben könne. Doch ich höre sagen: „Daß jeder sich selbst den Vorzug gebe, das läßt sich wohl leicht behaupten, wo es Männer antrifft, die nach Jedermanns Urtheil irgend eine Vortrefflichkeit besitzen. Aber stelle mir einmal einen Bettler auf, einen armen Tropf, der sich gar keine Hoffnung auf irgend eine Art von Ruhm oder Auszeichnung machen kann, und belehre mich, daß dieser voll Selbstsucht sey, der so gar nichts in diesem Leben sucht und verlangt, daß er lieber sterben als leben möchte. Dann will ich deine Behauptung gelten lassen.“ So höre denn! Laß einmal den ärmsten Bettler, ja den Allerunglücklichsten sich mit einem Crösus, Herkules, Ulysses vergleichen; so wird er sprechen: „Was Crösus betrifft, so wußte er sich nicht in die Armuth zu schicken; aber ich bin im Unglück geübt. Was Herkules betrifft, so hat er allerdings Wunderdinge gethan, aber er war nicht Herr seiner Leidenschaft; ich hingegen werde von ihr wenig oder gar nicht angefochten. Was Ulysses betrifft, so war er allerdings ein kluger Mann; jedoch konnte es nicht

anders seyn, es mußte bei so viel Planen und Ränken auch etwa ein Betrug mit unterlaufen: ich aber lebe in froher Einfalt dahin, und bin daher nicht im Falle, von irgend einem Betruge Nutzen ziehen zu können." Und so wird er immer eine Seite finden, von welcher er sich selbst schmeichelt. Ich rede jetzt nicht einmal davon, daß der größte Theil der Menschen so boshaft ist, auf allgemein schädliche Dinge zu sinnen, nur um selbst an nichts zu leiden. Ja wir selbst, wer wir immer seyn mögen, die wir früher und jetzt von göttlichen Dingen schreiben, halten uns sogar in demjenigen Werke, welches von aller Ruhmsucht am entferntesten seyn sollte, nicht davon zurück. Denn wie Wenige richten ihre Rede nicht so ein, daß sie Jedermann gefalle; schmücken sie nicht so aus, daß Jedermann Lust daran finde! So weit wäre freilich noch nichts Sündliches darin; aber was nun darauf folgt, wird fehlerhaft, wenn wir nicht wohl Acht geben. Es gibt allerdings Menschen, die mit so inniger Liebe Jedermann wohl wollen, daß sie das, was sie als recht und gut erkennen, Jedermann mittheilen möchten. Aber es gibt hinwieder auch solche, die einzig darauf ausgehen, sich jedermann als so beredt, so weise, so gewandt und kunstverständig zu zeigen, daß sie, wie Gorgias der Sophist, über jeden Gegenstand vortrefflich sprechen, alles vortrefflich behandeln können. Denn nach meiner Meinung ist niemand, den nicht die Ruhmgierde anfechte, sogar dann, wenn er am eifrigsten behauptet, daß man den Ruhm verachten müsse. Dieß läßt sich an Plato häufig beobachten. So oft er nämlich seinen Sokrates philosophiren läßt, so thut er dieses mit so viel Umschweifen und mit solchem Wortgepränge, daß er gerade da vorzüglich scheint nach Ruhm gestrebt zu haben, wo er den Sokrates als den größten Verächter des Ruhms darstellt. Dieß führte ich aus heidnischen Schriften an, um, wo möglich, auch denjenigen, welche der Philosophie anhangen, die Augen zu öffnen, daß sie den Menschen kennen lernen."

(No. 3. S. 39—43.

§. 4.

Aus dieser Eigenliebe entspringt nun Feindschaft wider Gottes Gesetz.

„Gegen das Gesetz der Nächstenliebe macht nun der alte Mensch, Adam, der Prest, das Fleisch (denn mit diesem Namen bezeichnet die Apostolische Lehre jene Philautie [Eigenliebe]) Einsprache, da es jedermann verachtet, sich selbst ausgenommen. Denn es will lieber, daß seiner Leidenschaft alle Dinge auch mit ihrem Untergange, fröhnen, als seiner Begierde nach Geld, Ruhm und Wollust ein Ziel setzen. Daher Zorn über das Gesetz und den Gesetzgeber, Haß und Hinterlist. Haß, weil der Mensch weder dem Gesetze noch dem Gesetzgeber ausweichen oder entfliehen kann. Denn steigt er in den Himmel hinauf, so ist er da; steigt er hinab zur Hölle, so ist er auch dort. Hinterlist, denn nun strengt er alle seine Kräfte an, ihn zu täuschen, der doch nicht zu täuschen ist. Er sinnt nach, denkt aus, läuft hin und her, und nach langem entscheidet er so bei sich: „Ein Tirann ist, der dieß fordert. Denn wie wäre es möglich, einen Andern eben so wie sich selbst zu lieben? Jedoch da er so hart ist, so mußt du seiner Strafe zu entgehen suchen. Du willst es also machen wie die listigen Sclaven gegen ihren guten und arglosen Herrn zu thun pflegen; du willst eine List ausdenken, ihn zu blenden, damit er deinen Anschlag nicht merke.“

„So gibt nun der Wucherer ein Geschenk, und stiftet eine Pfründe, der Unzüchtige hält der Jungfrau Maria zu Ehren einen magern Fasttag, der Verräther spricht einige Angst- und Nothgebetlein. Mit solchen mehr als albernen Schmeicheleien hoffen sie Gott unversehens zu übermannen, oder ihm den Mund zu stopfen, damit sie ungestraft ihren Ehebruch, Wucher, Verrath fort treiben können. Nun wird das Gesetz nicht mehr gehört, der Wandel nicht nach seinem Ausspruch eingerichtet, das Entehrende nicht abgeschafft, sondern der

Menſch wird ſich ſelbſt ganz zum Gott. Denn wiewohl ihn das Geſetz tödtet, macht er ſich ſelbſt lebendig mit ſeinen Künſten und Hoffnungen. So nimmt die Gottloſigkeit allmählig zu bis auf den Grad, daß er bei ſich ſelbſt ſpricht: „Es iſt kein Gott!“ obſchon er vor Andern durch eine fromme Heuchlermiene bezeugt, er ſey die Frömmigkeit ſelbſt. Dieſe ausführliche Schilderung ſoll dazu dienen, daß wir ſehen, wie die Sünde, die eine Uebertretung iſt, aus der Sünde, die nur Gebrechen (Preſt) iſt, entſpringe.“

(N°. 3. S. 117. 118.)

§. 5.

Die Sünde Adams und ihre Folgen für ihn.

„Der himmliſche Baumeiſter bildete den Menſchen nach ſeiner Gleichnuß, und ſetzte ihn dann in einen Garten, reich an jeder Art von Luſt, und zwar nicht als bloßen Bewohner, ſondern als Hausvater und Herrn; jedoch unter der Bedingung, daß ihm erlaubt ſeyn ſoll, von Allem, was dort wachſe, zu eſſen, außer vom Baume der Erkenntniß des Guten und Böſen; denn deſſen Frucht dürfe er weder berühren noch koſten, ſonſt werde er augenblicklich des Todes ſterben. Geneſ. 2. Ein ſo fröhliches glückſeliges Leben mißgönnte nun der Teufel dem Menſchen, und ſuchte dem Weib Adams weis zu machen, Gott habe nur aus Furcht, ſein Reich mit ihnen theilen zu müſſen, ihnen dieſen Baum unterſagt, deſſen Namen ja ſchon lehre, daß ſie den Göttern gleich würden, ſobald ſie von ſeiner Frucht äßen, indem ſie dann Gutes und Böſes kennen lernten. Das unglückliche Weib glaubte ſo hohen Verheißungen, bricht die Frucht, und reicht den angebiſſenen Apfel ihrem Manne, um ſich ihm treu zu beweiſen. Dieſer, unkundig der Hinterliſt und der Unbeſonnenheit des Weibes, und unerfahren, gehorcht (denn was hätte er ſeinem Weibe abſchlagen können?), und that, was jeder Ehemann ſeinem Weibe auch zu Gefallen gethan

hätte. Aber siehe, wie das Unglück uns unversehens überfällt, wenn man's am wenigsten fürchtet! Unser Stammvater, statt, wie er gehofft hatte, durch Erkenntniß des Guten und Bösen Gott zu werden, lernte nichts als seine Schande kennen, und fand den ewigen Tod. Denn so sprach Gott zu ihm: „Welches Tages du davon issest, wirst du des Todes sterben.“ Es ist aber leichter, daß Himmel und Erde vergehen, als das Wort Gottes. Wie nun Gott vorausgesagt hatte, daß der Mensch sterben würde, so starb derselbe auch, so bald er in den Unglücksapfel gebissen hatte.“

„Nothwendig müssen wir nun untersuchen, welchen Tod Adam gestorben, nachdem er von der Frucht des verbotenen Baums gegessen. Allervorderst ist klar, daß er nicht auf der Stelle des natürlichen Todes gestorben, nachdem er die Speise genossen. Denn er hat nachher noch einige hundert Jahre gelebt. Eben so gewiß ist's aber auch, daß aus keiner andern Ursache der Tag seines Todes zu seiner Zeit über ihn gekommen, als weil er einst das Gesetz übertreten hatte. Denn durch die Sünde kam der Tod. Röm. 5. Denn er wäre auf immer glückselig gewesen, wenn er sich jenes unseligen Apfels enthalten hätte. Endlich ist es unläugbar, daß Adam irgend eines Todes muß gestorben seyn, so bald er die verwegene Hand mit der unseligen Frucht an den Mund brachte. Denn so lautet der göttliche Ausspruch: „Welches Tages du davon issest ꝛc.“ Der Tod erfolgte also in eben dem Augenblicke, als er aß, aber nicht der leibliche Tod; folglich war es der Tod der Seele, welcher sogleich erfolgte. Denn der Tod des Leibes entsprang aus der Sünde, wie schon gesagt, er ging also dem Tode der Seele hinten nach. Der Tod also, der den Adam so plötzlich traf, war die Sünde. Ein Tod, der um so viel verderblicher ist als der leibliche, um so viel wichtiger die Ursache ist als ihre Wirkung. Denn der Tod der Sünde ist die Ursache des leiblichen Todes. Laßt uns nun sehen, was eigentlich dieser Tod der Sünde sey, und worin sein unterscheidender Charakter be-

stehe. Wir schließen nämlich auf die eigenthümliche Art und Natur aller sichtbaren Dinge aus dem Triebe, der sie in Bewegung setzt, das zu suchen und zu erwerben, was sie wünschen. So erklären wir den für einen Geizigen, der seiner Schätze wegen mit Furcht und Zittern das Meer durchschifft. So müssen wir also auch mit Sorgfalt darauf achten, was Adam vorzüglich gesucht, weil er damit seine Art und Natur zu Tage legte. Nun wollte er Gott gleich werden; und im Fall ihm dieß gelungen wäre, so wollte er dann aus sich selbst kennen lernen, was gut und was böse sey. Gott seyn, und selbst wissen was gut und was böse — das war also die Speise, nach der ihn gelüstete, und von der er ganz bezaubert ward. Woher konnte aber dieser Geluſt anders entspringen, als aus Eigenliebe? Denn wir Alle suchen mehr eigenes als fremdes Wohlseyn. Philautie d. i. Eigenliebe war also die Ursache, warum Adam dem schlimmen Rathe seines Weibes gehorchte. Von Natur ist also der Mensch eigenliebig; freilich nicht zufolge der Natur, mit welcher Gott ihn ursprünglich begabte, sondern zufolge derjenigen, nach welcher er, mit dem von Gott ihm angewiesenen Looſe nicht zufrieden, für sich selbst ein Kenner des Guten und Bösen, ja Gott gleich werden wollte. Da also der Mensch der Eigenliebe schuldig geworden, und ihretwegen in Verdammniß gefallen, so wird daraus offenbar, daß der Tod der Sünde seiner Art und Natur nach darin besteht, daß der Mensch sich selbst beständig liebt, sich gefällt, sich vertraut, sich Alles zuschreibt, zu wissen vermeint was gerade und was krumm sey, und wähnt, was er gutheiße, das sollte auch von jedermann gutgeheißen werden, selbst von seinem Schöpfer.“

(N°. 3. S. 30 — 33.)

„Adam's Tod ist nicht allein leiblich, wiewohl derselbe auch mit der Zeit hernach kam, sondern er heißt an jenem Orte (Genes. 2.) das Verlieren der Huld und Freundschaft Gottes, das Verlieren des inwohnenden und herrschenden oder führenden Geistes Gottes, das Verlieren der wohlgethanen Einsatzung [ur-

ſprünglichen Güte] menſchlicher Natur, und der Fall in die Sünde, d. i. daß Adam und alle ſeine Nachkommen nach der zerbrochenen [zerrütteten] Natur nichts Gutes vermögen; denn ſie ſind preſthaft: und heißt hier die Sünde nichts anders als der Preſt des Falls, und die Ohnmacht unſers Fleiſches. Röm. 7. — Alſo iſt der erſte Tod Adam's, daß er die Huld Gottes verloren hat. Wo die nicht iſt, da iſt kein Heil, ſondern ganze Verzweiflung. Welches auch ſeine Scham über die Nacktheit bedeutet. Da ihm der Herr ruft, ſprach er: „Herr, ich habe deine Stimme gehört, und habe mich gefürchtet, weil ich nackend war, und habe mich verborgen.“ Siehe, was iſt dieſe Blöße Adam's, ſo ihn doch Gott nackend geſchaffen, und er vor ihm alſo gewandelt hatte? Nichts anders, denn daß er in den Tod, Sünde, Uebertretung, Jammer, Preſten und Ohnmacht gefallen war, und an ihm ſelbſt nichts Gutes ſah, unter deſſen Schirm oder Mantel er durfte vor Gott kommen. Welcher leibliche Tod, meinſt du, hätte Adam ſo wehe gethan, der ihn ja ſchnell aus der Scham genommen hätte, als der Tod des Unheils, der Schande und des Preſtens, in welchem er vor Gott ſtehen mußte und alle ſeine Nachkommen? und haben nicht einigerlei Gutes, womit ſie ſich bedecken oder ſchirmen möchten. Darum iſt dieſer erſte Tod viel der ſchwerere. Der andere Tod iſt der leibliche; derſelbe iſt als eine Strafe der Sünde uns von Gott angethan.“

(N°. 49. S. 5, 6.)

§. 6.

Die Folgen der Sünde Adam's für alle ſeine Nachkommen.

„Wir ſind von der Geburt her Alle Sünder; denn wir ſind Alle von Adam geboren. Nun iſt Adam, ehe er je gebar, in die Sünde, Preſten und Tod gefallen; alſo folgt auch, daß alle, die von ihm kommen, ſolchen Preſten von ihm erben.

Denn so wenig ein Mensch einen Engel gebären mag, also wenig mag der gefallene, sündige Adam einen unsündlichen Menschen gebären. Und so gewiß alle Menschen, die in Sünden empfangen werden, sterben müssen: so sind sie auch Adams Kinder, des Uebertretens, der Sünde, Ohnmacht und Nacktheit halben. Denn wir sind lauter Fleisch, wie Gott redet Genes. 6. So wir aber alle wissen, daß das Fleisch nichts soll, nichts vermag, nichts Gutes gebiert, und aber wir nichts anders denn Fleisch sind; so folgt, daß wir von Natur her nichts vermögen, das recht oder gut sey, so wenig als Adam; sondern alle unsere Neigung richtet sich zum Bösen, wie Gott selbst am vorigen Orte redet: „Alle Gedanken des Herzens waren zum Bösen gerichtet zu aller Zeit.“ Und Genes. 8. spricht er: „Die Gedanken und Rathschläge des menschlichen Herzens sind böse von Jugend auf.“ Sind sie nun böse von Kindwesen her, so muß das vom Erb' her, aus Adam kommen. Und ist das die rechte Erbsünde, der Fall, das Uebertreten, die Ohnmacht, der Verlust Gottes, der Prest, die Sünde, oder wie du es nennen willst.“

(No. 49. S. 6. 7.

„Aus der Eigenliebe floß alles Uebel, das unter den Sterblichen ist; durch sie starb Adam. So läßt sich nun auch gar nicht denken, daß er anders geartete Söhne sollte gezeugt haben; so wenig als der Wolf ein Lamm, oder der Rabe einen Schwan gebiert. Denn so steht geschrieben Genes. 5. „Und Adam zeugte einen Sohn nach seiner Gleichnuß, nach seinem Bilde ꝛc.“ Die Kinder der ersten Eltern waren also nicht besserer Art und Beschaffenheit, als diese selbst; und so auch die ganze Nachkommenschaft nicht. Adam aber ward ein Sclave der Sünde durch Uebertretung des göttlichen Gesetzes; denn wer Sünde thut, der ist der Sünde Knecht. Und eben so sind wir Alle beschaffen, die wir von ihm abstammen. Daher kommt es auch, daß sich all unser Sinnen und Denken nur auf uns selbst bezieht, wir nur für uns sorgen, und wün-

schen, daß Alles unser seyn, Alles uns dienen, wir aber über Alles erhaben seyn möchten."

(No. 11. S. 12.)

„Also ist die Erbsünde ein Abstand [Ausartung], Verminderung und Aergerniß [Verschlimmerung] der ersten eingesetzten Natur, gleich wie wenn in einem Ungewitter oder Hagel alle Weinreben verderbt werden, daß sie ihre vorige Art nicht mehr haben; oder wenn eine Pflanze, die aus Neapel nach Deutschland verpflanzt worden, nicht mehr zu ihrer ersten Art oder ursprünglichen Natur kommt. — Die Erbsünde ist ein Prest, der allen Menschen anerboren ist, der ist nichts anders, als daß wir von der göttlichen Art abfällig und verwildert worden und zu der viehischen geneigt sind. Die göttliche Art ist — nicht eigennützig seyn, sondern sich allen Geschöpfen zu genießen geben. Die irdische oder thierische hingegen — sich selbst lieb haben, alle Dinge um sein selbst willen thun. Da nun Adam um seinetwillen d. i. um deß willen, daß er Gott wollte gleich seyn, Gottes Gebot übersah, da kehrt er sich, aus Liebe seiner selbst, zu der thierischen Art, und schwächte die Art und Natur Gottes in ihm selbst. Denn die Thiere thun in alle Weise und Maß, wie ein ungläubiger Mensch, alle Dinge um ihrer willen. Denn wenn sie schon beides ihre Jungen beschirmen und fürbringen [aufziehen], so thun sie es nur darum, daß es die ihrigen sind; denn sobald sie die ihrigen nicht mehr haben, ziehen sie Andern ihre Jungen nicht auf."

(No. 12. S. 110. 111.)

§. 7.

Die Erbsünde — nicht eigentlich Sünde oder Schuld, nur Gebrechen.

„Diese Art ist aber dem Menschen, wie prestlhaft sie auch seyn mag, dieweil [so lange] er nicht weiß, was recht oder unrecht, nicht zu einer Sünde, Schande oder Missethat zu rechnen. Also folgt, daß die Erbsünde ein Prest ist, der von

ihm selbst nicht sündlich ist dem der ihn hat, er mag ihn auch nicht verdammen, (Gott gebe was die Theologen sagen) bis daß er aus dem Presten [in Folge desselben] wider das Gesetz Gottes thut; dann thut er aber erst wider das Gesetz, wann er das Gesetz erkennt. Die Theologen aber nennen den erblichen Presten eine Erbsünde, nicht recht verstehend den heiligen Paulus an die Römer 5. Der Prest kann nicht Sünde seyn. Denn Paulus spricht Röm. 3. „Die Erkenntniß der Sünde kommt durch das Gesetz.“ So folgt, daß wo Erkenntniß des Gesetzes nicht ist, da ist auch nicht Erkenntniß der Sünde. Wo aber Erkenntniß der Sünde nicht ist, da ist auch kein Uebertreten, und deßhalb keine Verdammniß. Röm. 4. „Wo das Gesetz nicht ist, da ist auch die Uebertretung nicht.“ Siehe, wie stark die zwo Kundschaften sind! Ja so stark, daß sie alles Geschwätz der Theologen vom Erbpresten umwerfen; denn der Erbprest mag uns nicht verdammen, sondern das, wenn wir das Gesetz vor uns sehen, und demnach aus Art und Natur des Erbprestens wider das Gesetz handeln. So müssen wir je sehen, daß Paulus das Wort Sünde anders und anders nimmt. Wenn er hier spricht: „Die Sünde kommt aus Erkenntniß des Gesetzes,“ so versteht er die Sünde, die zur Verdammniß bringt, darum, daß sie wider das Gesetz Gottes verwegentlich geschehen ist. Wenn er aber Röm. 7. spricht: „Ich thue dasselbe nicht, sondern die Sünde, die in mir wohnt;“ da muß Sünde für den Presten genommen werden. Denn die Sünde ist nichts Wesentliches, daß sie in uns bleiben könnte; sie ist nichts anders denn ein Mißwerk gegen Gott. Aber der Prest d. i. die thierische, irdische oder fleischliche Art, die wohnt in uns d. i. die hangt uns an, und neigt allein zu eigennützigen lustbarlichen Dingen.“

„Itzt wollen wir die Worte Pauli, darin sie die Erbsünde zu einer Sünde machen, genauer erwägen. Sie stehen Röm. 5. „Wie die Sünde durch einen Menschen in die Welt kommen ist, und der Tod durch die Sünde: also ist der Tod auch in alle

Menſchen durchgegangen, deßhalb, weil ſie alle geſündigt haben.“ Hier wähnen die Theologen, darum, weil da ſteht: „deßhalb, daß ſie alle geſündigt haben,“ ſo ſey der erbliche Preſt eine Sünde, die verdamme. Da ſie doch ganz und gar irren; denn es mag kein Ding verdammen, als das, wenn man wider Gottes Wort gethan hat. Dann allein aber thut man wider Gottes Wort, wenn man es entweder verachtet und nicht einmal wiſſen will, oder aber es weiß, und dennoch verächtlich dawider thut. Nun iſt das der Sinn dieſer Worte: Die Sünde iſt durch Einen Menſchen, durch Adam, in dieſe Welt gekommen; denn er hat zum erſten das Gebot Gottes verachtet. Und um deß willen iſt der Tod eingeführt worden mit zwei Preſten: der eine iſt, daß der Menſch, dieweil [während] er noch im Leben iſt, alſo von göttlicher Art abgefallen und verwildert iſt, daß er nur nach eigennützigen luſtbarlichen Dingen [eigenem Wohlſeyn] trachtet. Der andere, daß er auch leiblich ſterben muß; und iſt alſo der Tod in alle Menſchen geſchlichen, darum, daß ſie alle geſündigt haben. Wie? Nun haben doch die Kinder nicht geſündigt, und müſſen dennoch ſterben! Darum heißt hier „geſündigt“ nichts als: den Preſten empfangen von der zerſtörten und verwilderten Natur. Oder aber „geſündigt haben“ muß allein von denen verſtanden werden, die, nachdem ſie das Geſetz erkannt, dawider gehandelt haben. — Daß dieß der Sinn ſey, zeigt Paulus ſelbſt an und ſpricht: „Die Sünde war in der Welt bis auf das Geſetz; aber die Sünde ward nicht zugerechnet, da das Geſetz nicht war.“ D. i. den Preſten erkannte niemand, als das Geſetz noch nicht war, und rechnete niemand die Sünde für Sünde. „Dennoch — ſpricht Paulus wiederum Röm. 5. — ſo hat der Tod von Adam her geherrſcht bis auf Moſen über die, welche gleichwohl nicht geſündigt haben wie Adam mit Uebertreten.“ Aus dieſem Worte ſieht man wohl, daß Paulus ſagen will, daß der Tod allen Kindern Adams anhange, wenn ſie ſchon noch keine Uebertretung begangen haben. Und Ezech. 18. heißt es: „Der Sohn

wird die Schuld des Vaters nicht tragen. Ein jeder wird in seiner Missethat sterben.“ Siehe, wie Gott seine Hand offen behält, und das Kind nicht verdammt um des Vaters Sünde willen! Da hör'st du, daß Adams Schuld die Kinder nicht verdammen mag. Aber der Prest hangt ihnen an, aus welchem hernach, so das Gesetz von uns erkannt wird, die Sünde entspringt. So hören wir denn, daß die Erbsünde ein Prest ist, nicht eine Uebertretung oder Schuld, wie Adam übertreten hat.“

(N°. 12. S. 110—115. 119.)

„Ich gestehe also zu, daß unser Stammvater gesündigt habe, so daß seine Sünde eine wirkliche und eigentliche Sünde ist, ein Vergehen, Schuld und Missethat. Aber die aus ihm entsprungen sind, haben nicht auf diese Weise gesündigt. Denn wer aus uns hat im Paradiese in den verbotenen Apfel mit den Zähnen gebissen? Daher müssen wir zugeben, wir mögen wollen oder nicht, daß die Erbsünde, wie sie in den Kindern Adams ist, keine Sünde sey im eigentlichen Sinne des Wortes; denn sie ist keine Uebertretung des Gesetzes. Sie ist also eigentlich zu reden, ein Prest, Gebrechen (morbus) und ein Zustand. Ein Prest: denn wie Adam aus Eigenliebe gefallen ist, also fallen auch wir. Ein Zustand: denn wie Adam in Knechtschaft gerathen und dem Tode anheim gefallen; so sind auch wir durch unsere Geburt Sclaven und Kinder des Zorns, und dem Tode unterworfen. Obgleich ich nicht dagegen bin, so man diesen Prest und diesen Zustand, nach dem Beispiel Pauli, Sünde nennen will. Ja er ist in dem Sinn Sünde, daß Alle, die in ihm geboren werden, Feinde und Widersacher Gottes sind. Denn dahin zieht sie der Zustand vermöge ihrer Geburt, nicht aber eine von ihnen begangene Missethat, außer in wiefern unser Stammvater einmal eine solche beging. Die wahre Ursache der Feindseligkeit und des Todes ist also das von Adam begangene Verbrechen, und das ist die eigentliche Sünde. Die Sünde aber, die uns anklebt,

ist eigentlich ein Gebrechen, Prest, und ein Zustand, ja eine Nothwendigkeit zu sterben. Doch wäre dieses nicht unser Loos durch die Geburt geworden, wenn nicht jenes Vergehen unsere Geburt verdorben hätte. Der unglückliche Zustand der Menschen hat also nicht in der Geburt, sondern in jenem Vergehen seine wahre Ursache; in der Geburt hingegen nur in sofern sie die Folge jener Ursache und Quelle ist. — Diese Ansicht wird unwidersprechlich bestätigt abermals durch die Worte des Apostels Röm. 5. „Der Tod hat von Adam bis auf Moses geherrscht auch über die, welche nicht auf gleiche Weise gesündigt hatten wie Adam.“ Siehe da den Tod als unser Loos, obschon wir nicht gesündigt wie Adam! Warum? Weil er gesündigt hat. Warum aber verheert auch uns der Tod, da wir doch nicht auf diese Weise sündigten? Weil Adam wegen der Sünde unter die Herrschaft des Todes gerieth, und in diesem Zustande uns erzeugte. Auch wir sterben also, aber durch Adams Schuld, hingegen vermöge unsers Zustandes und Prestens, oder wenn du lieber willst, unserer Sünde; jedoch dieß Wort uneigentlich genommen. Folgendes Beispiel diene zur Erläuterung! Der im Krieg Gefangengenommene hat es durch seine Treulosigkeit und Feindschaft verdient, daß er in Sclaverey behalten werde. Seine Nachkömmlinge werden nun Haus- oder Familiensclaven; nicht wegen einer Schuld, einer That, eines Vergehens, sondern durch den Zustand, der auf eine Schuld folgte. Denn der Vater, von dem sie entsprossen sind, hatte dieß durch ein Vergehen verschuldet. Die Kinder haben das Vergehen nicht auf sich, wohl aber die Pein und Strafe des Vergehens, ich meine den elenden Zustand, die Sclaverey, die Gefangenschaft.“

„So viel kürzlich von der Erbsünde, daß sie ein Prest ist, und nicht eine Schuld; eine Strafe der ersten Missethat, und nicht eine eigene Missethat eines Jeden.“

(N°. 5. §. 4. S. 12 — 16.)

§. 8.

Rechtfertigung der göttlichen Güte und Weisheit betreffend den Fall des Menschen.

„Es möchte aber Jemand sprechen: ihn dünke, die göttliche Weisheit selbst habe hier einen Fehler begangen, da sie den Menschen so fehlbar schuf. Denn, hat Gott zuvor gewußt, daß der Mensch auf diese Weise fallen werde: so ist an seiner Güte zu zweifeln; denn warum kam er dem Falle nicht zuvor? Wußte er's aber nicht: so ist durch seine Unwissenheit der Mensch elend geworden; gerade wie wenn einer hinken muß, weil der Wundarzt ihm aus Nachläßigkeit oder Unwissenheit das zerbrochene Bein nicht gehörig kurirte. — Was nun die göttliche Güte betrifft, so antworte ich, daß es nicht aus Mangel an ihr herrühre, daß Gott den Fall des Menschen nicht verhütete; sie offenbarte sich vielmehr auf gedoppelte Weise, durch die Schöpfung sowohl, als durch die Heilung des Geschaffenen. Durch die Schöpfung; denn da die natürliche und Grundursache derselben Gottes Güte ist (denn durch sie bewogen, schuf Gott die Welt, und vergönnte ihr seiner zu genießen): so hatte seine Güte nothwendig auch an der Erschaffung des Menschen Theil. Dieß zeige ich auf folgende Weise: Das ganze unermeßliche Heer der Geschöpfe zerfällt in zwei Classen, in vernünftige und vernunftlose; die erstern theilen wir wieder in zwei Arten: in solche, die ohne Körper, und in solche, die mit einem Körper zu leben die Bestimmung haben. Jenes sind die Engel, dieses die Seelen der Menschen. Beide, Engel und Menschengeist, sind dazu mit Vernunft begabt, damit sie allervorderst das höchste Gut, dann aber auch das von demselben Erschaffene erkennen. Da aber die göttliche Güte eben so wohl Billigkeit und Gerechtigkeit in sich schließt, als Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit: so mußten nothwendig jene verständigen Wesen so geschaffen werden, daß sie Gottes Gerechtigkeit eben so wohl als seine Güte erkennen sollten. Wie kann aber

Gerechtigkeit erkannt werden, wenn es keine Ungerechtigkeit gibt? So wenig als Güte und Sanftmuth erkannt werden, wenn es keine Gewaltthätigkeit und Rohheit gibt. Denn auch was gut ist, wird nicht erkannt ohne Vorhandenseyn des Bösen, durch dessen Vergleichung und Würdigung erst das Wesen des Guten klar wird. Dieß erkannten auch die Philosophen, indem sie lehrten, die Tugend würde nichts gegolten haben, wenn nicht das Laster die Schönheit und Nützlichkeit derselben zeigte. Und der Philosoph Demetrius nannte, wie Seneka meldet, ein sicheres und von allen feindseligen Angriffen des Schicksals freies Leben weislich ein todtes Meer. Da die Gottheit nun aber in sich die Ungerechtigkeit auf keine Weise zeigen konnte, weil sie, von allen Seiten betrachtet, das Wahre, Heilige, Gute ihrem Wesen nach ist: so stellte sie durch das Geschöpf das Bild der Ungerechtigkeit auf. — Da also Engel und Mensch die Gerechtigkeit erkennen sollte, diese aber ohne den Gegensatz der Ungerechtigkeit dunkel und unerkennbar gewesen wäre: so schrieb Gott beiden das Rechte und Heilige vor, und verbot ihnen dagegen das Ungerechte und Treulose. Noch war keine Ungerechtigkeit, weil noch niemand ein Gesetz übertreten hatte. Nun übertraten beide, weil beide inne werden sollten, was Gerechtigkeit und Unschuld sey. Und so bald sie die Uebertretung begangen, sahen sie das Antlitz der Gerechtigkeit. Denn der eine ward aus dem Himmel verstoßen, und zu ewigem Feuer verdammt; der andere zwar auch aus seinem seligen Wohnsitz vertrieben, doch aus Erbarmung noch erhalten: Gerade wie der Kriegsgefangene nach dem Kriegsrecht hätte getödtet werden können, aber beim Leben erhalten wird, um als Sclave zu dienen."

„Ihnen selbst zum Besten ward also der Engel und der Mensch so geschaffen, daß sie fehlen konnten. Denn durch den Fall des Engels ging Treulosigkeit und Lüge hervor; durch den Fall des Menschen Sünde und Ungerechtigkeit. Durch diese wurde beiden Classen von Wesen die Gestalt und Beschaffen-

heit der Wahrheit und der Treu, der Unschuld und der Gerechtigkeit kund und klar. Gott hat also dadurch, daß er den Menschen fehlbar schuf, gerade seine Güte geoffenbart; denn durch den Fall des Menschen ist die göttliche Gerechtigkeit in ihrem Glanz erschienen. Daraus erhellet, um dieß beiläufig zu sagen — daß auch die Unseligen Gottes Ruhm verkündigen; denn da sie Exempel seiner Gerechtigkeit sind, was könnten sie ihm Höheres zueignen? Doch nicht nur Engel und Menschen, wie bereits gesagt, sondern selbst die übrige Thierwelt zeugt für diese unsere Meinung. — Sämmtliche Thierklassen sind entweder sanft und zahm, oder wild und grausam. Nun verkündigt der Tiger und das Krokodil die Majestät Gottes eben so gut, als der Ochse und das Schaf. Denn wie diese Gottes Güte preisen, so preisen jene seine Gerechtigkeit. Nicht daß sie zufolge ihrer Natur etwas thäten, was der Gerechtigkeit gemäß oder entsprechend wäre, sondern weil was sie thun, den Stempel des Unrechts und der Gewalt trägt. Grausam zerreißen sie andere, sie leben nicht von rechtmäßiger Arbeit, sondern vom Raube; sie tödten nicht in offenem und gleichem Kampfe, sondern überfallen hinterlistig, und so zu sagen, treulos. Ist nun aber ihre Art und Natur nicht selbst dem lasterhaftesten Menschen zum Abscheu? Und warum? Ihrer Grausamkeit, Gewaltthätigkeit und Ungerechtigkeit wegen. So legen selbst die Ungerechtesten ein Zeugniß ab für die Gerechtigkeit, indem sie das, was sie sich selbst erlauben, Mord, Diebstahl, Verheerung, Raub, Brand, Plünderung, Hinterlist, Treulosigkeit am Thiere verdammen, das doch dazu geschaffen ist, um vom Raube zu leben. Denn so werden auch die Schlechtesten erinnert, das an sich selbst, als Menschen, zu ändern und zu bessern, was sie am Thiere verabscheuen. Indem jene Thiere also mit ihrer Art und Natur die Ungerechtigkeit sichtbar machen, preisen sie durch Veranschaulichung der Ungerechtigkeit, ohne welche die Gerechtigkeit nicht einmal erkannt werden kann, eben so gut Gottes Gerechtigkeit, als das

zahme Vieh dessen Güte verkündigt. Daraus erhellet, daß es nicht Mangel, sondern gerade ein glänzender Beweis der Güte Gottes war, daß er den Menschen so schuf, daß er fehlen konnte; denn auf diesem Wege kam derselbe zur Erkenntniß der göttlichen Gerechtigkeit."

„Gottes Güte bewies sich aber auch im Heilen. Denn obschon Gott durch jedes ihm beliebige Mittel den Fall des Menschen wiederherstellen konnte; so wollte er dieß doch einzig so thun, daß er, der Schöpfer des Menschen, auch zugleich sein Wiederhersteller und Erlöser würde, damit seine Güte und Gerechtigkeit eben so groß sey im Erlösen, als sie es im Erschaffen war. Wie die göttliche Güte sichtbar ward in der Erschaffung, da der Mensch dazu erschaffen wurde, damit er Gottes genieße, und dazu in Ungerechtigkeit fiel, damit er die Gerechtigkeit kennen lerne: so beweis't sie sich auch in der Erlösung, da Gott nun den aus Gnaden befreit, den er aus freier Milde schuf, und dazu befreit, damit der wieder frei gewordene Mensch Gottes genieße; da der Gerechte die Ungerechten erlöst, damit der Erlöste erkenne, Gott sey allein gerecht, und damit er sehe, was für eine schwere Sache es um die Sünde und Ungerechtigkeit sey, da sie mit einem so köstlichen Opfer mußte versöhnt werden. Ferner, da unsere Ungerechtigkeit durch den Sohn Gottes getilgt worden, so erhellet daraus, daß Gott nichts mehr zuwider ist, als das Sündigen, und dagegen nichts so angenehm, als das Streben nach Gerechtigkeit und Unschuld."

„Aber auch die göttliche Weisheit beging keinen Fehler, so daß etwa der Mensch anders geworden wäre, als sie beschlossen hatte. Schon alles bisher Gesagte dient auch hieher. Denn der Weisheit kommt es zu, Mittel und Wege zu finden, wodurch etwas an's Licht gefördert wird. Daher ist auch das Sache der Weisheit, daß sie dem Menschen den Weg bahne zur Erkenntniß der Gerechtigkeit. Daß die Weisheit sich nicht geirrt habe, zeigt sich ferner daraus, weil die Erlösung des Menschen nicht

später beschlossen ward als die Erschaffung. Denn was in Gott ist, muß ewig seyn, folglich auch seine Weisheit. Die Erlösung aber konnte nicht beschlossen werden, wenn die Weisheit nicht vorhergesehen hätte, daß der Mensch fallen werde. Denn wer bestimmt Arznei für eine Krankheit, von der man nichts weiß? Unmöglich konnte daher die göttliche Weisheit nicht wissen, daß der Mensch fallen werde, da sie für seine Heilung zum Voraus Anstalt traf. Und da die Gottheit von keiner Seite irgend etwas Neues hintennach vornimmt: so war offenbar auch die Erlösung von Ewigkeit her beschlossen, und die Weisheit sah auch das Uebel ein, das durch die Erlösung wieder geheilt werden sollte. Der Mensch ist also — wenn wir jedem genau das Seinige geben wollen — nicht das Werk der Unwissenheit, sondern der Weisheit, die, wie Alles, so auch den Verlauf und das Ende von Allem kennt, vom ersten Punkte bis zum letzten. Darum dürfen wir sie nicht zur Rede stellen, warum sie den Menschen oder irgend ein Ding so geschaffen habe, sondern sollen so bei uns selbst denken: Da der Mensch nun einmal so geschaffen ist, so muß er auf's Weiseste geschaffen seyn. Fordern wir ja auch nicht Gründe, warum die Gestirne so gemacht seyen, oder stets diesen ihren Lauf nehmen, sondern, da wir durch lange Beobachtung das Maß ihrer Bewegung und ihren wirksamen Einfluß wahrnehmen, so bezeugen wir, daß sie weise gemacht seyen. So ist es eine gebieterische Anmaßung, es ist frech und rebellisch, Gott wegen Erschaffung des Menschen zur Rechenschaft zu ziehen. Aber heilig ist's und fromm, aus der Betrachtung des Menschen zur Bewunderung der göttlichen Weisheit geführt zu werden. Denn wer hat die Ursachen der Schöpfung und Erlösung des Menschen auch nur gedacht, geschweige denn sie gesehen, ehe sie geschah? Da wir nun aber den Geschaffenen und Erlösten sehen, und die Thatsache mit Ehrfurcht betrachten: so können wir in Allem nicht genug die göttliche Weisheit, Güte, Kraft und Vorsehung preisen."

(No. 8. c. 5. Bl. 36—39. Vergl. Bl. 40. 71. 75. 21. No. 5. 5. 2.)

§. 9.

Die Verdammniß der Sünde, und das von Gott veranſtaltete Heilmittel derſelben.

„Ihrer Natur und Wirkung nach verdammt allerdings die Erbſünde alles, was mit ihr behaftet geboren wird. Denn wie Adam durch ſeine Uebertretung ein Sclave der Sünde geworden: ſo konnte er auch keine Kinder zeugen, die in einem beſſern Zuſtande wären, als er. Von einem Sünder ſind wir Alle alſo Sünder geboren; als Sünder ſind wir auch Feinde Gottes; als Gottes Feinde auch verdammt. Alle haben geſündigt, ſpricht Paulus, d. i. Alle ſind durch Schuld ihres Stammvaters unter die Herrſchaft der Sünde und des Todes gerathen. Denn wie durch Einen Menſchen die Sünde in die Welt gekommen, und durch die Sünde der Tod; ſo iſt auch der Tod in alle Menſchen durchgegangen, darum, daß alle geſündigt haben, d. h. in Sünden geboren, oder wie er an einem andern Orte ſagt, unter die Sünde durch befleckte Geburt verkauft ſind. Geſündigt haben und Todtſeyn iſt aber bei Paulus ſo viel als verdammt werden, wie er ſelbſt lehrt Röm. 5. „Das Gericht, ſagt er, kam aus Einer Sünde zur Verdammniß; die Gnade hingegen aus vielen Sünden zur Rechtfertigung.“ Was alſo die Wirkſamkeit der Sünde betrifft, ſo ward durch ſie der erſte Menſch verdammt, und alle aus ihm Gebornen. Aber uns rettet dagegen und richtet auf das kräftige Gegenmittel, das nicht etwa zu ſpäte, ſondern zu rechter Zeit iſt angewandt worden. Durch den Erbpreſten gehen wir Alle verloren, durch das Heilmittel aber, welches Gott dagegen erfand, ward unſere Geſundheit wieder hergeſtellt. Dem Fleiſche hingegeben, denken wir nichts als fleiſchliche Dinge; aber wenn Gottes Geiſt uns erfüllt und durchdringt, erheben wir uns zu himmliſchen Dingen. Reden wir von der Natur des Fleiſches, ſo iſt Alles verloren und dahin, ja hoffnungslos und verzweifelt; ſprechen wir aber von des

Geistes Licht und Gnade, so blühet alles in fröhlichen und sichern Hoffnungen. —

„Gott hatte zum Menschen gesprochen: „Welches Tages du essen wirst, wirst du des Todes sterben.“ Der Mensch starb also, denn was Gott vorausgesagt, mußte erfolgen; aber nicht den leiblichen Tod, da er noch neunhundert Jahre lebte. Es folgte also der ewige Tod rücksichtlich der That selbst und der Schuld, d. i. er verdiente nicht nur den leiblichen, sondern auch den ewigen Tod, wie seine Furcht und sein Vorwand der Nacktheit zeigen. Denn da Adam sprach: „Ich fürchtete mich, als ich deine Stimme hörte, weil ich nackend war;“ so verrieth er durch diese Furcht das innere Bewußtseyn, das sich selbst der Treulosigkeit anklagte, und vor dem Tode, dessen er sich würdig fand, erschrack. Siehe da den Sünder und den Flüchtling, der durch sein selbst eigenes Urtheil verdammt worden! Denn wenn er nicht sich selbst verdammt hätte, würde er die Flucht nicht ergriffen haben. Nun tritt aber die Güte und Erbarmung des Schöpfers schon hier mit dem Heilmittel hervor, welches sie bereitet hatte, noch ehe der Mensch gefallen war. Adam hatte nach dem gerechten Urtheile Gottes den ewigen Tod verdient, seiner Sünde wegen. Aber Gott hatte beschlossen seine Gerechtigkeit zu versöhnen durch den Tod seines, der Sünde nicht fähigen Sohnes; damit wir daraus auf's helleste seine Gerechtigkeit und seine Erbarmung kennen lernten; seine Erbarmung, da er den eigenen Sohn für den gefallnen Menschen dahingab; seine Gerechtigkeit, da er ihn um einen so köstlichen Preis erlöste. Er schlug also — um uns ein Muster zu geben, wie man weder unbedacht noch aus Affeckt handeln müsse — folgenden Weg der Milde ein: Er verwandelte den plötzlichen Tod in ein dauerndes Ungemach; er weist ihn aus dem Paradiese, wo alles von selbst erwuchs, hinweg auf einen widerspenstigen und unfolgsamen Boden, damit er das, was er auf Einen Augenblick hatte ausstehen sollen, in lange dauernder Mühsal leide; denn das sollte zu seiner Zucht und Bildung dienen. Vom ewigen Tode aber erlöste ihn

Gott, da dieß auf keine andere Weise möglich war, durch seinen eigenen Sohn, und zwar bei Zeiten. Denn sobald die höchste Weisheit sah, daß der Mensch durch Schuld eines Holzes Schiffbruch leiden werde, warf sie ihm auch ein Holz zur Rettung zu, und beschloß ihn ans Ufer zu ziehen, indem sie verhieß, es sollte Einer vom Weibe geboren werden, der dem allgemeinen Feinde den Kopf zertrete; denn durch dessen listige Nachstellungen waren die Unvorsichtigen zu Grunde gegangen. Dieß wäre aber keine redliche Verheißung von Seite Gottes gewesen, wenn die Frucht von diesem Siege nicht auch dem Adam zu Gute gekommen wäre. Denn so hätte das ja nur seinen Schmerz noch erhöhen müssen, zu wissen daß ein Retter kommen werde, dessen er selbst aber nicht zu genießen haben sollte. Adam erkannte also, daß der verheißene Same nicht nur seiner Nachkommenschaft, sondern auch ihm selbst zum Heil gereichen werde, und diese vertrauensvolle Hoffnung, die er auf diesen Samen setzte, täuschte ihn nicht. — Wie nun die Sünde Adams die Nachkommenschaft dergestalt verdarb, daß nur Verdorbenes zur Welt kommt: so hat die Gerechtigkeit Christi sie wieder hergestellt, daß uns jenes Verderben nicht schadet, insofern wir nicht als Erwachsene, durch Uebertretung des Gesetzes, aus eigener Schuld auf's neue verloren gehen. Denn die, welche auf Christum vertrauen, werden nicht verdammt, auch wenn sie wider das Gesetz gehandelt haben; wie viel weniger werden dann die verdammt, die in Christo sind, und nichts Böses begangen haben. Wir müssen also eben so wohl bekennen, daß die Erbsünde und die thätliche Sünde durch Christum getilgt sey, als wir bekennen, daß die Erbsünde von Adam herrühre."

„Es läßt sich nun hier die Frage aufwerfen, ob Christus das ganze Menschengeschlecht wieder hergestellt habe, oder nur die Kirche der Gläubigen? Ich könnte darauf freilich ganz kurz antworten, Christus habe durch seine Heilung so viel Nutzen gestiftet, als Adam durch sein Sündigen Schaden. Oder: Adam hat die ganze Masse mit der Erbsünde angesteckt, folglich hat

auch Christus die ganze Masse wieder hergestellt. Allein ich beschränke mich nur auf die Behauptung, die Erbsünde könne die Christenkinder nicht verdammen, aus dem Grunde, weil die Sünde, wenn sie auch, dem Gesetze nach, verdammen würde, doch um des durch Christum getroffenen Heilmittels willen nicht verdammen kann, besonders diejenigen nicht, welche in eben dem Bunde sind, den Gott mit Abraham schloß. Sollte es aber jemand wahrscheinlicher finden, daß auch die Heidenkinder durch Christum selig, als daß sie verdammt werden; der wird gewiß das Verdienst Christi weniger verkleinern, als diejenigen, welche die Christenkinder verdammen, wenn sie ungetauft sterben, und wird sich dabei mit größerm Rechte auf das Ansehen der Schrift stützen können als die, welche entgegengesetzter Meinung sind. Denn er würde ja im Grunde nichts anders behaupten, als daß auch die Kinder der Heiden, während ihrer Unmündigkeit, um der Erbsünde willen nicht verdammt werden, und dieß in Kraft des Verdienstes Christi; daß aber die Erwachsenen, als Ungläubige, sich keiner weitern Gnade zu trösten haben: Würden sie aber durch ihre Werke beweisen, daß das Gesetz in ihren Herzen geschrieben sey, und würde keine Heucheley dabey statt finden, so seyen sie unter die Beschnittenen zu zählen. Denn wo man thut was Gott gefällt, da war auch längst Religion und Gottesglaube (in Deum religio). Dieß beweist Jetro, da er von der himmlischen Weisheit in solchem Maße erfullt war, daß er sogar dem Moses, der doch unmittelbar mit Gott sprach, bei seiner Gesetzgebung Hülfe leistete. Und der Hauptmann Cornelius, dessen Almosen und Gebete Gott gnädig ansah, noch ehe ihm das Evangelium war verkündigt worden. — Jedoch, wie es sich mit den Kindern der Heiden verhalten möge, ich beziehe die Befreyung von der Erbsünde nur auf die Gläubigen und ihre Kinder, und stelle die Andern dem Urtheile Gottes anheim. Denn gesetzt auch, daß wir verwegene Geschöpfe gewissen Menschen, derenthalben wir kein offenes Wort der Schrift haben, den ewigen Tod zu erkennen, sind sie denn darum auch wirklich verdammt?“

(N°. 11. S. 21.—32.)

§. 10.

Kurze Schlußübersicht der Lehre von der Erbsünde.

„Um Alles zum Schlusse kurz zusammen zu fassen, so ist meine Meinung über die Erbsünde folgende: Sie ist ein Gebrechen und ein Prest (morbus), der als Strafe die ersten Eltern traf. Durch ihre Uebertretung haben sie auch die Verdorbenheit so fortgepflanzt, daß ihre gesammte Nachkommenschaft einen Hang hat zum Sündigen. Und hätte nicht die göttliche Gnade bei Zeiten für ein wirksames Gegenmittel gesorgt, so wären alle die, von ihnen herstammen, verloren gegangen. Gottes Güte war es also, die durch den Tod seines Sohnes diesem Verderben zuvorkam; so daß freilich unserer Art und Natur die Ueberreste der Erbsünde, ich meine der Eigenliebe (Philautie), noch immer fest ankleben, diese jedoch denjenigen nicht mehr schaden kann, die in Christo Jesu sind. Denn die Erbsünde kann nicht anders verdammen als das Gesetz; dieß aber kann uns nicht weiter verdammen, obgleich wir immer noch sündigen; denn es ist keine Verdammniß mehr für die, welche in Christo Jesu sind. Röm. 8. Unser Geschlecht ist freilich von dem Hang zur Sünde angesteckt und verunreinigt; aber diese Ansteckung schadet nicht mehr: denn das Gift ist ihr durch Christum benommen. In Christo sind aber nicht nur die Eltern, welche die göttliche Barmherzigkeit zur Erleuchtung und Begnadigung, mittelst des Glaubens, geführt hat, sondern auch ihre Kinder, so gut als die, welche Abraham's Kinder waren nach der Verheißung. Denn sieht man auf den innern Menschen, so ist es Ein und derselbe Glaube, Ein und dasselbe Testament oder Bund. Jene nämlich trösteten sich der Barmherzigkeit Gottes, vermöge des ihnen verheißenen, wir uns derselben, vermöge des uns wirklich erschienenen Christus. Der hat mit seinem Blute, alles was uns verdammen konnte, dergestalt versühnt, daß nun nichts weiter seine tyrannische Gewalt über uns ausüben kann, weder das

Fleiſch, noch das Geſetz, noch der Teufel, der Fürſt dieſer Welt. Und er hat auch durch ſeinen Tod von ſeinem Vater Alles erhalten, ſo daß uns nun zu Theil wird, was wir immer in ſeinem Namen bitten. Daher ſoll auch keine Creatur ſo verehrt und ſo theuer geachtet werden, als ob wir ihr [und nicht Chriſto] die Reinigung unſerer Gewiſſen oder das Heil der Seele zu danken hätten.“

(N°. 11. S. 40. 41.)

Ende der erſten Abtheilung.

Verbeſſerungen.

Seite 24 Zeile 6 iſt zu leſen:
in lat. Sprache und d. Ueb.
— 53 — 12 ein gelehrter
— ‚ — 14 durch Wolfgang
— 107 — 4 ſoll die Schrift Rathſchlag u. ſ. w. mit 67, a. und die folgende Schrift D. Joh. Oekolampads u. ſ. w. mit 67, b. bezeichnet werden.
— 148 anſtatt §. 5. iſt zu leſen §. 2., und ebenſo
— 159 ‚ ‚ §. 3. ‚ ‚ ‚ §. 2.
— 247 anſtatt: Reine Tugend begehrt keinen andern Lohn — iſt zu leſen — Keine Tugend begehrt einen andern Lohn.

BR
346
A25
1819
Abt.1
Bd. 1

THEOLOGY LIBRARY
SCHOOL OF THEOLOGY
AT CLAREMONT
CLAREMONT, CALIFORNIA
91711

7/98 DEMCO